

saarbrücker hefte

Frühjahr 2003
EUR 7,80

89

*Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Schwanengesang

Der Saarländische Rundfunk spart hauptsächlich an den Gliedern. Unser Embedded Correspondent berichtet von der umkämpften Medienfront

Kuckucksei

Die Stadt am Fluß erkauft sich Metropolen-Flair

Wendehals

Ein alter Nazi gibt sich einen liberalen Anstrich

Eulenspiegel

Die Studierenden machen eine hausinterne Prüfung

Storchennest

Das Elsässische Ried träumt kulturhistorisch

Musik

Das Saarländische Staatsorchester erhebt sich aus Ruinen – Orchestergeschichte Teil II

Literatur

Gedichte von Ralf Thenior
Erzählungen von Sven Rech

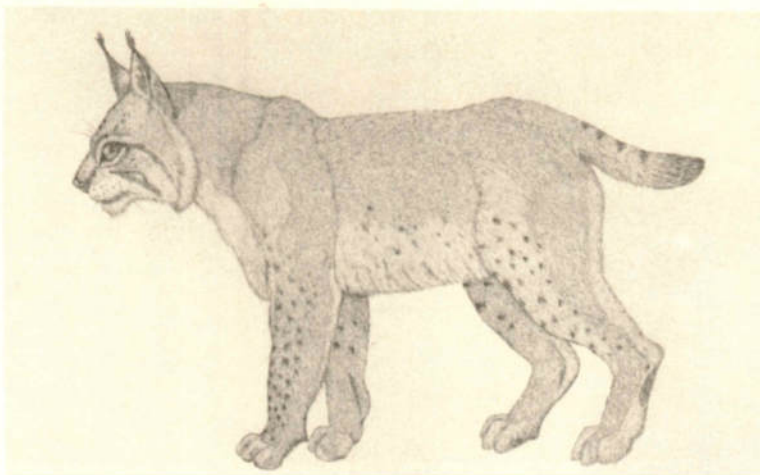
Galerie

Zeichnungen von Natascha Pötz

Rezensionen

Reglers historischer Roman
Alfred Pettos Kriegserlebnisse
Guldens Mundartgesänge
Günter Scharwaths Thesen zur saarländischen Nazikunst
Elisabeth Thalhofers Analyse der Neuen Bremm Täter

einmal mehr eine Preisfrage



saarbrücker hefte Nr. 89, Frühjahr 2003

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Bernhard Dahm, Achim Huber, Uwe Loebens (v.i.S.d.P.), Dietmar Schmitz,
Herbert Temmes, Herbert Wender, Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telephon / Fax: 06 81 / 58 54 18,
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken,
Telephon: 06 81 / 4 16 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Uwe Loebens

Continuity:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendung von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Wilfried Busemann, Angela Fitz, Alexander Jansen, Steffen Kolodziej,
Uwe Loebens, Ekkehardt Oehmichen, Sven Rech, Dietmar Schmitz, Christian Scholz, Erich Später,
Volker Stein, Herbert Temmes, Ralf Thenior, Igor Torres, Rena Wandel-Hoefer

Abbildungen:

Archiv Saarbrücker Hefte, Archiv Saarländischer Rundfunk, Archiv Saarländisches Staatstheater
(u.a. Abb. aus der Broschüre *Saarländisches Staatstheater, 40 Jahre Städtisches Orchester Saarbrücken*,
Buch *Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken*, Ordner *Kritiken von 1955–68*), Georg Bense,
Das Bilderwerk, ehemaliges *Document Center Berlin*, Jan-Michael Meinecke, Christian Scholz,
Volker Stein, Peter Winterhoff-Spurk, aus *Wunder an der Saar* von Heinrich Schneider, Ralph Oettinger

Titelabbildung:

Natascha Pötz, *Luchs*, Bleistift auf Papier, 150 x 130 cm, 1999

ISSN 0036-2115

Für freundliche Unterstützung danken wir der Landeshauptstadt Saarbrücken,
unseren Sponsoren: Dialogika, Friedrich von Oppeln
sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker
hefte

Frühjahr 2003

89 *Die saarländische
Zeitschrift für Kultur
und Gesellschaft*

Pfau-Verlag
Postfach 102314
D 66023 Saarbrücken
Fon +49 681 4163394
Fax +49 681 4163395
e-mail: info@pfau-verlag.de



»Musik im 20. Jahrhundert« 1970-2000

Eine Dokumentation

herausgegeben von
Wolfgang Korb und
Friedrich Spangemacher

mit Beiträgen von Stefan Fricke, Nike Keisinger,
Wolfgang Korb und Friedrich Spangemacher

215 Seiten, zahlreiche Abbildungen, kartoniert
ISBN 3-89727-144-3, 20 EUR



rendez-vous musique nouvelle

25 Jahre internationales Festival in Lothringen 25 ans de festival international en Lorraine

mit Beiträgen von Gerhard R. Koch und Andreas Wagner
und einem Vorwort von Pierre Boulez
Übersetzung: Martin Kaltenecker

zweisprachige Ausgabe (deutsch/französisch)
111 Seiten, zahlreiche Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-129-X, 18 EUR

www.pfau-verlag.de

Kult

Radio in Gründung?	4
--------------------	---

Kakophonie

Uwe Loebens

Radio gaga. Der SR erspart sich ein Programmprofil	6
--	---

Steffen Kolodziej

Beim nächsten Ton ist es Viertel vor Voll ...	11
---	----

Uwe Loebens

Das Saarland braucht einen starken, unabhängigen Sender Ein Gespräch mit Alfons Vogel	23
--	----

Uwe Loebens

Ein Klassiker schwimmt auf neuer Welle Fragen an Jürgen Albers	33
---	----

Ekkehardt Oehmichen

Lauschangriff auf Hörsitten. Die Media Analyse	43
--	----

Uwe Loebens

Privatisiert die Popwellen der öffentlich-rechtlichen Sender! Ein Gespräch mit Jan-Michael Meinecke	47
--	----

Kein Grund, morgens aufzustehen. Die „Radio-Salü-Morning-Show“ und der „Neue Morgen“ von SR 1 im Vergleich	52
---	----

Sven Rech

Gesucht wird: eine Vision für's Radio Ein Gespräch mit Peter Winterhoff-Spurk	64
--	----

Galerie

Natascha Pötz

Zeichnungen	70
-------------	----

Forschung und Lehre

Christian Scholz und Volker Stein

Untersuchungsobjekt Universität	75
---------------------------------	----

Stadtplanung

Rena Wandel-Hoefer

Die Stadt als Bühne. Gestaltungsvorschläge für Saarbrücken	81
--	----

Igor Torres

Shop till you drop. Die Stadt und das Center	89
--	----

Zeitgeschichte

Erich Später

Das Wort des Führers ist unser Befehl Heinrich Schneider, ein deutscher Patriot	95
--	----

Fenster nach Frankreich

Georg Bense

Ein Hauch von Everglades, ein Stück Camargue. Das Elsässische Ried	105
--	-----

Inhaltsverzeichnis

Literatur

<i>Ralf Thenior</i>	
Gedichte	111
<i>Sven Rech</i>	
Verwandte Erzählungen	115

Musik

<i>Alexander Jansen</i>	
Im Zeichen von Wiederaufbau und Wirtschaftswunder	
Zur Geschichte des Saarländischen Staatsorchesters, Teil II	123

Rezensionen

<i>Dietmar Schmitz</i>	
Da, wo das Unkraut wächst, komme ich her (Alfred Gulden)	135
<i>Angela Fitz</i>	
Kehr nie zu einem alten Kriegsschauplatz zurück (Alfred Petto)	136
<i>Herbert Temmes</i>	
Zwei unterschiedliche Früchte einer Saat (Gustav Regler, Norbert Jacques)	137
<i>Wilfried Busemann</i>	
Permanente Bestialitäten (Elisabeth Thalhofer)	139
<i>Uwe Loebens</i>	
Nahaufnahme ohne Weitsicht (Günter Scharwath)	141
A la recherche du citoyen perdu. Das Preisrätsel	144

Autorinnen und Autoren

Des Rätsels Lösung vom letzten Mal

Im letzten Heft hatten wir nach einer Kassette, genauer nach Preis und International Standard Book Number (3-86110-071-1) einer besonders schönen Buchkassette gefragt. Es handelt sich um eine Werkausgabe des Dichters Jacob Michael Reinhold Lenz, die im Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert, erschienen ist.

Unter den richtigen Einsendern hat gewonnen, und zwar just ein Exemplar eben dieser Kassette, Herr Friedel Jakob aus Wallerfangen, dem wir ganz herzlich gratulieren. Als kleinen Sonderpreis dieser ersten Rätselrunde haben wir noch zusätzlich ein Exemplar des Buches von Elisabeth Thalhofer, *Neue Bremm – Terrorstätte der Gestapo*, ebenfalls bei Röhrig erschienen, verlost. Das Buch geht an Herrn Roland Buhles aus Saarbrücken, auch ihm herzlichen Glückwunsch.

Saarbrücker Hefte Radio in Gründung?

Ein Mittelsmann, der ungenannt bleiben will, spielte uns das geheime Thesenpapier einer bisher unerkannten Splittergruppe der Redaktion zu, die offenbar plant, in einem Überraschungscoup sich der saarländischen Rundfunklandschaft durch gezielte Ansprache vernachlässigter gesellschaftlicher Gruppen zu bemächtigen. Nachfolgend drucken wir – aus tief empfundener Solidarität mit den ahnungslosen etablierten Sendern – einige Passagen des Papiers ab.

die Red.

„Zielgruppen. (Unser Zielgruppenprofil fußt auf einer neuen, bisher noch wenig angewandten, aber hochvaliden Mediennutzertypologie.)

Der *häuslich-outdoor-Orientierte* ist bodenständig-umtriebig, altbacken-modern und in bescheidenem Maße großkotzig. Interessen sind prinzipiell vorhanden, über Fußball und Schwenken hinaus aber nicht abgreifbar. Radio hört er, abgesehen von der Lesung des Saar-Amateurs am Dienstagabend („stationär“), grundsätzlich nur am Samstagvormittag im Auto („mobil“), möchte dann jedoch korrekt und in Echtzeit über die verbliebenen Parkmöglichkeiten am Beethovenplatz informiert werden.

Der *Zugezogene* strebt nach Akzeptanz, weiß aber, daß er sie niemals erlangen wird. Er imitiert die Heimatverbundenheit seiner Umgebung, scheitert aber schon an einfachen dialektalen Hürden. Hilfsweise saugt er regionalhistorisches Wissen aus allen Quellen auf und ist damit dankbarer Kunde noch der betulichsten Beiträge. Obwohl er die Frage, wie er bei den verschiedenen Saarabstimmungen entschieden hätte (wäre er dabei gewesen), regelmäßig falsch beantwortet, versucht er es weiter (1a-Potential für Radio als Einschalt- wie Begleitmedium!).

Der *Ausgeschlossene* vereinigt in sich soziopathische und asoziale Elemente, ist weltabgewandt und zeichnet sich durch ein breit gefächertes Desinteresse an allen halbwegs normalen Medienangeboten aus. Durch ironisch-süffisante Moderationen, zynische Kommentare und mit pädagogischer Attitüde präsentierte Nachrichten läßt sich aber kurzzeitig seine Aufmerksamkeit gewinnen. Jeder Versuch von Hörerbindung führt bei ihm sofort zu Ausschaltreflexen!

Der *klassisch Trash-Orientierte* ähnelt dem früher als Bildungsbürger bezeichneten Typus. Er hat sich im Zuge des allgemeinen Werteverfalls von der Hochkultur ab- und den nachmittäglichen Gerichtssendungen im Fernsehen zugewandt, bleibt jedoch elitär. An Richter Alexander Hold stört ihn der Sprachfehler, RTL- und ZDF-Gerichte scheinen ihm unseriös, lediglich Barbara Salesch findet Gnade vor seinen unbestechlichen Augen. Ihm gerecht zu werden, bedarf es eines ausgewogenen, im abschließenden Urteil aber revisionssicheren Programmangebots. ...

Allen Kern-Zielgruppen ist eine paranoide Grundstimmung gemeinsam. ...

Daneben gibt es weitere *special interest*-Zielgruppen; die wichtigsten: Der *Ex-Abonent* hat wegen eines Johannes-Hoffmann-Artikels in den Saarbrücker Heften sein langjähriges Abo gekündigt und sucht nun eine Gelegenheit, auch der GEZ den Rücken zu kehren. Der *wilde Mann* wurde lange als kulturkonservativ mißverstanden. Seine paradoxen Interventionen, zuletzt sein Einsatz für junge Künstler der Region (für deren Förderung er alte Kunst-Kamellen der Stadt verkaufen möchte), zeigen aber sein revolutionäres Potential. Er will mit Hintergrundberichten gefüttert werden, um seinen nächsten Coup zu landen. Der *Ex-Politiker* ist noch zu agil für das hervorragend abgesicherte Pensionärsdasein und wartet unberührt von Selbstzweifeln darauf, daß er noch mal gerufen wird. Er hat praktisch immer das Radio an, um zeitnah vom Sturz eines Parteifreundes zu erfahren. ...

Kern- und erweiterte SAARBRÜCKER HEFTE RADIO I.G.-Zielgruppen umfassen nach der letzten Medienanalyse 03/03 ca. 0,008 Promille der saarländischen Bevölkerung im Alter von 4 bis 94 Jahren. In diesen Zielgruppen streben wir mittelfristig die regionale Marktführerschaft an. ...“

Radio gaga

Der Saarländische Rundfunk erspart sich ein Programmprofil

Von Uwe Loebens

Wellen-Knigge oder kurzgefaßte Biographie eines Radiohörers

Nichts ist mehr, wie es war: die Zeiten, in denen noch Moderatoren – alte Radiohasen erinnern sich mit feuchter Wehmut daran – zu Außenveranstaltungen einen Schwarm von Groupies von Stadt zu Land, über Stock und Stein im Schlepptau hinter sich herziehen und Discjockeys, verehrt wie verrückt, muffige Kellergewölbe in kleine schummerige Wochenendparadiese verzauberten – aus und vorbei. Heute drängeln sich keine föhnfrisierten Blondinen an der Studiotür, wenn Jörg Pelzer auf Sendung geht. Aber sein Moderationsstil gilt inzwischen auf SR 1, wenn nicht als vorbildlich, so doch als beispielgebend. Ein wenig naßforsch, mit leisem, provozierenden Unterton, schnodderig, von allem etwas, aber von nichts zuviel, plaudert er über die Intros der Musik hinweg in den Äther, ein Stil, dem ältere Moderatoren nicht mehr folgen können, schon aus Respekt vor der Musik nicht.

Nach Beendigung unseres Gesprächs führt mich SR 1-Wellenchef Andreas Weber mit einem Gang so eilig wie seine Argumentationen durch das noch im Umbau befindliche Redaktions-Großraumbüro. „Links sehen Sie die Tische, wo bald die Redakteure der Sendungen sitzen werden. Und rechts“ – dort blicken gerade drei Gestalten zwischen aufgeklappten Umzugskisten, Luftpolsterfolien und Kabelschlangen ungläubig auf einen Monitor – „dort sitzen die Info-Leute. Also: kürzeste Kommunikationswege.“ Jetzt öffnet er die schwere Metaltür, um mir eines dieser im Rundfunkjargon sogenannten Selbstfahrerstudios zu zeigen und gleichzeitig das neue, spontane Konzept einer laufenden Sendung zu demonstrieren – eine Geste der Transparenz vermutlich und vor allem der Hörernähe. „Der ist von SWR 3 zu uns gewechselt“, sagt Weber – das klingt wie ein Qualitätsnachweis – und klopft Jörg Pelzer mit einem gewissen

Besitzerstolz auf die Schulter, bevor er wieder durch die Studiotür entschwindet.

Pelzer, strohblond und schlecht rasiert, steckt in einem verwaschenen T-Shirt und ausgebeulten Jeans. An den Füßen trägt er wahrscheinlich abgewetzte Turnschuhe einer edleren Marke. Mit schon etwas verquollenen Lausbubencharme zeigt er auf einen Bildschirm, der in das mächtige hufeisenförmige und pinkfarbene eingerahmte Pult eingelassen ist. Eine Skala und eine Uhr zeigen gleichzeitig die Restzeit des gerade ausgestrahlten Musiktitels sowie den nachfolgenden an. Auf einem zweiten Monitor leuchten Verkehrsmeldungen. Links und rechts stapeln sich CD- und Kassettendecks. Während Pelzer in Windeseile, mit einem halben Blick auf die ablaufende Uhr und jedenfalls schneller als meine Auffassungsgabe, ein paar technische Details erläutert, verschiebt er zwei Regler und blendet lässig von einem Musiktitel zum nächsten über.

„Wir hatten zum Beispiel gerade vorhin die Situation, da hatte mein Redakteur geniest.“ Er weist auf die große Glasscheibe, über der eine rotleuchtende Digitalanzeige Sekunden abzählt und auf vier Fernsehschirmen *Daily Soaps* und N-TV flimmern. „Ich habe automatisch ‚Gesundheit!‘ gesagt. Wir haben uns gefragt, ob man das noch macht. ‚Gesundheit!‘ sagen. Und weil uns ein Einspieler weggebrochen ist, sind wir auf die Idee gekommen, das mit den Hörern zu diskutieren. Und er“ – wieder zeigt Pelzer auf die Glasscheibe – „hat versucht, einen Experten zu finden, der was dazu sagen kann.“ Offenkundig verfolge ich nervöser als er die Skala der dahinschmelzenden Musik, denn er nimmt mit dem Redakteur hinter der Glasscheibe Kontakt auf: „Hast Du jemand gefunden, der was zum Niesen sagen kann?“ Hat er, und hat sogar schon zwei O-Töne bearbeitet und abspielbereit in den Rechner gestellt. „Gut, dann schlage ich vor, daß wir nach den Nachrichten ins erste Fenster gehen und uns darüber unterhalten. Und dann machen wir die Telephone für die Hörer frei.“ Pelzer hantiert wieder mit den Reglern.

Mir kommen ganz andere Dinge als Fragen des guten Benehmens in den Sinn – und dies nicht zum ersten Mal bei meinen inzwischen zahlreichen Irrgängen durch das Funkhaus: Damals – das ist ungefähr so lange her wie die Verfolgungsjagden hysterischer Groupies – stellte eine Musiktruhe aus hellem Furnier mit der ganzen sachlichen Arroganz eines

modernen Möbels auf dünnen schrägen Beinchen in das durchschnittliche Wohnzimmer unseres durchschnittlichen Reihenhauses. Sie ließ sich eitel vor dem Fenster, der ausladenden Polstergarnitur gegenüber, nieder und drängte den grünlich-grauen Fernsehschirm in die Zimmerecke. Immer wieder sonntags schluchzte sie zu Frühstücksei und Golden Toast vom heißen Sand in einem unbekannten Land oder krächte den ganzen Schmerz der ungestillten Sehnsucht nach einem Cowboy als Mann aus sich heraus.

Mit ihrem Einzug begann eine hierarchisch durchorganisierte Prozession verschiedener Empfangsgeräte vom Wohnzimmer in die Küche, von der Küche treppauf in die Kinderzimmer, in deren Folge sich ein alter Kasten zu mir verirrte. Er erinnerte an einen zusammengeschnurrtten Schrankaufsatz aus Omas guter Stube. Links und rechts war er von nachgedunkeltem Holz eingefasst. Zwei nikotinvergilbte Regler für Lautstärke und Empfang aus durchsichtigem Bakelit simulierten Türgriffe. Dazwischen spannte sich statt Vitrinenglas fettgesättigter Stoff über den Lautsprecher, der sich düster abzeichnete. Darunter dehnte sich eine Skala, auf der in sauber gereihten, schräg auf- und absteigenden Kolonnen Bandbreiten und weltläufige Namen aufgezeichnet waren. Mittig saßen drei elfenbeinerne Tasten, mit

denen sich UKW, Mittel- und Langwelle, wenn nicht gar noch rätselhafter klingende Bezeichnungen anwählen ließen. Beim Einschalten erglomm ein kleines grünes Bullauge langsam wie Minotaurs schläfriger Blick, und aus der gelöcherten Rückwand, die an drei ausgeleierte Schrauben hing, leuchtete schwach orangener Widerschein auf. Das Gerät war müde und gab es auch zu verstehen. Nur widerwillig wollte der Regionalsender erklingen – der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK natürlich. Spät abends aber, wenn ich, das Ohr fest an den Lautsprecher gedrückt, beim flauen Licht der Nachttischlampe mit der Wellenklaviatur spielte und den Zeiger, rot wie der Faden der Ariadne, über das Band zu Städten wandern ließ, die unerreichbarer schienen als heute Mond und Mars, von Rom nach Lissabon bis nach Übersee, erahnte ich inmitten des vielstimmigen Rauschens, Pfeifens und Jaulens ganz in der Ferne eine fremdländische Stimme und unbekannte Musik. Nachdem ich, neugierig geworden, die Rückwand gelöst, die metallischen Aufsätze, die bunten Stecker und die länglichen Glasröhrchen betrachtet hatte, wollte ich, Opfer eines Jugendromans, in dem aufgeweckte Knaben mit Hilfe eines selbstgebastelten Radios einen Kriminalfall lösten, auch eines bauen. Ich wünschte mir eine Bastelanleitung zu Weihnachten.

Der Stolz der frühen Jahre



Ein idealer Radiohörer, der da heranwuchs? Wohl kaum, denn längst schon konkurrierten die unsichtbaren Wellen mit den zunehmend ausdifferenzierten Grautönen der tierischen Konkurrenz von Rin Tin Tin, Fury oder dem politisch korrekten und ethisch unbedenklichen Klaffen Lassies. Wir Heranwachsende sprachen eher im Tonfall des Mädchens vom Hausboot und verwandelten die langweiligen Nachmittage auf einer durchschnittlich gefegten Wohnstraße mit dem Nicken der bezaubernden Jeannie in die ausgedehnte Prärie von Hoss und Little Joe. Wir schielten farbig wie Clarence und wünschten uns trotz geographischer Hindernisse Freunde wie Flipper. Und wenn wir nicht bei Streitfällen mit rauchenden Colts gestikulierten, beamten wir uns weg von den durchschnittlich gestutzten Vorgartenhecken in die unendlichen Weiten des Weltraums. Das Radio lieferte die Sommerhits dazu. Mein Vater etwa hatte da ein ganz anderes Verhältnis zum Radio. Lange Jahre später fiel mir ein viele Seiten langer, mit verwischten Maschinentypen auf stockfleckigem Durchschlagpapier getippter und in klapprigen Hexametern verfaßter Panegyrikos auf den Saarländischen Rundfunk aus einem verstaubten Buch entgegen. Der Vater, der mir gerade nicht wegen zarter lyrischer Seelenregungen in Erinnerung geblieben ist, mußte ihn, so schloß ich aus dem Text, Anfang der 50er Jahre niedergeschrieben und – so befürchte ich heute – auch abgeschickt haben.

Aus meiner Karriere als Radiotechniker wurde nichts. Sie scheiterte am ausgeprägten physikalisch-technischen Unverständnis, das mich noch heute darüber staunen läßt, daß die Leute nicht einfach von der südlichen Hemisphäre ins Weltall purzeln. Man kann mir hundert Mal erklären, wie der Ansaugdruck Flugzeuge zum Fliegen bringt und Rechner mit Ein und Aus die Simulation von zum Beispiel Buchstaben errechnen – ich verstehe es, begreife aber nicht. Genauso wird, theoretisches Wissen hin, praktische Erfahrung her, es mir ein Rätsel bleiben, nicht daß, aber wie es möglich ist, eine Stimme zu hören, die Kilometer entfernt spricht – wie Jörg Pelzer jetzt, der eben nach den Nachrichten ein paar Wettermeldungen verliest, die ihm vorhin eine Redakteurin ins Studio gebracht hat.

Statt aus einem selbstgebauten, plärnten aus einem Kofferradio, geformt wie eine steife Damenhandtasche, in ein Altmännerbeige ge-

taucht und mit einer runden Bandbreitenwahlsscheibe versehen, die letzten Zuckungen von *Hallo Twen*, für dessen Blütezeit ich zu jung war. Wenn ich, öfter als es meinen Eltern gefallen konnte, fiebernd im Bett lag, verfolgte ich mit halbem Ohr und ziemlich benommen vormittags das Geplapper der Weißenbachs, wahrscheinlich eine der ersten Radio-Morning-Shows der Nachkriegsgeschichte, die sich anhörte, wie dunstige Küchen und derb-soßige Hausmannskost riechen.

„Das sind doch Sentimentalitäten. Das ist 30 Jahre her. Mindestens. Wenn nicht mehr,“ sagt Andreas Weber in seinem neuen, provisorisch eingerichteten Büro. Etwas indigniert rechne ich still nach, während er weiter redet. Indessen hat Jörg Pelzer das Mikrophon an die baldige Aufklärung über Benimmregeln erinnert und mit seinen Reglern gespielt. Er lehnt sich im Sessel zurück, zündet eine Zigarette an und wendet sich mir zu, um sich nach der Zeitschrift zu erkundigen, für die ich unterwegs bin. In einer bemerkenswerten, weil verräterischen Reiz-Reflexreaktion beginnt er aufs Stichwort, das bedauernswerte Schattendasein der Kultur zu beklagen. Ich höre nicht mehr genau hin. Meine Gedanken wandern zurück zum Kofferradio, aus dem gerade Deep Purple Rauch übers Wasser schickte. Zum Leidwesen meiner Mutter, die im Zimmer nebenan vergeblich auf Schlaf hoffte, aber nicht zu protestieren wagte, verfolgte ich regelmäßig eine nächtliche Rocksending. Wenn Led Zeppelin mindestens ebenso sehnstüchtig und unerfüllt wie die cowboyhungrige Wildwestromantikerin das langgezogene „You need it – loooove“ aus *Whole Lotta Love* durch den Äther peitschte oder Bob Marley in Trenchtown Schrei und Frau vermißte, dann verstand ich und fühlte mich entsprechend. Samstagsnachmittags hörte ich die Sportberichterstattung, hier der behäbige Report von einem regionalen Fußballacker, dort die hektische Liveschaltung in ein Bundesligastadion. Das mache ich heute noch, an dieser Sendung hat sich wenig verändert. Nur mein schwarzrot-gedreßter Fußballverein kickt nicht mehr um den Aufstieg in die erste, sondern erfolglos gegen den Abstieg aus der Oberliga. In den Wohngemeinschaftsjahren stand es um den Verein noch nicht so schlecht. Bedenklicher war eher unser Umgang mit der Zeit. Wir entdeckten endlich SWF 3, die Mutter aller Formatprogramme, und lauschten mit-

tags in der Küche trotz Studienverpflichtungen der von Hörern zusammengestellten *Musikbox*, die selbst manchen Programmacher dieses fortschrittlichsten aller Popsender in einen kalten Schatten stellte. Abends lagen wir auf Matratzen vor der aus schmalen schwarzen Komponenten bestehenden Stereoanlage, träumten von den idealen blauen Augen, die so sentimental machen, oder indifferenter vom *Look of Love*, bevor wir bis spät in die Nacht demselben in lauten Kaschemmen hinterherjagten.

„Sentimentalitäten. Das ist mindestens 30 Jahre her. Wenn nicht mehr,“ sagt Weber, als ich ihm wie beiläufig ein paar Stichworte zuwerfe: Vielleicht habe der SAARLÄNDISCHE RUND-FUNK, der auf eine eigentümliche Weise mit den politischen Wechselfällen des Landes verbunden sei, sich gerade mit seinen fortschrittlichen Entwicklungen gegenüber den großen Sendeanstalten profiliert und damit teilweise seine Existenz gesichert. Immerhin sei die *Goldene Europa* der älteste Show-Preis Deutschlands und Truck Branss zum Beispiel eine prägende Gestalt des Fernsehens. Noch immer werde Josef Ohlers, der im Saarländischen Rundfunk die O(riginal)-Ton-Nachricht erfunden habe, hochgeachtet oder hätte der Name Axel Buchholz wegen seiner vielgerühmten Radio-Magazinsendungen einen guten Klang. Das Ergebnis meiner Rechenoperation – tatsächlich, 30 Jahre, oder kaum weniger – verschweige ich genauso wie die Tatsache, daß ich schon lange nicht mehr zu den SR 1-Hörern zähle. Meine damalige Lebensgefährtin und ich hatten nämlich in schönem Einverständnis endgültig die Europawelle aus dem Kanon ansteuerbarer Wellen unserer kleinen, aber leistungsstarken Kompaktanlage gelöscht. Uns war der morgendliche Steh-kaffee bitter geworden, als wir die ungewaschenen Hörerkommentare zu aktuellen politischen Ereignissen mit anhören mußten. Überhaupt – das gelegentliche Abhören der Kulturwelle und ein verräterisches Anwachsen der Klassik-CD-Sammlung wiesen unangenehm auf das einsetzende Alter ... Aber das ist nun wirklich ein ganz anderes Thema.

Pelzers Redakteur, dessen Name ich genauso schnell wie zuvor die sendetechnischen Raffinessen vergesse, betritt das Studio; ein ganz Langer, aber nicht mehr ganz so Tauf-rischer in kariertem Freizeithemd und Jeans, kurze Haare, journalistisch weiß geränderte

Brille auf der Nase und ein Lächeln selbstge-wisser Coolness in den Mundwinkeln. Er setzt sich einen Kopfhörer auf und geht mit Pelzer zusammen *on air*.

„Na, was hast Du rausgefunden? Was macht man jetzt, wenn jemand niest? Sagt man nun ‚Gesundheit!‘ oder läßt man’s bleiben?“

„Ich habe tatsächlich jemanden gefunden, der sich damit auskennt, eine Fachfrau, die sich mit Knigge-Fragen beschäftigt.“

Ein O-Ton, den ich ohne Verstärkung nicht mithören kann.

„Also, Du siehst, man sagt besser nicht ‚Gesundheit!‘, wenn jemand niest. Weil, dann erinnert man den ja daran, was er gerade nicht hat.“

„Wie, was? Soll ich dem dann ‚Verreck‘ doch!‘ wünschen?“

„Die Frau, die ich gesprochen habe, hat mir auch ein paar Empfehlungen mitgegeben.“

Wieder ein für mich stummer O-Ton, der vermutlich nahelegt zu schweigen, wenn jemand lautstark seinem Nasenjucken Ausdruck verleiht.

„Ich weiß nicht, ich find’s schöner, ‚Gesundheit!‘ zu wünschen, wenn jemand niest,“ resümiert Pelzer, während der Redakteur die Studiotür knallend hinter sich zufallen läßt. „Aber liebe Hörer, was meinen Sie? Soll man jetzt ‚Gesundheit!‘ sagen oder soll man nicht? Rufen Sie uns an. Unsere Telefonnummer ...“ Und schon spielt ein neuer Musiktitel.

Irritiert frage ich, der die mir selten wohlge-sonnenen Götter angefleht hatte, jetzt bloß nicht einem Hustenreiz zu erliegen, wieso der Redakteur noch während der Übertragung das Studio verlassen durfte? Das hört man doch. Pelzer nimmt es locker: „Ach, das gehört zu unserem Sendekonzept. Wenn die Hörer die Tür hören, dann sind sie dichter dran. Sie hören sozusagen mit, wie Radio gemacht wird.“

Rock und Pop und Tralala

Andreas Weber frage ich nicht danach, ob ich ihm Gesundheit oder lieber Beileid wünschen soll, als er mir sein Vorhaben erläutert, SR 1 von einer verstaubten Popwelle in eine musikorientierte Begleitwelle und zwar in die schnellste, aktuellste des ganzen Sendegebiets umzuwandeln. Er wirkt wie ein Produktmana-ger, weniger wie ein rasender Reporter oder



SR 1-Wellenchef Andreas Weber, Photo: R. Oettinger

ein vergeistigter Kulturredakteur: windschnittige Begriffe, flotte Argumente, nach deren Vortrag er sich wie zur Entspannung in seinem Sessel zurücklehnt und die Beine übereinanderschlägt. Von lässiger Hose, gestreiftem Hemd, Schlips, Brille und dandyhafter Frisur schließe ich auf ein früheres BWL-Studium, man hat ja schließlich seine Vorurteile.

„Gibt man nicht ein bedeutendes Stück unverwechselbarer Identität“, lasse ich nicht locker, „und“ – nun ganz marketingmäßig – „damit Hörerbindung auf, wenn man sich bis zur Verwechselbarkeit der Stilmittel privater Rundfunksender bedient? Warum also gibt man Kompetenzvorsprung, den man gegenüber den Privaten zweifellos hat, leichtfertig zugunsten der Entwicklung einer austauschbaren Popwelle auf?“

„Ja, wann war denn das?“, wiederholt Weber, „Das ist doch 30 Jahre her. Mindestens.“ Inzwischen habe sich die Rundfunklandschaft massiv verändert. Die Privaten seien dazugekommen, die Gewohnheiten der Fernsehzuschauer wie die der Radiohörer hätten sich radikal geändert. Hin zu schnelleren Schnitten, kürzeren Einheiten zum Beispiel. Jetzt sei die *Europawelle* dabei, diese jahrzehntelang verschlafenen Entwicklungen aufzuholen. Dafür stehe er als Wellenchef ein.

Tatsächlich hinkt *SR 1 Europawelle Saar*, einst eine Vorzeigewelle, *RADIO SALÜ* in der Hörergunst seit Jahren erfolglos hinterher und muß sich auch gegenüber *SR 3 Saarlandwelle* und deren gewissem Etwas aus Rüschendeckchen und Gelsenkirchener Barock geschlagen geben. Mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden und bis zur Gesichtslosigkeit schamlos stürzte man sich auf jedes noch so kleine Erfolgsmodell anderer Sender. Ob es sich um Hörerspielchen, Stimmenimitatoren oder Blind-Date-Shows handelt, die mit fünfjähriger Verspätung bei *SR 1* Einzug hielten, um Stau- und Blitzermeldungen von Hörern oder um Sprachregelungen – statt das Wetter im *SWR 3-Land* wird dasjenige im *SR 1-Land* angekündigt –, nichts ließ und läßt die Welle aus, um es mit dem peinlichen Qualitätsverlust von Repliken nachzuahmen. Wenn *SR 1* überhaupt noch ein Image hat, dann das einer Patchwork-Welle schlecht geklauter Ideen.

Aber nicht deshalb kam Weber-Bashing auf dem Halberg in Mode – mehr als einmal wurde von meinen Gesprächspartnern ein Zusammenhang hergestellt zwischen Webers Rundfunkkarriere und der politischen Tätigkeit seines Vaters in der saarländischen Landesvertretung zu Lafontaines Zeiten. Webers mittelfristige Unbeliebtheit stieg schlagartig, als er Ende letzten Jahres mit der Ankündigung, Informationsmagazine zugunsten kleinerer Info-Einheiten im laufenden Programm abzuschaffen, mit einem Paukenschlag die erwartete Sparrunde beim *SR* einläutete. Schon vorher gab es im Funkhaus böse Wallungen, als *SR 1* auf die aktuelle Berichterstattung zum Überfall tschetschenischer Rebellen – Widerstandskämpfer – Terroristen (je nach gerade opportuner Sprachregelung) auf eine Moskauer Musicalaufführung verzichtete, zugunsten von Live-Übertragungen aus dem *Media-Markt* Saarbrücken, mit dem man an diesem Tag eine Medienpartnerschaft praktizierte. Brach sich da der nicht mehr ganz so neue, aber unverdrossen flache Radiogeist von Rock und Pop und Tralala für alle Zukunft Bahn?

Auch das stimme nicht, sagt Weber, nun erzürnt. „Natürlich haben wir über Moskau berichtet.“ Die falsche Behauptung werde aber seit geraumer Zeit aus einer bestimmten Ecke kolportiert. Er meint die Nachrichtenleute, die über das Ende ihrer Magazine natürlich alles andere als glücklich sind.

Fortsetzung auf Seite 13

Beim nächsten Ton ist es Viertel vor Voll oder Haben die Deutschen ihr Radio nicht besser verdient?

Unter Verwendung authentischer Zitate,

real existierender O-Töne, eines frei erfundenen Bildes aus den

Nachtgedanken sowie einer dem Film *Down by Law* entliehenen Szene

Von Steffen Kolodziej

Am besten stellen wir uns erst einmal ganz dumm. Und stellen uns den Erlebnispark Deutschland vor wie eine wohl gefüllte Kneipe. Jubel, Trubel, Heiterkeit, alle Tische voll besetzt, die Theke in drei Reihen belagert. Unter der niedrigen Dekke hängt eine dichte Wolke von Tabakrauch; Bierdunst und Gesprächsfetzen branden gegen die holzgetäfelten Wände. In der Ecke steht eine Musikbox.

Auftritt Radiomoderator. Kein öffentlich-rechtlicher Herold der Parteipolitik, sondern einer, der Platten auflegt und ab und an dazu auch was sagen darf. Die Stimme ist bekannt, Zweifel an seiner Berufung zerstreut er, indem er mit geschlossenen Augen rezitiert: „Das Wetter in Saar-Lor-Lux und Rheinland-Pfalz ...“ Die letzten Zweifler sind überzeugt, als die sonore Stimme intoniert: „Der Verkehrsservice: Unsere Hörer melden uns Blitzer auf der L 186 zwischen Hirn-riss und Grubendorf in beiden Fahrtrichtungen ...“ Klar: der Mann arbeitet wirklich im Radio.

„Und was machst Du so tagsüber?“ fragt der Vertreter für Auslegeware und wischt sich das Kondenswasser von der Stirn.

„Kannst Du mir ‘ne CD brennen mit den besten Hits, ich brauch da was für ‘ne Hochzeit ...“ grölt der Kommunalbeamte, der sein vierzehntes Monatsgehalt aufbessert mit un versteuerten Nebeneinkünften als Alleinunterhalter am Wochenende.

„Und was ist mit Jazz?“ fragt der Lehrer über den Rand seiner Brille hinweg.

Drängt sich der Zimmermann durch die Menge, mustert den Radiomann von oben nach unten und fragt: „Öffentlich-rechtlich oder privat? Weil: die Privaten hör ich nicht mehr, die sind alle schwul. Ich hör immer euch, aber ich hab noch nie was gewonnen bei euch.“

Er wird beiseite gestoßen vom Klempner der Gemeinde: „Ei, Du arbeitest beim Radio? Kennst Du dieses eine Stück, das wo der eine immer

singt, wie war das noch gleich, das suche ich schon seit Jahren ...“ Er wird jäh unterbrochen vom Wirt, der ihn am Kragen hinter die Theke zieht: „Komm Du mal da her: das Rohr, das Du gestern verlegt hast, verliert Öl ...“ Es ergibt sich eine lautstarke Diskussion über handwerkliche Fähigkeiten im allgemeinen und das Verlegen von Rohren im besonderen.

Der Zimmermann sieht seine Chance: „Was issn mit diesen Tassen, Du weißt schon, wo Guten Morgen drauf steht. Kannst Du mir da eine besorgen, ja? Du bist doch nicht schwul, oder?“

Der Richter vom Akademiker-Stammtisch schreit dem Demoskop ins Ohr: „Als ordentlicher Gebührenzahler habe ich einen Anspruch darauf, daß die Radiomoderatoren jeden einzelnen Titel an- oder absagen. Sonst kriege ich nie mit, was das war, das da gesendet worden ist.“ Der Chefredakteur der örtlichen Tageszeitung nickt. „Informationspflicht! Informationspflicht!“ „Genau!“, schreit der Schuhverkäufer vom Nebentisch, „die sollen nicht ewig so viel labern im Radio, das geht mir auf den Sack!“ Der Demoskop rührt manisch mit einer Salzstange in seinem Bier.

„Jazz, was ist mit Jazz?“ fragt nun wieder der Lehrer.

Am Tresen, festgeklammert an die Reling, erhebt sich eine schwankende Figur: „Ich kann auch Musik! Ich war früher Roadie bei den Thunderbirds. Achtzehn Dorffeste an einem Wochenende! Das war noch Musik. Ist ja heutzutage nur noch Schrott alles. Aber damals!“ Seine exakte Beschreibung der Musikwelt im goldenen Zeitalter der E-Gitarren unter besonderer Berücksichtigung anatomischer Besonderheiten weiblicher Anhänger der Thunderbirds endet abrupt, als er mit dem Kinn auf die Theke aufschlägt. „Jawohl“, lispelt sein Nebenmann, „und deutschen Hip Hop hört man auch viel zu selten im Radio.“

Der Zimmermann hat mittlerweile Tränen in

den Augen: „Nur eine von den Tassen hätte ich gern ...“ Er schneuzt sich geräuschvoll in die Krawatte des Vertreters für Auslegeware. „Kult!“ entfleucht es dem Studentlein neben ihm und der Lehrer schüttelt den Kopf. „Was ist denn nu’ mit Jazz?“

Der Richter beginnt, aus dem Kopf den Rundfunkstaatsvertrag zu deklamieren, während sich drei Mitglieder des Motorradclubs „MC Offenes Rohr“ mit bedrohlichen Mienen um die Musikbox postieren, um einen schwächtingen Menschen mit Designerbrille davon abzuhalten, zum siebzehnten Mal an diesem Abend *Ein Bett im Kornfeld* zu drücken.

Der Demoskop greift nach einer zweiten Salzstange, die erste hat sich im Bier aufgelöst.

Der Klempner hat sich aus dem Würgegriff des Wirts befreit und die Theke erklommen: „Ich will das eine Stück haben, das wo der eine so singt – brenn’ mir das auf CD, aber sofort ...“ „Schnauze halten!“ grölt der Schuhverkäufer. „Informationspflicht!“ die freie Presse. „Alles Scheiße!“ die Thekenmannschaft. „Jazz“ und „Kult“ sind kaum zu hören.

An der Musikbox skandiert die Brillenschlange: „Jürgen-Drews-Jürgen-Drews!“ Der Motorradclub krempelt kollektiv die Ärmel hoch.

„Eine Runde Ramazzotti für alle“ begehrt die

Toskanafraktion aus dem Hinterzimmer, während der Wirt bei dem Versuch, den Klempner von der Theke zu wischen, auf einer ominösen Ölspur ins Rutschen gerät und verzweifelt versucht, sein Gleichgewicht am Gläserregal wieder aufzurichten. Der Versuch mißlingt, er geht zu Boden und wird von leeren Gläsern und halbvollen Flaschen begraben. Der Demoskop rührt mit frischer Energie in seinem Bier und kippt den vierzehnten Doppelkorn. Auf der Musikbox wird ein geknebelter Spargeltarzan fachmännisch von den finstren Mitgliedern des „MC Offenes Rohr“ vertäut. „Kult!“ fordert der Student und geht aufs Klo. Arm in Arm mit dem Zimmermann beginnt der Vertreter für Auslegeware zu singen: „Satisfaction!“ Der Chor der Stammgäste fällt ein: „I can’t get noho. Satisfaction.“ „Titel ansagen“ ruft der Richter. „Jazz!“ der Lehrer mit ersterbender Stimme.

Am Akademikerstammtisch beginnt der Demoskop ein undeutliches Selbstgespräch. „Verschdeh das nicht. Diese Kneibe gibbds doch gar nicht. In keiner Umpf- Umpf- äh Umfrage nachgewiesen. Und droddsdem – ach, ich bin ja totahl besoffn.“

Der Radiomoderator kriecht vorsichtig auf Händen und Knien in Richtung Ausgang. „Die Wetterstationen im Saar Lor Lux Raum meldeten stürmische Böen bei folgenden Temperaturen ...“

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto-Nummer 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst.

ai
amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Tatsache ist auch, daß der SAARLÄNDISCHE RUND-FUNK den Gürtel enger, so eng sogar schnallen muß, daß kaum Platz zum Atmen bleibt. Bis Anfang 2006 müssen rund 30 Prozent des Gesamtetats herausgespart werden, im Programm, beim Personal und auf Teufel komm raus. (s. auch S. 14f.) Augenblicklich noch 695 Planstellen (davon 663 besetzt) stehen 550 im Jahr 2008 gegenüber. Während Webers Kollegen ihr Sparziel Schritt für Schritt, Jahr um Jahr zu erreichen suchen, vollzog er den harten Schnitt und stellte die *Europawelle* zu Beginn dieses Jahres so auf, wie sie erst in drei Jahren stehen müßte, um beruhigt – aber auch ruhig? – in die Konsolidierungsphase gleiten zu können. Auf zu kostenintensive „Moderationsstrecken“ in den sogenannten Randzeiten ab 18, spätestens ab 20 Uhr und am Wochenende wurde finanziell zugunsten der Radio-„Prime Time“ frühmorgens und vormittags verzichtet. Die dreiminütigen Regionalreports fielen dem Rotstift ebenso zum Opfer wie zum Beispiel die Sendung *Preview* zu den neuesten Kinofilmen. Ein Blick ins Radioprogramm genügt, um den ganzen SR 1-Einfallsreichtum beim Sparen zu bewundern. Auf den *Neuen Morgen* folgt die Sendung *SR 1-10/14*, gefolgt von *SR 1-14/18*, woran sich *SR 1-18/22* anschließt. Die als *Nachtwerk* titulierte Sendung von 22 bis 24 Uhr ist ein vorproduziertes, computer-gestütztes Programm ohne Studiomoderation. Danach folgt die gemeinschaftliche *ARD-Popnacht*.

Und der harte Schnitt traf eben auch die teuren Informationsmagazine; der vorläufige Tiefpunkt – wie die Nachrichtenleute es sehen – in der Entwicklung vom „musikorientierten Mischprogramm hin zu einer Unterhaltungswelle“. (s. auch S. 16f.) Sie verstehen diese Entwicklung um so weniger, als noch 1999 die *SR 1-Infozeit* von 8.04 - 9.00 Uhr mit durchschnittlich 100.000 Hörern ein Quotenhit war und sich andere Sendeanstalten in ihren Nachrichten auf die morgens dort geführten Interviews bezogen. Jetzt konkurrieren sogenannte Informationspräsentatoren, die halbstündlich für die Schlagzeilen und je nach Bedarf und Ereignislage auch ins laufende Programm eingebunden werden, mit Comedy-Einlagen, Boulevardthemen und Höreraktionen. Die als *Hintergrund* titulierten, um zwei Minuten

gestreckten Nachrichten um 18 Uhr (samstags um 13 Uhr) verdienen – das ergab der Selbstversuch – ihren Namen nicht. Im Funkhaus spricht man inzwischen sogar von „gefühlter Nachricht“, die mit der Repetition von über den Tag hinweg verstreuten Schlagwörtern Information suggeriere, aber durch das Fehlen von Hintergrundberichten und Interviews den Hörern eine Verortung der Meldungen im politischen Gesamtgeschehen nicht mehr ermögliche. An eine kritische Beleuchtung landespolitischer Themen sei schon gar nicht mehr zu denken.

„Stimmt wieder nicht“, kontert Weber. Man müsse akzeptieren, daß festgefügte Programmseinheiten wie die *Infozeit* nicht mehr den Hörergewohnheiten entsprächen. Statt einer breit gestreuten Palette von Informationen, die die Gefahr der Beliebigkeit in sich berge – übrigens, wie oft habe das Magazin Berichte ohne Relevanz ausgestrahlt, nur weil Sendezeit gefüllt werden mußte –, statt dessen also konzentriere man sich jetzt auf möglicherweise nur ein überregionales Thema von Bedeutung für das Saarland, das den ganzen Tag begleitet werde. Was die regionale Berichterstattung angehe, unterstützten SR 1 und SR 3 sich gegenseitig. Und – nicht zum ersten Mal im Laufe meiner Gespräche – fällt nun der Name des SR 3-Reporters Thomas Gerber, auf dessen Arbeit man insbesondere zurückgreife. Als der einzige sogenannte investigative Journalist beim SR scheint er den Status eines unter Naturschutz gestellten Exoten zu genießen – kein beruhigendes Anzeichen für die Pflege der politischen Berichterstattung. Mit drei Informationspräsentatoren, die aus der ehemaligen Redaktion der *Infozeit* stammen, fährt Weber fort, personalisiere man die Nachrichten und offeriere den Hörern ein Identifikationsangebot ähnlich den feststehenden Redakteur/Moderator-Teams der Sendungen.

Aber nicht nur Nachrichtenjournalisten sehen im Gegensatz zu Weber die neue Struktur von *SR 1 Europawelle* mit erheblichen Bedenken, auch Musikfachleuten kommen große Zweifel. Mit der programmumfassenden Gleichschaltung des Musikangebots, dem Wegfall sogenannter Autorensendungen, deren thematisch zusammenhängendem Musikprogramm, stimme SR 1 in das Konzert der austauschbaren Popwellen ein. Der Gedanke, daß (Pop-)Musik nicht nur einen industriell vorgefertigten Einschaltimpuls zur Welle, son-

dern einen kulturellen Wert darstelle, dessen Entwicklung gerade im Radio – wo denn sonst – es zu verfolgen und vermitteln gelte, spiele in der Programmgestaltung keinerlei Rolle mehr. Über Unterhaltung als ein wichtiges Element des Radios werde inhaltlich sowieso schon nicht mehr diskutiert.

Im Computer, der inzwischen zentral und ausschließlich von der Musikredaktion ohne Mitsprache zum Beispiel der Moderatoren gespeist wird, kursieren angeblich (ähnlich wie bei RADIO SALÜ) 700 Musiktitel – Kritiker befürchten, daß nur 100 tatsächlich eingesetzt werden –, aus denen die Redaktion das Tagesprogramm zusammenstellt. In den „Call out's“ (Weber) testet regelmäßig eine hausinterne Medienforschung bei den Hörern die Akzeptanz neuer und der bereits angebotenen Musikstücke. Sollten letztere zu oft gespielt worden sein oder sich der Hörergeschmack

verändert haben, werden sie in das sogenannte Backprogramm zurückgestellt, in einem jährlich stattfindenden Hörer-Auditorium erneut abgefragt und gegebenenfalls elimiert. Immerhin, möchte man hinzufügen, macht man sich beim SR noch die Mühe, die Musikapalette selbst zu erstellen und damit eine sendertypische Musikfärbung zu erzeugen, die zu erkennen allerdings ein beim durchschnittlichen Popwellenkonsumenten nicht voraussetzbares, geschultes Gehör erfordert. Im Gegensatz dazu erwerben Privatsender bei der Musikindustrie mit der aus 6.000 Titeln zusammengesetzten Software Musik quasi im Sixpack. Und auf zwei weitere, seiner Meinung nach große Unterschiede etwa zu RADIO SALÜ weist Weber hin: Zum einen werden die Titel in größeren Rotationsfolgen, also seltener wiederholt. Zum anderen berücksichtigt SR 1 auch Musiktitel der 80er Jahre (RADIO

Geld nach Gesetz

Im sogenannten *Sechsten Rundfunkänderungsstaatsvertrag* vom 20. Dezember 2001 wurden die Finanzierungsmodalitäten unter den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten neu festgelegt. Dies war nötig geworden, nachdem CDU-geführte Geberländer wie Bayern, Baden-Württemberg und Hessen den laufenden *Rundfunkstaatsvertrag* (RStV) gekündigt hatten, um eine Neuregelung des Finanzausgleichs unter den Rundfunkanstalten zu erzwingen. Der RStV, der die Aufgaben, Pflichten und Rechte der öffentlich-rechtlichen und der privaten Sendeanstalten von Programmgrundsätzen der Meinungsvielfalt, des Minderheiten- und des Jugendschutzes bis hin zu Werberichtlinien und Zuordnungsregelungen von Übertragungskapazitäten beschreibt, legt auch die Finanzierungsgrundlage der öffentlich-rechtlichen Anstalten fest. Demnach müssen im Gegensatz zu den privaten Anbietern, die „ihre Rundfunkprogramme durch Einnahmen aus Werbung und Teleshopping, insbesondere durch Entgelte der Teilnehmer (Abonnements oder Einzelentgelte), sowie aus eigenen Mitteln finanzieren [können]“, keinesfalls jedoch aus Gebühren (§ 43 RStV), die Öffentlich-Rechtlichen ihr Programmangebot vorrangig aus den Gebühreneinnahmen und erst an zweiter Stelle aus sonstigen Einnahmen wie Rundfunkwerbung erwirtschaften (§ 12 RStV). Da das Gebührenaufkommen der kleinen Sendeanstalten ihren

Finanzbedarf für einen regulären Betrieb nicht abdeckt, schreibt §11 (2) des RStV einen Finanzausgleich als „Bestandteil des Finanzierungssystems der ARD“ zwischen den reichen und armen Sendern vor, um „insbesondere eine funktionsgerechte Aufgabenerfüllung der Anstalten SAARLÄNDISCHER RUNDFAUNK, RADIO BREMEN (RB) und SENDER FREIES BERLIN (SFB) sicher[zustellen]. Der Umfang der Finanzausgleichsmasse und ihre Anpassung an die Rundfunkgebühr bestimmen sich nach dem Rundfunkfinanzierungsstaatsvertrag.“

„Der Finanzbedarf des öffentlich-rechtlichen Rundfunks wird regelmäßig entsprechend den Grundsätzen der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit, einschließlich der damit verbundenen Rationalisierungspotentiale, auf der Grundlage der Bedarfsanmeldungen“ von ARD, ZDF und DEUTSCHLANDRADIO ermittelt, heißt es in § 13 des RStV. Er wird anhand der Kriterien einer wettbewerbsfähigen Fortführung der Rundfunk- und Fernsehprogramme, einer Teilhabe an neuen rundfunktechnischen Möglichkeiten und der Entwicklung neuer Rundfunkformen sowie der Kostenentwicklung und der Gebühren- und Werbeerträge bestimmt. Die unabhängige Kommission KEF, die sich aus Wirtschaftsprüfern, Unternehmensberatern, Rundfachsachverständigen, Vertretern der Rechnungshöfe und Medienwissenschaftlern zusammensetzt, keinesfalls aber Bedienstete der Sendeanstalten oder Mitglieder der Verfassungsorgane aufnehmen darf, prüft und ermittelt den Finanzbedarf.

SALÜ: „... und die Megahits der 90er“). Durch die für die Musikindustrie bequeme Zentralisation der musikalischen Programmgestaltung sind die Moderatoren vom Informationsfluß musikalischer Entwicklungen weitgehend abgeschnitten. Ihnen obliegt es bestenfalls, in der laufenden Sendung per schnellem Zugriff im Computer einen neuen Musiktitel auszuwählen, wenn der vorgesehene in Stimmung und Inhalt allzusehr mit der gerade zu präsentierenden Nachrichtenlage kollidiert.

„Sie müssen sehen,“ sagt Weber, „daß wir ein ähnliches Zielpublikum wie RADIO SALÜ, die 14- bis 49jährigen, ansprechen. Daraus ergibt sich automatisch eine Ähnlichkeit in Musikangebot und Präsentation. Wenn Sie die Blitzermeldungen ansprechen – nun, Umfragen haben eindeutig ergeben, daß unsere Hörer mehr Verkehrs- also auch Blitzermeldungen wünschen. Das hat nichts mit Nachah-

mung zu tun. Außerdem sind wir besser, wir haben die besseren Moderatoren zum Beispiel beim *Neuen Morgen*.“

Zur qualitativen Verbesserung des Programms hat man sich mit Thomas Rosch als *Neuer Morgen*-Moderator denn auch gleich einen ehemaligen RADIO SALÜ-Mitarbeiter angeworben. Nach der Konsolidierungsphase bis 2006 könne man, so Weber, wieder mit der Erfahrung eines öffentlich-rechtlichen Senders an der Entwicklung eines progressiven Radios arbeiten. Aber zuerst müsse das Programm reibungslos laufen und das Team zu einer Einheit verschmolzen werden.

Einheit? – die Kritiker der Änderungen heben wieder zum Weber-Bashing an. In der SR 1-Redaktion regiere doch ein Küchenkabinett. Weber habe eine Gruppe von Vertrauten um sich geschart, wenn man so will, eine Koalition der Willigen geschmiedet. Die Be-

Auf ihre Empfehlung hin wird im *Rundfunkfinanzierungsstaatsvertrag* (RfinStV) beziehungsweise in seiner periodisch fälligen Novellierung wie jetzt im *Sechsten Rundfunkänderungsstaatsvertrag*, der auch die Zusammensetzung und die Aufgaben der KEF definiert, die Höhe der Rundfunk- und Fernsehgebühren festgelegt; § 9 RfinStV regelt deren Aufteilung. Demnach erhalten die ARD-Anstalten rund 92 und DEUTSCHLANDRADIO rund 8 Prozent der Rundfunkgebühren, ARD rund 62 und ZDF rund 38 Prozent der Fernsehgebühren. Unter § 14 RfinStV finden sich die Modalitäten des Finanzausgleichs, damit „jede Rundfunkanstalt in der Lage ist, ein ausreichendes Programm zu gestalten und zu senden.“ (§ 12, 2 RfinStV). Die SR, RB und SFB zugute kommende Finanzausgleichsmasse beträgt 1,9 Prozent des ARD-Nettogebührenaufkommens zum 1. Januar des Jahres 2001. Während dem SFB ein festdefinierter Betrag überwiesen wird, teilen sich SR und RB den Restbetrag im Verhältnis von rund 54 zu 46 Prozent auf. Und hier nun ist auch die entscheidende Veränderung für die kleinen Rundfunkanstalten niedergeschrieben: Der Prozentsatz von 1,9 wird stufenweise bis Ende 2005 um fast die Hälfte auf 1,0 Prozent des ARD-Nettoaufkommens gekürzt.

Da bei Drucklegung der neue Geschäftsbericht des SR noch nicht vorlag, entstammen die nachfolgenden (gerundeten) Zahlen dem Anfang Mai 2002 erschienenen Geschäftsbericht 2001. Sie können einen Ein-

druck davon vermitteln, was die Neuregelung des Finanzausgleichs für den SR bedeutet: Einem Gebührenertrag von 59 Mio. Euro, neben Kostenerstattungen und anderen Erträgen von 14 Mio. Euro, standen 45 Mio. Euro Finanzausgleich gegenüber. Im diesem Jahr verausgabte der SR Personalaufwendungen in Höhe von 48,5 Mio. Euro und im weitesten Sinn Produktionskosten von 47 Mio. Euro, das heißt, beinahe der gesamte Produktionsaufwand konnte mit dem Finanzausgleich bestritten werden. Ab 2006 werden dem Sender laut Intendant Raff jährlich 25 Mio. Euro oder ein Fünftel des Gesamtetats fehlen. Da der SR finanziell anteilig an Gemeinschaftsaufgaben, wie dem Erwerb von Film- und Sportrechten der ARD beteiligt ist, können ihm wegen deren unkalkulierbarer Preisentwicklung zusätzliche Ausgaben erwachsen.

Angesichts dieser Zahlen und der eingeleiteten Programmreformen beim SR läßt sich der Eindruck nicht von der Hand weisen, daß die Neuregelung des Finanzausgleichs im RfinStV den selbstgesetzten Auftrag konterkariert. Vor dem Rundfunkrat forderte Raff wohl auch deswegen am 28.4.2003 eine Gebührenerhöhung ab 2005. Insbesondere die beschlossene ARD-Strukturhilfe an die kleinen Sender werde nur bei einer Gebührenerhöhung ausgezahlt – Anfang April hatten die ARD-Intendanten dem SR eine einmalige Zahlung von 34,4 Mio. für Sanierungs- und Strukturanpassungsmaßnahmen zugesagt.

Keine Zeit für Infozeiten

Die Gewerkschaft *Ver.di* hat in einem Papier die Entwicklung der Nachrichtensendungen und ihrer Sendezeiten auf SR 1 seit 1999 nachvollzogen. Die Angaben beziehen sich auf die jeweiligen Informationsverluste durch abgewinkelte Sendungen, nicht auf das gesamte Informationsangebot eines Tages.

Demnach hat die Abschaffung des *Radioreports* (5 x 7minütige erweiterte Nachrichtensendung täglich) zugunsten durchgängiger fünfminütiger Nachrichten zu einem Abbau der Informationsanteile pro Werktag von 35 auf 22 Minuten geführt. Anstelle des täglichen *SR 1-Abendmagazins*, das von 21.05 bis 22.00 Uhr ausgestrahlt wurde und tagesaktuelle Beiträge zur überregionalen wie regionalen Politik, Wirtschaft und Kultur anbot, ist ein einmal in der Woche ausgestrahltes, zweistündiges *Abendmagazin am Frei-*

tag (19.04 bis 21.00 Uhr) getreten. Mit einem vergleichbaren Informationszuschnitt wie das *Vorgänger-magazin* und einem Informationsanteil von insgesamt ca. 30 Minuten wurde das Informationsangebot – umgelegt auf den Werktag – von 22 auf 6 Minuten gesenkt.

Wenige Monate nach der Einführung des *Abendmagazins am Freitag* wurde es wieder abgeschafft, diesmal zugunsten des neuen, an den Werktagen nachmittags ausgestrahlten *SR 1-Themas* von dreieinhalb Minuten Länge, womit das Informationsangebot sich um weitere zweieinhalb Minuten verminderte.

Mit der Auflösung der *Infozeit I* (8.04 bis 9.00 Uhr) und der Schaffung einer Morning-Show *SR 1-Startklar* (5.04 bis 9.00 Uhr) wurden zwar die Informationsanteile gesteigert, aber die „harten“ Informationsanteile wie Berichte und Interviews zu Themen aus Politik, Wirtschaft und Zeitgeschehen (mit einer

denkenträger seien von Programmgestaltung und Entwicklung der Welle isoliert.

„Und der öffentlich-rechtliche Auftrag, der mehr meint, als das Unterhaltungsbedürfnis der Hörer zu befriedigen,“ frage ich Weber resigniert, „wo ist der geblieben?“

„Der öffentlich-rechtliche Auftrag hat sich geändert,“ antwortet Weber, „wir müssen weg vom Image des erhobenen Zeigefingers. Wir erziehen doch unsere Hörer nicht.“

Das hatte ich schon einmal gehört.

Mehr Brüste, Herr Brüske!

„Wir erfüllen unseren öffentlich-rechtlichen Auftrag auf additive Weise.“ Hans-Günther Brüske ist seit eineinhalb Jahren neuer Programmdirektor des SAARLÄNDISCHEN RUND-FUNKS, zuständig für Fernsehen und Funk. „Die Arbeit unseres Hauses teilt sich in vier Bereiche, in Hörfunk und Fernsehen, in unser Multimedia-Angebot und in das *Rundfunk-Sinfonieorchester*. Unsere Aufgabe ist es, das Saarland sowohl mit journalistischer Information als auch mit Unterhaltung zu versorgen und dabei das besondere Verhältnis zum französischen Nachbarn zu berücksichtigen. Unser Wellenangebot und das Fernsehen berücksichtigen dabei die unterschiedlichen Aspekte des öffentlich-rechtlichen Auftrags.“

Wenn Andreas Weber wie ein Produktmanager wirkt, dann markiert Hans-Günther Brüske den Kreativdirektor in der Werbeabteilung desselben Unternehmens. Klein, drahtig, immer in hektischer, ungeduldiger Bewegung kommen seine Aussagen kaskadenartig und mit einer überkompensierenden Lautstärke, als seien die im Kopf des Gegenübers noch nicht ausformierten Fragen nach der Methode, Angriff ist die beste Verteidigung, gleich mit wegzuschwemmen. Seine Vorzimmerdame hat mich heiter lachend vorgewarnt, möglicherweise keine Chance auf Erwiderung zu finden.

Als Brüske vom deutsch-französischen Kulturkanal ARTE zum SR wechselte, verbanden damit viele, mit einer typischen betriebsbedingten Blauäugigkeit, große Hoffnungen auf einen steigenden Stellenwert insbesondere kultureller Berichterstattung. Mittlerweile hängt Brüske ein Ruf an, mit dem man im letzten Bundestagswahlkampf einen freidemokratischen Fallschirmspringer bedacht hatte. Während einer Mitarbeitersitzung soll er schon mal unvermittelt nach dem Telefon greifen und einem verblüfften Fernsehredakteur „Ich will mehr Brüste sehen!“ ins Ohr brüllen – Wo? Im Vorabendprogramm? In der Sendung *Fahr mal hin?* Oder gar in *Kein schöner Land?* – oder lautstark nach einem Joint verlangen. Die konsternierten Sitzungsteilneh-

Länge von 15 bis 20 Minuten) mußten jetzt mit den „weichen“ Informationsanteilen wie Sportberichterstattung, Boulevardthemen, Comedy-Einlagen und Höreraktionen konkurrieren. Die Zweiteilung des Informationsangebotes spiegelte sich wider in der doppelköpfigen Moderation, „Informations- und Unterhaltungsmoderator/in“ teilten sich in der Präsentation des entsprechenden Angebots. Mit der Einführung des *Neuen Morgens* als nachfolgende Morning-Show werden vor allem die Interviews abgeschafft und der Fokus auf die „weichen“ Themen gelegt. Der Informationsmoderator mußte einem zweiten Unterhaltungsmoderator weichen. Ein „begleitender Informationspräsentator“ kommt nach Bedarf hinzu, wird aber wenige Monate später wieder abgeschafft.

Anstelle von *SR 1-Infozeit III* (18.04 bis 19.00 Uhr) folgt die zweistündige Sendung *SR 1-Der Tag* (17.04 bis 19.00 Uhr) bei gleichbleibendem Informationsan-

teil. Mit der Programmstrukturierung Februar dieses Jahres entfallen die *SR 1-Infozeit II* (13.04 bis 14.00 Uhr), *SR 1-Der Tag* sowie das *SR 1-Thema*. Statt dessen gehen Informationspräsentatoren je nach Bedarf ins laufende Programm. Ver.di befürchtet, daß mit der Einführung von Kompaktsendeplätzen ähnlich wie bei SWR 3 das Informationsangebot weiter schrumpft.

Mit der Auflösung der *SR 1-Programmgruppe Information* zugunsten einer dem SR 1-Wellenchef zugeordneten, begleitenden Senderredaktion, die die „Information“ formatgerecht aufbereiten soll, geht – auch unter dem Spardruck – ein Personalabbau einher. Statt der bisher 12,5 sogenannten Redaktionsdienste der Programmgruppe besteht nach Ausscheiden einer Arbeitskraft und Abwanderung zweier weiterer in andere Redaktionen die Inforedaktion jetzt aus neun Redaktionsdiensten.

mer rätseln, ob solche Ausfälle dem für Fernsehleute notorischen Image des Unkonventionellen geschuldet seien. In kleiner Runde sei er aber – wird versichert – ein konstruktiver und integerer Gesprächspartner.

Mit welcher Variante der beiden Brüskes ich zu tun habe, wird nicht deutlich. Klar ist aber, daß mir kein Erretter der vom Untergang

bedrohten kulturellen Werte gegenübersteht, eher – wie man's nimmt – der kleine oder große Bruder von Andreas Weber:

„Wir verstehen uns als ein kundenorientiertes Unternehmen, das nach der größten Zustimmung seiner Nutzer strebt und das sich deshalb, will es auf deren Wünsche schnell reagieren, modernisieren, das heißt, verschlanken muß.“ Es sei auf dem Halberg an der Zeit, zu begreifen, daß Sparen Spaß mache und kreative Potentiale freisetze.

Dabei breitet er die Arme aus und senkt den Kopf seitlich wie einst der Gekreuzigte. In der Sprache der Neuzeit heißt das Quote, Quote und nochmal Quote. Aus dem Mund des Intendanten Fritz Raff hört sich die gewandelte Auffassung öffentlich-rechtlicher Aufgaben moderater an. In einem ausführlichen und lesenswerten Interview mit dem *STRECKENLÄUFER* (Nr. 19/2003), der Zeitschrift des *Saarländischen Schriftstellerverbandes*, äußert sich Raff zum Funktionswandel vor allem des Radios:

„Die Menschen wollen heute anders angesprochen werden über das Radio, sie haben andere Informationsbedürfnisse, ja sie informieren sich ja auch aus ganz anderen Quellen als früher. Das Radio hat aber die große Chance, weil es als Begleitmedium oft den ganzen Tag über genutzt wird, den Menschen, die eben nicht mehr gezielt bestimmte Sendun-

SR-Programmchef Hans-Günther Brüske,

Photo: R. Oettinger





Intendant Fritz Raff, Photo © Das Bilderwerk

gen einschalten, Informationen und Inhalte anzubieten, die sie gar nicht wahrnehmen würden, wenn sie das Begleitmedium Hörfunk nicht nutzen würden.“ Und weiter: „Wir bekommen nicht die Gebühr dafür, daß wir möglichst wenig Hörer erreichen, sondern daß wir mit möglichst viel Programm, das unserem Programmauftrag entspricht, möglichst viele Hörer zu erreichen. ... Denn unser erstes Gebot ist nicht nur die Wirtschaftlichkeit, sondern ein wirtschaftliches Programmangebot, das unserem Programmauftrag entspricht.“

Damit wird zumindest die inhaltliche Komponente der griffigen, von einem SR-Mitarbeiter während einer Podiumsdiskussion geäußerten Unterscheidung, „wir haben Geld, um Programm zu machen. Die Privaten haben Programm, um Geld zu machen“, aufgezeigt. Spätestens jetzt mit der Diskussion um Einsparungen und Programmveränderungen hat der Quotenfetisch Saarbrücken in voller Härte erreicht – statt qualitativ wird ausschließlich quantitativ argumentiert.

Die Quotendiskussion hat ihren Ursprung in der Einführung des Dualen Systems von öffentlich-rechtlichen und privaten Anbietern. Die Schieflage, in der der SR sich jetzt befindet, ist die Folge einer ebenso politischen

Entscheidung – die durch CDU-Ministerpräsidenten erzwungene Neuordnung des Finanzausgleichs – mit dem denkbaren Ziel, die kleinen Anstalten von (zuvor) SPD-geführten Ländern zu eliminieren. Daß es für den SR nicht dazu gekommen ist, rechnen selbst die Kritiker der Entwicklungen auf dem Halberg Intendant Raff und seiner kommunikativen Begabung an, der das gute Ansehen der Sendeanstalt und damit ihr Standvermögen innerhalb der ARD zu verdanken sei. Auch die derzeitige Landesregierung, die mit der Zustimmung zu einer zweiten Intendantur Rapps dessen Leistungen um den Erhalt des SR honorierte, schmückt sich mit diesem Verhandlungserfolg, denn die Existenz des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS sichere die des Landes und umgekehrt. Es erinnert an das Bild zweier Einbeiniger, die sich ohne einander nicht fortbewegen können, aber nicht so recht miteinander gehen wollen. Auf die wegen der finanziellen Lage für den SR immer schwieriger werdende Erfüllung des öffentlich-rechtlichen Auftrags und sein dadurch verursachtes Dahintaumeln am Rande der Verfassungsmäßigkeit (s. hierzu wie für das folgende auch S. 20f.) reagiert die Regierung mit lauwarmer und folgenlosen Bekenntnissen zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Einerseits müßte die stumme Hinnahme der Neuprogrammierungen beim SR verwundern, sitzen doch neben den diversen gesellschaftlichen Gruppen auch die im Landtag vertretenen Parteien sowie die Landesregierung im Rundfunkrat und sind somit über die Entwicklungen informiert, was den Verdacht nahelegt, daß die derzeitige Situation des SR politisch nicht unerwünscht ist. Andererseits kann das Schweigen der Volksvertreter nicht erstaunen, wenn man sich die Programme der Parteien anschaut. Angesichts der Medienentwicklung herrscht eine auffallende Sprachlosigkeit.

Während die Freidemokraten sich saarlandwie bundesweit zu einem Entertainmentsegment bei – natürlich – den Privaten marginalisieren und die saarländischen Grünen ohnehin lieber altersschwache Kastanien retten, als sich um das Informationsangebot für die MitbürgerInnen zu sorgen, befinden sich die Sozialdemokraten derzeit auf einem Selbsterfahrungstrip ohne sozialdemokratischen Ballast oder vegetieren als Legende ihrer selbst dahin. Immerhin hat die Saar-CDU in ihrem Programm der letzten Landtagswahl zur Über-



Schluß mit Idylle: Die SR-Intendanz im Schloß Halberg

raschung aller einen „Medienstandort Saar“ kreiert. Dort steht neben der bahnbrechenden Erkenntnis, daß „den Medien ... im Prozeß der politischen Willensbildung eine zunehmend zentrale Bedeutung zu[kommt]“, auch folgendes zu lesen: „Medienpolitik ist in den letzten Jahren immer mehr zur Standortpolitik geworden. Medienstandorte leben von personellen und finanziellen Basisstrukturen. Dem muß die saarländische Politik Rechnung tragen.“ Tatsächlich hat der Landtag am 27. Februar 2002 ein neues *Saarländisches Mediengesetz* verabschiedet, in dem das von Lafontaine demolierte Recht auf Gegendarstellung endgültig wiederhergestellt wurde – während in der Staatskanzlei dafür aber in guter alter demokratischer Tradition schwarze Listen über Journalisten und ihre tatsächliche oder vermeintliche Parteizugehörigkeit kursieren sollen. Als ausgewiesen kulturengagiert hat die Regierungspartei zudem die Rundfunkratsmitgliedschaft von Verbandsvertretern der saarländischen Kulturproduzenten, insbesondere des für den Rundfunk nicht unerheblichen Schriftstellerverbandes, faktisch eliminiert. Die wesentlichste Neuerung des Gesetzes dürfte jedoch die Ansiedlungserleichterung von privaten Sendern im Saarland

sein – als deren Auswirkung die kürzlich erfolgte Aufnahme des Betriebes des Radios JAMFM in Saarbrücken zählen darf.

Medienstandort „Hinkebein“

Wenn die Landesregierung der Sinkflug des SR-Programmangebots nicht kümmert, sollte es sie, die die Einstellung jedes befristeten Teilzeit-Geringbeschäftigten als Durchbruch ihrer Arbeitsmarkt- und Ansiedlungspolitik bejubelt, zumindest nachdenklich stimmen, wenn bei einem nicht unbedeutenden Arbeitgeber, wie es der SR für die strukturschwache Region nun einmal ist, rund 170 Arbeitsplätze verlorengehen (bis 2006 vier in der Intendanz, 26 im Hörfunk, 44 im Fernsehen, 66 in der Verwaltung, bis 2008 noch einmal weitere rund 40 Stellen). Doch auch hier herrscht einvernehmliches Schweigen. Die Strukturhilfe von 34,4 Mio. Euro, die von der ARD aufgrund Ruffs Engagements – so loben wiederum die SR-Mitarbeiter – überwiesen werden soll, dient der Aufrüstung des maroden Funkhauses auf den technologisch neuesten Stand. Und dies bedeutet nichts anderes als Rationalisierungen. Zwar kommt ein Teil des Betra-

Der öffentlich-rechtliche Auftrag: Politikthesen und Gesetzesvorgaben

FDP Saar, Bündnis 90/Die Grünen Saar und SPD Saar legen keine grundsätzlichen Vorstellungen zu Aufgabe, Entwicklung bzw. Fortbestehen des öffentlich-rechtlichen und des privaten Rundfunks vor. Weder FDP noch Bündnis 90/Die Grünen entwickeln in ihren Grundsatzprogrammen Thesen zu einer Medienpolitik. Immerhin finden sich im Grünen-Wahlprogramm von 2002 auf 20 Zeilen mit insgesamt rund 1.040 Zeichen unter der Überschrift *Medien als vierte Säule der Demokratie* einige Äußerungen zum Thema, u.a.: „Wir setzen uns für publizistische Vielfalt ein. Unabdingbar dafür ist eine finanziell gesicherte, entwicklungsfähige öffentlich-rechtliche Säule des Rundfunksystems als Gegengewicht zu den hochkonzentrierten kommerziellen Medienunternehmen ... Medien folgen immer stärker den verfeinerten Strategien des Marketings. Um den souveränen Umgang mit ihnen zu ermöglichen, muß die Medienkompetenz der NutzerInnen von Kindesalter gefördert werden.“

30 Zeilen oder rund 2400 Zeichen sind die Medien der SPD in ihrem Wahlprogramm wert. In ihrem Grundsatzprogramm von 1989, geändert 1998, opfert sie dem Thema zwar nur 1880 Zeichen in 47 Zeilen. Als dem grundsätzlicheren Papier soll daraus zitiert werden. Neben ähnlich sensationellen Entdeckungen wie im CDU/Saar-Wahlprogramm 1999 (s. S. 19) und einem obligatorischen Bekenntnis zum publizistischen Pluralismus und zur Lesekultur wird der öffentlich-rechtliche Rundfunk mit folgenden Äußerungen bedacht: „Dem öffentlich-rechtlichen Hörfunk und Fernsehen obliegt die unerläßliche Grundversorgung. Sie besteht in einem umfassenden Angebot an Information, politischer Meinungsbildung, Unterhaltung, Bildung, Beratung und kulturellen Beiträgen. Bestand und Entwicklung des öffentlich-rechtlichen

Rundfunks müssen daher gewährleistet bleiben. Er muß vor allem gegen parteipolitische Einflußnahme gesichert und wirtschaftlich unabhängig sein. Wir erwarten vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk eine Programmkultur, für die nicht allein die Einschaltquote Maßstab ist und in der kritische und provokative Beiträge nicht einer bequemen Ausgewogenheit geopfert werden.“

Das Grundsatzprogramm der CDU aus dem Jahr 1994 – das Bundestags-Wahlprogramm war dem Verfasser nicht mehr zugänglich – dagegen geizt nicht mit medienpolitischen Vorstellungen, die im Kapitel *Medien – Freiheit in Verantwortung wahrnehmen* auf gleich drei Seiten mit insgesamt rund 5750 Zeichen und unter Stichpunkten wie *Freiheit der Medien, Unabhängigkeit der Medien, Medienerziehung, Selbstkontrolle und Aufsicht der Medien* bis hin zu *Medienethik und Wahrung des Persönlichkeitsschutzes* erörtert werden. Auch hier steht das Bekenntnis zur Freiheit und Vielfalt der Medien an oberster Stelle. Einige Zitate: „Das Grundrecht der Meinungs- und Pressefreiheit ist ein konstituierendes Element der Demokratie. Zu dieser Freiheit gehört die Verantwortung; der Wahrung der verfassungsmäßigen Ordnung, insbesondere des Persönlichkeitsschutzes, sowie der Rücksichtnahme auf sittliche, religiöse oder weltanschauliche Überzeugungen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu.“ Unter *Medienerziehung* heißt es: „Wir setzen uns für die Einführung medienkundlicher Unterrichtsinhalte an den Schulen ein. Zu einem wirksamen Jugendschutz gehört eine qualifizierte Medienerziehung bereits vom Kindergartenalter an. Ziel ist es, daß der einzelne den eigenverantwortlichen Umgang mit den Medien lernt und ihre positiven Impulse nutzen kann.“ Im Zusammenhang mit öffentlich-rechtlichem und privatem Rundfunk wird formuliert: „Wir treten für die Beibehaltung des dualen Systems von öffentlich-rechtlichem und privatem Rundfunk ein. Unverzichtbare Aufgabe des öffentlich-rechtlichen

ges, etwa 11 Mio. Euro, dank einer geschickten Haushaltspolitik über Umwege möglicherweise doch dem Personal zugute, in welcher Form, war nicht zu erfahren. Die wie ein Verhängnis drohenden, wegen einer veränderten Gesetzgebung zu erwartenden Steuernachzahlungen von rund 24 Mio. Euro für Werbeeinnahmen sollen teilweise aus Rücklagen bestritten werden. So oder so, ein Teilbetrag der Strukturhilfe in Höhe etwa der Sparmasse,

die der SR auf der Programmseite erbringen muß – für jeden Kameralistikunkundigen ein steter Quell der Verwunderung –, dient der Installation neuer Studios, neuer Schnittsysteme und so weiter. Damit vollzieht der SAARLÄNDISCHE RUNDfunk eine Entwicklung, wie sie vor etlichen Jahren schon das Zeitungswesen ereilt hat, in deren Folge es dank der digitalen Technik quasi das gesamte Personal der Druckvorbereitungsstufe auf die Straße setzte

Rundfunks ist es, seiner besonderen kulturellen, föderalen und gesellschaftspolitischen Verantwortung gerecht zu werden und damit einen Beitrag für die Qualität unserer Medienkultur zu leisten. Zur Erfüllung dieses Auftrages ist nicht die Beibehaltung der Vielzahl von öffentlich-rechtlichen Sendern und Programmen notwendig, sondern mehr Wirtschaftlichkeit und die Bereitschaft zur Reform durch effiziente und kostengünstige Organisationsformen. Private Sender stehen ebenso in der Verantwortung für die Demokratie. Wir sind für ein plurales Angebot und lehnen deshalb jede Form von Übermacht in Druck- und elektronischen Medien ab.“ Unter dem Stichwort *Medienethik* wird neben dem Schutz des ungeborenen und des niedergekommenen Lebens vor den Fernsehprogrammen („Ehrfurcht vor dem Leben“, „die Unantastbarkeit der Würde des Menschen“), Toleranz, Bereitschaft zum Dialog, Unparteilichkeit, auch Offenheit, Selbstkritik, Fairneß und Wahrhaftigkeit gefordert. „Sie machen den Kern publizistischer Verantwortung bei der Wahrnehmung der Dienstleistungsaufgabe Information aus.“

Der *Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts* stellte am 4. November 1986 zur von 201 Bundestagsabgeordneten beantragten Prüfung des *Niedersächsischen Landesrundfunkgesetzes* Grundsätzliches zum Dualen System und den Aufgaben der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten fest: „1.a. In der dualen Ordnung des Rundfunks ... ist die unerläßliche ‚Grundversorgung‘ Sache der öffentlich-rechtlichen Anstalten, ... die zu einem inhaltlich umfassenden Programmangebot in der Lage sind. Die damit gestellte Aufgabe umfaßt die essentiellen Funktionen des Rundfunks für die demokratische Ordnung ebenso wie für das kulturelle Leben in der Bundesrepublik. Darin findet der öffentlich-rechtliche Rundfunk und seine besondere Eigenart ihre Rechtfertigung. Die Aufgaben, welche ihm insoweit gestellt sind, machen es notwendig, die technischen, organisatorischen,

personellen und finanziellen Vorbedingungen ihrer Erfüllung sicherzustellen. 1.b. Solange und soweit die Wahrnehmung der genannten Aufgaben durch den öffentlich-rechtlichen Rundfunk wirksam gesichert ist, erscheint es gerechtfertigt, an die Breite des Programmangebots und gleichgewichtiger Vielfalt im privaten Rundfunk nicht gleich hohe Anforderungen zu stellen wie im öffentlich-rechtlichen Rundfunk ...“

Im *Saarländischen Mediengesetz* vom 27. Februar 2002 lauten die allgemeinen Programmgrundsätze für den Rundfunk: „Die Rundfunkprogramme in ihrer Gesamtheit sollen zu einer Information und freien individuellen und öffentlichen Meinungsbildung beitragen, der Bildung, Beratung und Unterhaltung dienen und dadurch dem kulturellen Auftrag des Rundfunks entsprechen. In Vollprogrammen soll auch das öffentliche Geschehen im Saarland dargestellt werden.“ (§ 15,1) In § 23 werden die Aufgaben des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS beschrieben: „(1) Der SR hat durch die Herstellung und Verbreitung von qualitativ hochwertigen Hörfunk- und Fernsehprogrammen sowie von Mediendiensten mit vorwiegend programmbezogenem Inhalt als Medium und Faktor des Prozesses freier individueller und öffentlicher Meinungsbildung zu wirken. (2) Der SR hat in seinen Programmen einen Überblick über das internationale, europäische, nationale und regionale Geschehen in allen wesentlichen Lebensbereichen zu geben. Er soll hierdurch die internationale Verständigung, die europäische Integration und den gesellschaftlichen Zusammenhalt fördern. Sein Programm hat der Information, Bildung und Unterhaltung zu dienen. Er hat Beiträge zur Kultur und Beratung anzubieten. ... Er kann ferner auch durch eine Zusammenarbeit mit anderen Veranstalterinnen oder Veranstaltern eigene vorhandene Wirtschaftlichkeits- und Sparsamkeitspotentiale ausschöpfen. ... (6) Die Programme des SR haben den kulturellen Belangen der Bevölkerung Rechnung zu tragen ...“

und deren Aufgaben in die Hände der Redakteure legte, die seitdem neben dem Abfassen ihrer Artikel Layout und Satz gleich miterledigen. Auch für die SR-Journalisten heißt es schon jetzt und künftig als Regelfall, daß sie ihre Hörfunk- und Fernsehbeiträge ohne Unterstützung von CutterInnen produzieren, daß Moderatoren ihre Sendungen ohne technisches Personal fahren.

Aber nicht nur SR-Angestellte des techni-

schen Bereichs, die aus Altersgründen oder Unflexibilität der Entwicklung nicht folgen können, zählen zu den Opfern. Gleichermaßen stehen die Stellen der sogenannten festen Freien (oder 12a'lern) auf der Kippe, die ein festes Einkommen und Urlaubsansprüche garantiert bekommen, aber als selbständig gelten und aus den zu kürzenden Programmmitteln bezahlt werden. Bereits jetzt verzeichnen sie Einkommenseinbußen. Man



Sanierungsfall Funkhaus

rechnet, daß bis zu 25 12a-Stellen abgebaut werden – und auch daran, bei welchem Programm die Stellen wegfallen, wird man die inhaltliche Entwicklung des Angebots ablesen können. Erheblich schlimmer trifft es freie Autoren, Kamerateams und andere, da der SR Aufträge zuallererst hausintern vergeben wird.

Der Arbeitsplatzabbau soll durch Umwidmungen freiwerdender Planstellen bei Streichung überflüssig gewordener und durch Personalumschichtungen erfolgen. Die möglichen Einkommenseinbußen von bis zu 25 Prozent je nach neuem Arbeitsplatz versüßen den wechselbereiten Mitarbeitern ihre Entscheidung. Betriebsrat und Intendanz handelten einen – und hier singt die Belegschaft ein drittes Lob auf Raff und seine sozialdemokratische Herkunft – durchaus als „fürsorglich“ zu beschreibenden Rationalisierungsschutzvertrag aus, der bis 2006 betriebsbedingte Kündigungen ausschließt, für Mitarbeiter, deren Arbeitsplatz wegfällt, Umschulungsmaßnahmen vorsieht, Ausscheidungswillige mit Abfindungsregelungen lockt und für schwierig gelagerte Fälle eine von Rapps Gattin geführte, noch nicht näher definierte Beschäftigungsgesellschaft einrichtet. Trotzdem jubelte die Belegschaft nicht, als sie Ende letzten Jahres ohne Ansehen der Person und des Tätigkeitsfeldes unisono ein vorgedrucktes Schreiben in den Briefkästen fand, das ihnen ein Ausscheiden aus dem Betrieb mit dem Angebot

einer Abfindung nahelegte. Weil sich aber Intendanz und Programmchefs bisher erfolgreich dagegen sträuben, den weiteren Stellenabbauplan offenzulegen, ist inzwischen die paradoxe Situation entstanden, daß SR-Angestellte wegen dieser Ungewißheit nicht auf hausintern neu zu besetzende Stellen wechseln und der Personalbedarf trotz faktischem Einstellungsstopp mit externen 12a'lern gedeckt werden muß, die einen auf zwei Jahre befristeten Vertrag erhalten – zweimalige Verlängerung möglich, Festanstellung ausgeschlossen. Kritiker befürchten, diese Entwicklung werde nicht nur zu einem erhöhten Konkurrenzdruck, sondern längerfristig auch zu einer Aushöhlung der Tarifverträge führen. Die Mitarbeiter des Jugendrads *Unser Ding*, das als sogenannte „halbe Welle“ des SR die Jugend für den Hörfunk zurückgewinnen soll, würden schon jetzt untertariflich entlohnt.

Lustvoll in Ruinen

Derweil muß zum ersten Mal in der Geschichte des SR Programmchef Brüske den versammelten frischen Volontären nahelegen, sich für die Zukunft nach einer anderen Stelle umzuschauen. Aber Brüske hat ohnehin eine ganz eigene Auffassung zum Personalproblem und der hausinternen Kritik. Wieder

Fortsetzung auf Seite 25

Das Saarland braucht einen starken, unabhängigen Sender

Ein Gespräch mit Alfons Vogtel

SAARBRÜCKER HEFTE: Herr Vogtel, als mit der Abschaffung der Infozeit auf SR 1 sich die ersten Konsequenzen für die Programmstrukturen des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS infolge von Einsparmaßnahmen abzeichneten, meldeten Sie große Besorgnis an. Worin begründet sie sich?

ALFONS VOGTEL: Mit der Abschaffung der werktäglichen Infozeit (8.04 – 9.00 Uhr) auf SR1 setzt sich eine Entwicklung fort, die bereits Ende der 90er Jahre unter anderem mit der Streichung des RadioReports und des SR1-Abendmagazins eingeleitet wurde. Der Abbau der Informationssendungen wurde seitdem kontinuierlich fortgesetzt, sie wurden zwischenzeitlich auf wenige Minuten pro Werktag reduziert. Ich befürchte, daß dies noch nicht das Ende der Fahnenstange ist. Wenn der SR sein Informationsangebot weiter einschränkt und die freigewordene Zeit mit Musik stopft, droht der Sender in der Tat zum Dudelfunk zu verkommen. Wo kommen Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Verbänden noch zu Wort? Seit der Abschaffung der Infozeit am Morgen finden kaum noch bedeutsame Interviews statt, die sich auch in überregionalen Tageszeitungen und Fernsehnachrichten wiederfinden. Wo bitte werden aktuelle Themen über die Rumpfberichterstattung der Nachrichten hinaus vertieft? Wo werden Landes- und innenpolitische Themen durch Interviews oder Kommentare kritisch hinterfragt? Wer glaubt, die Unterhaltungsschiene sei billiger, der irrt. Zwei Moderatoren im Neuen Morgen von SR1, ein eigener Redaktionsstab oder gekaufte Comedy-Serien sind nicht zum Nulltarif zu haben, im Gegenteil.

Sie sind der einzige saarländische Politiker, der sich eindeutig zur aktuellen Situation des SR geäußert hat. Liegt Ihren Kollegen aus allen, auch den nicht im Landtag vertretenen Parteien der Rundfunk so wenig am Herzen, daß sie es vorziehen, dazu zu schweigen?

Ich denke, daß diese Entwicklung meinen Kollegen ganz und gar nicht egal ist und ihnen auch nicht gleichgültig sein kann. Schließlich hat nicht zuletzt die Berichterstattung aus dem

Landtag unter dieser Entwicklung zwangsläufig zu leiden. Die Landespolitik findet einfach nicht mehr in dem Umfang statt. Dies mag vielen meiner Kollegen in dieser Dramatik noch nicht aufgefallen sein. Schließlich findet die Ausdünnung des Informationsanteils schleichend statt. Deshalb wäre so schnell wie möglich eine konzentrierte Aktion aller Abgeordneten notwendig, um auf die fatale Entwicklung aufmerksam zu machen. Dafür werde ich mich einsetzen.

Die Einsparmaßnahmen des SR sind eine Folge der vor allem von Bayern betriebenen Aufkündigung des Länderfinanzausgleichs für die Sendeanstalten. Hätte die saarländische Politik, insbesondere Ihre Partei, dies nicht verhindern können? Immerhin ist der SR, der jetzt Einsparungen auch über die Streichung von Arbeitsplätzen vornimmt, ein Arbeitgeber in einer strukturschwachen Region.

Die saarländische Landesregierung unter Peter Müller hat für den SR viel erreicht. Als eine der kleinsten Anstalten innerhalb der ARD konnte der SR langfristig gesichert werden. Dies geht natürlich nicht ohne finanzielle Einschnitte, die im übrigen auch die großen Sendeanstalten wie WDR, NDR oder SWR treffen. Insofern sind die anderen Sender nicht unbedingt in einer komfortableren Lage als der SR. Allerdings muß sich auch ein öffentlich-rechtlicher Sender betriebswirtschaftlichen beziehungsweise ökonomischen Gegebenheiten unterordnen.

Macht es überhaupt Sinn für ein so kleines Land, mit dem SR eine eigene Rundfunkanstalt, die mehrere Wellen und das Dritte Fernsehprogramm bedient, zu erhalten? Wäre es nicht auch ökonomisch sinnvoller, die Kooperation zum Beispiel mit dem SWR zu suchen und in Saarbrücken nur noch ein Landesstudio mit Regionalprogramm zu erhalten?

Eine noch engere Kooperation oder gar eine Fusion mit einem anderen Sender, wie zum Beispiel dem SWR, wäre für den SR der Anfang vom Ende. Ein Land wie das Saarland braucht einen starken, unabhängigen Sender, bei dem mit guten Journalisten effektiv und gründlich

Alfons Vogtel (MdL):
1974–77 Studium Sozialwesen,
1978–80 Tätigkeit als Sozialarbeiter in Bexbach, anschl. Leiter der Jugendpflege im Jugendamt des Saarpfalz-Kreises; seit 1969 Mitglied der CDU, dort in unterschiedlichen Funktionen aktiv, im derzeitigen saarländischen Landtag stellvertretender Fraktionsvorsitzender und kulturpolitischer Sprecher der CDU-Fraktion, Mitglied versch. Ausschüsse z.B. für Frauen, Arbeit, Gesundheit u. Soziales

gearbeitet wird. Wenn auf dem Halberg gespart werden muß, sollte dies nicht an den gesunden Zweigen des Senders geschehen. Schränkt der SR seine lokale Berichterstattung weiter ein, gibt er sein stärkstes Pferd im Stall auf.

Der neue Fernseh- und Rundfunkchef, Herr Brüske, steht hauptverantwortlich für die von Ihnen beklagte Popularisierung der SR-Programme. Er ist Mitglied Ihrer Partei, die derzeit die saarländische Regierung stellt. Realisiert er die medienpolitischen Vorstellungen, die in Ihrer Partei präferiert werden? Oder umgekehrt, hätten Sie und Ihre Partei durch die nach dem Regierungswechsel veränderten politischen Verhältnisse im Rundfunkrat nicht die Möglichkeit, bei Fehlentwicklungen innerhalb der SR-Programme korrigierend einzuwirken.

Herr Dr. Brüske steht vor keiner leichten Aufgabe. Er muß die Gratwanderung zwischen anspruchsvoller Information auf der einen Seite und einem modernen Unterhaltungsprogramm auf der anderen Seite schaffen. Im Fernsehbereich ist ihm das sehr gut gelungen. Das Aushängeschild des SR-Fernsehens, der *Aktuelle Bericht* wurde aufgefrischt und ausgedehnt. Gleichzeitig fand eine Kommunalisierung statt, die die Landesinformation nachhaltig gestärkt hat. Eine ähnliche Entwicklung erhoffe ich mir auch für den Hörfunk. Was den Einfluß der Politik im SR-Rundfunkrat angeht, hat die CDU-Landtagsfraktion ein Mediengesetz verabschiedet, das garantiert, daß alle gesellschaftlichen Gruppen in diesem Gremium vertreten sind. Insofern sehen wir den Rundfunkrat nicht als Institution, um parteipolitische Ziele durchzusetzen oder unmittelbar auf Sendungen Einfluß zu nehmen. Sollten die Grundsätze und Richtlinien der Programmgestaltung verletzt werden, muß der Rundfunkrat selbstverständlich tätig werden. Dies sieht das Gesetz ausdrücklich vor.

Aus SR und anderen Rundfunkanstalten ist die Befürchtung zu hören, daß der Status quo der Programmangebote gefährdet ist, wenn sie finanziell nicht durch entsprechende Gebühren abgesichert werden. Andererseits ist regelmäßig von CDU/CSU-Politikern der Vorschlag zu hören, die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten werbefrei zu machen, ihnen also zusätzliche Einnahmen zu nehmen. Ist das ein sinnvoller Vorschlag?

Der Vorschlag, die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten werbefrei zu machen, ist ein alter Hut. Ich denke, ein ausgewogener Werbeanteil muß sich nicht automatisch negativ auf das Pro-

grammangebot auswirken. Außerdem sollte der Gebührenzahler nicht überstrapaziert werden. Es wäre auch nicht sinnvoll, den Privaten den ganzen Werbekuchen zu überlassen. Auf die Werbeeinnahmen soll und kann der öffentlich-rechtliche Rundfunk nicht verzichten.

Mit dem Privatfernsehen ist die Quote in die Welt gekommen. Ambitionierte Programmangebote in Rundfunk und Fernsehen haben immer größere Mühe, sich gegen den Quoten- und Druck zu behaupten. Nun wurde das Privatfernsehen unter der Kohl-Regierung auch mit dem Argument einer qualitativen Verbesserung des öffentlich-rechtlichen Fernsehens eingeführt. Das Gegenteil ist eingetroffen, öffentlich-rechtliche und private Sender überschlagen sich in dem Bemühen, Niveaugrenzen zu unterbieten. Bedauern Sie und Ihre Partei inzwischen die Einführung der Privatsender?

Es ist gerade die große Chance der öffentlich-rechtlichen Anstalten, sich gegenüber den Privatsendern und deren Niveau positiv abzugrenzen. Mit seinem Programm ist zum Beispiel der SR nach wie vor im Land verwurzelt. Dies zeigen nicht zuletzt die positiven Hörerzahlen in der jüngsten Vergangenheit. Damit nimmt der SR eine wichtige Stellung als unabhängiger Nachrichtenlieferant ein. Gleichzeitig waren und sind die öffentlich-rechtlichen Anstalten aufgefordert, sich im Wettbewerb mit den Privaten weiterzuentwickeln. Konkurrenz belebt bekanntlich das Geschäft. Gerade die CDU im Saarland hat sich immer zum dualen System im Rundfunkbereich bekannt. Dies gilt auch für die Zukunft. Ich bin überzeugt, daß der öffentlich-rechtliche Rundfunk seinem verfassungsrechtlichen Auftrag – die informationelle Grundversorgung sicherzustellen – nachkommen muß und auch nachkommen wird. Vor diesem Hintergrund war die Grundsatzentscheidung für das duale System sicherlich richtig.

Glauben Sie, daß die öffentlich-rechtlichen Sender wie der SR zukünftig ihrem Auftrag, der ja auch ein Bildungsauftrag ist, noch gerecht werden können. Oder werden sie obsolet?

Ich bin optimistisch, daß sich am Ende Qualität durchsetzen wird. Dies setzt allerdings voraus, daß sich der SR auf seine unbestrittenen Stärken konzentriert.

Herr Vogtel, ich bedanke mich für das Gespräch.

Für die saarbrücker **hefte** Uwe Loebens

breitet er die Arme aus und neigt den Kopf seitlich. Es sei doch nur das menschliche Trägheitsprinzip, das gegenüber Veränderungen eine gewisse Abneigung an den Tag lege. Das werde sich schon einrenken. Was den Personalabbau beträfe, habe die Politik beim SR doch ihre Leute zwischen- oder endgelagert. Da sei ein Fettpolster entstanden, das man jetzt abspecke – eine Argumentation, die sich gegen ihn selbst wenden könnte.

Aber nicht nur der Stellenabbau hat die Stimmung von Teilen der Belegschaft ins Bodenlose sinken lassen. Seit dem Jahr 2000 bemühte sie sich, in Arbeitsgruppen eigene Vorschläge zu den unumgänglichen Sparmaßnahmen zu entwickeln. Die Programmgewaltigen setzten dem Treiben ein Ende, indem sie ihre Vorstellungen durchsetzten, ohne die Ergebnisse der Arbeitsgruppen in irgendeiner Form zur Kenntnis zu nehmen. Noch heute läßt ein *Programm-Mitarbeiter-Ausschuß* folgenlos Papiere kreisen. (s. Abb. unten)

Nach den Schreckensnachrichten, die der SR zusätzlich mit der Streichung des *Halberg Open Air*, das neue Sponsoren inzwischen rettet, und der Demontage der *Goldenen Europa*, die statt in einer eigenen Gala dieses Jahr verschämt in einer Bremer Diskothek verliehen wurde, die letzten Monaten produzierte, und der Untergangsstimmung der Belegschaft macht der Sender inzwischen auf gute Stimmung. Noch nie hat er so viele Positivmeldungen in der SAARBRÜCKER ZEITUNG lanciert wie zuletzt. Doch das klingt wie das Pfeifen im Walde. Was Raff – und hier ist endgültig Schluß mit dem Intendantenlob – euphemistisch als gelungene „Arbeitsverdichtung“ bezeichnet, empfinden die Mitarbeiter als gummiartige Überdehnung ihrer Leistungsfähigkeit. Durch die Übernahme zusätzlicher Aufgaben bleibe in allen Tätigkeitsfeldern von der Programmgestaltung bis hin zur Verwaltung die eigentliche Arbeit liegen. Eine der vier Säulen des SR, die Multimedia-

Redaktion *SR-online*, die sich in der Aufbauphase befindet, muß diese abbrechen. Und während die Hörfunk-Nachrichtenleute wegen ihrer Mehrbelastung sich immer weniger in der Lage sehen, die zu bearbeitenden Meldungen kritisch zu hinterfragen, erlebt das SR 1-Unterhaltungsprogramm eine improvisierte Sendung nach der anderen, weil nach den Einsparmaßnahmen Ersatz für Krankheitsfälle nicht vorgesehen ist. Auf den Fluren des Funkhauses, auf denen ausrangiertes Gerät herumsteht und Handwerker Umzugskisten schleppen, raunt man von einer Stimmung, die fatal an die der untergegangenen DDR erinnere. Während die Nomenklatura vom hohen Podest aus sich für eine surreale Planerfüllung bejubele, schöpfen zunehmend

P rogramm
M itarbeiter
A usschuss

12. Februar 2003

Leitfaden

Der Saarländische Rundfunk muss sparen. Direkt davon betroffen sind das Programm und die Mitarbeiter. Der PMA als Vertretung der Programmschaffenden an diesem öffentlich-rechtlichen Sender begleitet diesen Prozess konstruktiv und kritisch. Der PMA fordert seit einiger Zeit von der Geschäftsführung, die Kernbereiche des künftigen Programms konkreter als bisher zu benennen. Bislang kennen wir nur grobe Eckdaten. Aus diesem Grund hat der PMA nun einen eigenen Leitfaden entwickelt, der helfen soll, diese Kernbereiche zu erschließen.

1. Das Fernsehen sowie **alle** Hörfunkwellen müssen das Saarland umfassend und regelmäßig über das öffentliche Geschehen informieren. Dazu gehören auch Nachrichten, Reportagen und Hintergrundberichte aus der Region. Die Information ist eine Kernkompetenz des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Durch sie unterscheiden wir uns von den privat-wirtschaftlichen Programmbereichen.
2. Die Unterhaltung ist der zweite Baustein des SR. Unterhaltung bedeutet nicht Verflachung der Inhalte und Angleichung an auswechselbare Formate. Auch hier muss die redaktionelle Eigenkompetenz erhalten bleiben.
3. Unsere Kunden, die HörerInnen und ZuschauerInnen, haben einen Anspruch auf qualitativ hochwertige Programme. Der PMA ist der Überzeugung, dass auch ein anspruchsvolles Produkt Quote macht.
4. Gutes Programm wird von motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gemacht. Um motiviert zu sein, muss man auch informiert sein. Die interne Kommunikation muss verbessert werden. Das gebietet die Fairness und der Respekt vor den Kollegen – gerade in Krisenzeiten.
5. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen in die Programmentwicklung aktiv mit einbezogen werden. Sie verstehen etwas von dem, was sie tagtäglich gestalten und mit Leben erfüllen. Ihre Kompetenz ist geldwerter Vorteil. Für „Alibiveranstaltungen“ haben wir allerdings weder Zeit noch Personal.
6. Der PMA verweist außerdem auf die offizielle Unternehmensphilosophie des Saarländischen Rundfunks. Darin heißt es u.a.:
„Wir arbeiten mit journalistischer Kompetenz und Verantwortung in den Bereichen Information, Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Unterhaltung, Service und Ratgeber
- als Sender für das Saarland
- als Medium, das eine umfassende Meinungsbildung ermöglicht
- und als Förderer der deutsch-französischen Freundschaft und der Zusammenarbeit in der Region Saar-Lor-Lux“

verzweifelte Mitarbeiter mit Teelöffeln und Abtropfsieben das Wasser aus einem sinkenden Schiff.

Daß von einem „Medienstandort Saar“ keine Rede mehr sein kann, wenn mit dem SR dem wichtigsten Impuls- und Auftraggeber die Luft ausgeht, stört anscheinend niemanden. Erst, wenn der geplante *Newsroom* eingerichtet ist, der für Hörfunk und Fernsehen die eingehenden Meldungen und O-Töne sammeln und für die einzelnen Sendebereiche zur Verfügung stellen soll, und die Politik angesichts der dichten Medienpräsenz im Saarland und der dann ausbleibenden SR-Reporterschar ihre Pressekonferenzen in die Pfortnerlogen von Landtag und Staatskanzlei verlegen kann – wenn sozusagen dem einen Bein die andere Stütze wegzufallen droht –, werden die Vertreter der Parteien in einem dann allerdings lauten Aufschrei auf die Situation beim SR reagieren.

Vielleicht liegt ja Brünke mit seiner Forderung nach mehr Brüsten auf dem Fernsehschirm nicht falsch, sollen doch die ehemaligen Bürger der DDR ein wesentlich entspannteres Verhältnis zur Erotik gepflegt haben, als die allzusehr aufs Geld fixierten Bundesrepublikaner.

Wenn Loddar mit Lollidda ...

Martin Bräuning, der stellvertretende Programmdirektor kümmert sich nicht um eine wundersame Vermehrung sekundärer weiblicher Geschlechtsmerkmale auf dem Fernsehschirm. Er denkt grundsätzlicher. „Das Blöde an der augenblicklichen Diskussion“, sagt er und schaut aus dem Fenster seines Eckbüros auf den niedergehenden Hagelschauer, „ist, daß die überfällige Programmreform von der Einspardiskussion überlagert wird.“

Bräuning, seinem Dialekt nach zu urteilen Schwabe, strahlt die ganze unauffällige, gediegene und zugleich biedere Ruhe eines Mittfünfzigers aus, der die Regeln der verbindlichen Rhetorik verinnerlicht hat. So habe ich mir immer das mittlere Management der Autofirma mit dem Stern oder einer Bank mit Ehrgeiz vorgestellt, das, ohne Aufsehen zu erregen, hemdsärmelig eine Opernpremiere besuchen könnte. Er wechselt leichtfüßig von der begrifflichen Präzision in die kumpelhafte Erläuterung, läßt schon mal die Gedanken

schweifen, um unaufdringlich, aber nachdrücklich und zielgenau auf den Kern der Sache zurückzukehren. Wenn nötig, weist er mit dem breiten Filzstift auf das Flipchart und erinnert mich an das Kapitel, über das wir gerade diskutieren. Und er nimmt sich Zeit, sehr viel Zeit, mir die Reformen zu erklären, soviel, daß SR-Mitarbeiter, die später davon hören, ärgerlich werden. Gilt Bräuning bei jenen doch als äußerst unkommunikatives Arbeitstier, das sich hinter einem uneinnehmbaren Schreibtisch verschanzt hat.

Als er vor ungefähr eineinhalb Jahren mit dem Auto das erste Mal nach Saarbrücken gefahren sei – Bräuning blickt noch immer auf die Hagelkörner, die auf der Wiese tanzen und fröhlicher wirken als er selbst –, habe er zufällig auf SR 1 die Sendung *Fragen an den Autor* gehört. Es könne doch nicht sein, dachte er, daß solch eine – ganz sicher ausgezeichnete – Sendung ausgerechnet auf einer Popwelle ausgestrahlt werde. Aber Intendant Raff warnte ihn bei seinem Dienstantritt, er solle bloß die Hände von ihr lassen. Das hat ihn aber nicht daran gehindert, die Umstrukturierungen der Sendeanstalt ins Werk zu setzen. Einschlägige Erfahrungen hat er von seiner Mitwirkung bei der Fusion der baden-württembergischen Anstalten SDR und SWF mitgebracht. Sein Auftrag: den Umwandlungsprozeß der wellenungebundenen, fachbezogenen Redaktionen, die die einzelnen Programme versorgten, hin zu wellenbezogenen Redaktionen zu vollenden und die Hörfunkprogramme in Formatwellen einzupassen.

Es mag ja sein, daß man versuchen muß, die Hörerbedürfnisse zu bedienen, denke ich. Aber wen – bitteschön – soll es eigentlich interessieren, wenn SR 1 als heiße Meldung und in Zweitverwertung sendet, daß der abgehalfterte Fußballer mit den vielen „Weil's“, Loddar, am Abend zuvor im Fernsehen bei der talkenden Betroffenheitshyäne Beckmann sein tolles Verhältnis zu seiner tollen Ex Lollidda herausgekollert hat? Und frage es auch.

Bräuning wird lebhafter, aktiviert seine vorbereitete *Powerpoint*-Präsentation und gibt mir eine kostenlose, dafür aber um so umfänglichere Einführung in die *Medienmutzertypologie* (MNT, s. auch S. 28f. und S. 43ff.). Man müsse wissen, erläutert er die nacheinander auf der Leinwand aufscheinenden Schaufeln, das Radio als nach dem Fernsehen am häufigsten genutztes Medium werde laut Um-



Stellvertretender Programmdirektor Martin Bräuning,
Photo: R. Oettinger

fragen vorrangig der Entspannung wegen (38 % der Nennungen) eingeschaltet. 36 % der Radionutzer vertrieben sich auf diese Weise Gefühle des Alleinseins und 29 % wollten beim Radiohören den Alltag vergessen. Am seltensten schalte man aus einem Informationsbedürfnis (14 %) oder um Denkanstöße zu erhalten (17 %) das Radio ein. Das stünde genau im umgekehrten Verhältnis zu den Gründen des Zeitungslesens.

Um den Hörern, die inzwischen – bei den Radiomachern genauso gefürchtet wie beim Fernsehen – über einen sehr flinken Um- und Ausschaltimpuls verfügten, ein größtmögliches Identifikationsangebot zu machen und sie damit an die Welle zu binden, erhalten die Wellen ein jeweils auf die Bedürfnisse der nach der MNT für sie eruierten Hörertypen abgestimmtes Design – mit Konsequenzen für Musikkfärbung, Form und Inhalt der Nachrichten und der Ansprache. Für die Moderatoren und Journalisten bedeutet dies, daß sie sich nicht anders als *McDonalds*-Angestellte bei Arbeitsaufnahme die Uniform eines bis in kleinste Details ausformulierten Programmprofils überstreifen – sofern ihre Stimme oder ihre Funkpersönlichkeit noch zur Welle paßt und sie nicht zu alt sind (wie bei SR 1 zum Beispiel). Ziel dieser Wellenprofile muß es sein,

daß die Hörer zu jeder Zeit erkennen, was sie angewählt haben, und die Welle von ablenkenden Störfaktoren befreit, also durchhörbar geworden ist. Nichts scheinen dabei die Programmacher mehr zu fürchten, als die Hörer in eine akustische Situation der Irritation zu bringen, in der sie eines Bildungsdefizites gewahr werden oder sich geschulmeistert fühlen. Aus diesen Gründen gilt auf SR 3 der Einsatz gelahrter Fremdworte als Sakrileg und wurde gerade die Sendung *Fragen an den Autor*, über die sich Bräuning so gewundert hatte, von der Popwelle SR 1 auf die Kulturwelle SR 2 verlegt, wo sie ihren natürlichen Sendeplatz findet. An ihrer Verlegung offenbart sich aber auch die Crux des Wellendesigns. Zwar grenzen sich die einzelnen Wellenangebote einer Sendeanstalt wie des SR deutlich voneinander ab. Im Konzert aller Hörfunkangebote von Privaten und Öffentlich-Rechtlichen, mit denen sie um dieselben Zielgruppen buhlen, verlieren sie ihre Signifikanz. Um diesem Dilemma zu entgehen, setzt der SR in seinen Hörfunkprogrammen auf den Regionalbezug und stützt sich dabei auf ein für das Saarland mal wieder typisches Umfrageergebnis: Die Hörer von SR 1 und SR 3 wollen mit 71 bzw. 80 % über die Ereignisse im Land informiert werden, aber nur 28 bzw. 33% wünschen sich Nachrichten aus den anderen Bundesländern und 31 bzw. 30 % aus aller Welt – die letzte Existenzberechtigung des Senders, zu der sich noch der selbstgewählte Auftrag der deutsch-französischen Nachbarschaftspflege gesellt.

„Vielleicht verstehen Sie nun,“ kehrt Bräuning zu meiner Ausgangsfrage zurück, „warum eine Meldung wie die über den Fußballstar auf SR 1 gebracht wird. Schauen Sie sich noch einmal die Interessensgebiete der SR 1-Hörer an. Was sehen Sie? Zumindest zwei der angesprochenen Zielgruppen mögen Boulevardthemen. Dem tragen wir Rechnung.“

Das Henne-Ei-Problem

Sind die Hörer selber an den inhaltsleeren Wellen schuld? Einige SR-Mitarbeiter glauben noch immer an den mündigen Hörer, der sich bewußt ins Programmangebot einschaltet, andere dagegen berichten von solchen, die nicht einmal einen Frequenzwechsel ihres gewohnten Senders bemerkt haben und quasi

aus Versehen zu SR-Kunden geworden sind. Altgedienten Radiomachern ist Wellendesign sowieso ein Graus. In der *Verdi*-Kulturzeitschrift KUNST & KULTUR (4/2002) formulierte beispielsweise Arnfrid Astel, bis zu seiner Pensionierung 1998 Literaturredakteur beim SR, in einem Interview: „Man hat uns gesagt, wir müssen den Hörer dort abholen, wo er sich befindet. Meine Formulierung dagegen war: Den Hörer dort abholen, wohin wir ihn verschleppt haben. Die Leute haben nicht Wünsche, die wir befriedigen müssen. Die Wünsche haben wir hergestellt. Das heißt: Wir haben programmiert, bevor ein Programm von uns verlangt wurde. Und wie haben wir programmiert? Eine Rundfunkanstalt ist eine Bildungsanstalt: Aber wenn da nur leichtgeklöppelte Klöppelsachen angeboten werden,

macht das die Leute nicht klüger. Die wollen dann immer nur leichtgeklöppelte Klöppelsachen und schließlich Dackelpflege und Lebenshilfe.“ (S. 24) Ernst Elitz assistiert ihm in derselben Zeitschrift mit einem Brecht-Zitat: „Ein Mann, der was zu sagen hat und keine Zuhörer findet, ist schlimm daran. Noch schlimmer sind Zuhörer daran, die keinen finden, der ihnen etwas zu sagen hat.“ (S. 15)

Allzu gerne wird dagegen beim Rundschliff der öffentlich-rechtlichen Programme auf den Erfolg der Privaten verwiesen. In diesem Erfolg offenbarten sich die inhaltlichen und ästhetischen Vorlieben der Hörer, denen sich auch die Öffentlich-Rechtlichen beugen mußten. Schließlich finanzierten Hörer und Fernsehzuschauer mit ihren Gebühren das Programm. Da könne man ihnen nicht anbieten,

Der gläserne Hörer

Die *Mediennutzertypologie* (MNT) unterscheidet die Gesamtheit aller Hörer auf der Basis von insgesamt 31 Kennzeichen wie Freizeitaktivitäten und -werte, Stil- und Musikpräferenzen, Arbeitsmotive und Themeninteressen in insgesamt neun Typen, wobei die Begriffsbildungen irreführend sind, denn weder meint Kultur den überkommenen Kulturbegriff noch „Junge Wilde“ die rebellische Jugend: Die *Jungen Wilden* gelten als aktionistisch, hedonistisch und spannungsorientiert; die *Erlebnisorientierten* als aktiv, hedonistisch, schon etabliert und realistisch; die *Leistungsorientierten* als nüchtern, leistungsorientiert und technisch interessiert; die *Neuen Kulturorientierten* als in der ‚neuen Kulturszene‘ aktiv, musisch und kreativ; die *Unauffälligen* als passiv, desinteressiert und traditionslos; die *Aufgeschlossenen* als offen, interessiert, zufrieden und etabliert; die *Häuslichen* als bodenständig, traditions- und familienorientiert; die *Klassisch Kulturorientierten* als traditionsorientiert, kulturaktiv und breit interessiert und die *Zurückgezogenen* als passiv, desinteressiert, sicherheitsorientiert und isoliert.

Die Charakteristik der *Häuslichen* (Altersdurchschnitt 60 Jahre) lautet näher differenziert: Sie äußern ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit und Kontinuität im Alltag. Festgefügte, traditionelle Wertvorstellung und Rollenbilder (Familie, Pflichterfüllung, Bescheidenheit, Heimatverbundenheit) stehen im Mittelpunkt. Radiosendungspräferenzen liegen bei Schlagern und volkstümlichen, regionalen Sendern (SWR 4, WDR 4,

NDR 1, MDR 1). An Fernsehkanälen bevorzugen sie ZDF, die dritten Programme und ARD. Als Sendungs- und Genrepräferenzen werden Verbrauchermagazine, Arztserien, Volkstheater, regionale Nachrichten- und Unterhaltungssendungen genannt.

Die *Zurückgezogenen* mit einem Altersdurchschnitt weit über 60 Jahre repräsentieren das älteste Milieu. Sie streben nach Sicherheit und Ruhe, sie orientieren sich am Traditionellen, Häuslichen und Bewährten. Ihr Aktionsradius ist begrenzt (Haus, Garten, nähere Umgebung). Die Zahl ihrer sozialen Kontakte ist gering. Zwei Drittel dieses Typs sind weiblich. Als Radiopräferenzen werden volkstümliche Wellen genannt (WDR 4, SWR 4). An Fernsehprogrammen bevorzugen auch sie ZDF, die dritten Programme und ARD. Sie schauen mit Vorliebe Verbrauchermagazine, Arztserien, Volkstheater, regionale Unterhaltung und kirchliche Sendungen.

Die *Klassisch-Kulturorientierten* sind im Schnitt nur um wenig jünger als die *Zurückgezogenen* und repräsentieren am ehesten das klassische Bildungsbürgertum. Sie gelten als geistig und körperlich beweglich, weltoffen, selbstbewußt und stilsicher. Sie zeigen großes Interesse am im traditionellen Sinn kulturellen Geschehen und pflegen ein eher traditionelles, konservatives Weltbild. Wenn sie, was im Vergleich zu den anderen Typen eher selten geschieht, das Radio anschalten, dann hören sie vornehmlich Sender wie SWR 1, SWR 2 oder SWR 4. Im Fernsehen wählen sie neben den oben genannten Fernsehkanälen auch 3SAT an und bevorzugen neben Tier- und Naturfilmen auch Politik- und Kulturmagazine sowie Kabarett.

was sie partout nicht wollten. Wobei selbst Kulturredakteure eine fundamentale Verteufelung der Privaten nicht durchgehen lassen wollen: So schlecht – im Vergleich zu anderen Ländern – seien die deutschen Privatsender nicht – auch dank des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems. Nicht nur dessen Programme hätten sich den kommerziellen angenähert, auch umgekehrt lernten die Privaten von ihrer nichtkommerziellen Konkurrenz. Mit Sicherheit kann es nicht der Weg sein, das Unterhaltungsbedürfnis der allermeisten Radiohörer (und Fernsehzuschauer) zugunsten einer erschreckend kleinen Minderheit zu ignorieren. Es läßt sich auch nichts Verwerfliches an Informationsendungen zur Dackelpflege oder an Unterhaltungsendungen entdecken. Selbst die Verfechter opulenter,

intellektuell anspruchsvoller Wortsendungen verdünnisieren sich – wenn sie ehrlich sind – schon mal auf ein Programm, das sich auf populäre oder klassische Musik beschränkt. Die Frage zielt eher auf den Qualitätsanspruch, mit dem Unterhaltung und Dackelpflege, Klassik und Diskussionsrunden produziert werden. Die MNT könnte hier ein geeignetes, aber nicht das einzige Hilfswerkzeug darstellen. Statt allerdings auf die Qualitätsfrage eine Antwort zu geben, setzen die SR-Programmgestalter die MNT mit einem blindwütigen Stupor durch, der an fundamentalistische Selbstmordattentäter erinnert. Manche SR-RedakteurInnen lassen jeglichen Anspruch fahren, als meinten sie mit der vermeintlichen Überforderung der Hörer nur ihre eigene und wüßten nicht mehr, Spaß von

Die Anteile der Gesamtbevölkerung an den einzelnen Typen schlüsseln sich wie folgt auf: Junge Wilde 13 % (im Saarland 8 %), Erlebnisorientierte 8 % (12), Leistungsorientierte 11 % (6), Neue Kulturorientierte 6 % (4), Unauffällige 19 % (17), Aufgeschlossene 10 % (16), Häusliche 8 % (13), Klassisch Kulturorientierte 12 % (12), Zurückgezogene 14 % (14).

Die Leistungsorientierten, Unauffälligen und Erlebnisorientierten bevorzugen im SR-Wellenangebot *SR 1 Europawelle*, die Klassisch- und die Neuen Kulturorientierten dagegen *SR 2 Kulturradio*. *SR 3 Saarlandwelle* versammelt die Zurückgezogenen, die Häuslichen, aber auch die Klassisch-Kulturorientierten bei sich. Die Aufgeschlossenen können allen Wellen zugeordnet werden, die Jungen Wilden keiner.

Auf Grund dieser Analysen ergibt sich für SR 1 das folgende Wellendesign: Die Welle gibt sich Anmutung von Spaß und Lebensfreude. Die politische Berichterstattung vermittelt Aktualität und bietet sich in Erlebnisform an, wobei die Nachrichtenkompetenz personalisiert wird. In dem Musikangebot ist Kompetenz gefragt, die klare Wiedererkennbarkeit ermöglicht und zugleich Trends setzt. Durch Präsentation eigener Konzerte und deren Bewerbung steigert SR 1 das eigene Image. Die Wellenpräsentation gibt sich Drive, offeriert Spontaneität und Überraschungen und zeichnet sich durch Thementage aus, Persönlichkeiten prägen die Moderation. Als Ziel wird definiert, den Hörer am Radio teilnehmen zu lassen und einen Eindruck von Selbstsicherheit und Dynamik zu vermitteln.

SR 2 bietet sich als die Radioalternative an, die den Hörern gelassen gegenübertritt. Sie signalisiert Infor-

mations- und Frankreichkompetenz, Weltoffenheit, Fortschrittlichkeit und Toleranz durch tiefeschürfende Hintergrundinformation. Wie die Moderation zeichnet sich die Musik durch Gelassenheit aus, sie ist ruhig und anspruchsvoll und wechselt sich mit kompetenten Wortbeiträgen ab. Ziel ist es, das Statusbewußtsein der Hörer zu stärken.

SR 3 hat die Aufgabe, Gefühle von Heimeligkeit, Sympathie und Vertrautheit zu vermitteln. Sympathische Moderation signalisiert Höernähe, das Informationsangebot „Wir ordnen für Euch die Welt“. Die anliegenden Themen werden für die HörerInnen in leichtverständliche Geschichten übersetzt. Ruhige Grundanmutung, hoher Erkennungs- und Erinnerungswert bestimmen das Musikangebot, das mit den anderen Programmteilen abgestimmt ruhig, aber nicht langweilig dargeboten wird. Das Ziel heißt, die Hörer erzählen zu lassen.

Alle Wellen – dies ergab wiederum der Selbstversuch – bilden mit ihren Programmen ziemlich genau die jeweilige Schnittmenge aus den Vorlieben der drei relevanten Hörertypen in Musik, Themenangebot und Nachrichten ab. Sie muten an, als könne jeder an jedem Ort bei jedem beliebigen Sender die Rezeptur mit demselben Ergebnis reproduzieren. Überraschungselemente scheinen eliminiert.

Die Darstellung referiert die von Martin Bräuning zur Verfügung gestellten Materialien.

Vergnügen und Genuß, Erlebnis von Erfahrung zu unterscheiden.

Müßte im Gegenteil nicht eher Aufgabe der Öffentlich-Rechtlichen sein, was der erwähnte Ernst Elitz formuliert: „Wer Gebühren erhält, muß Maßstäbe setzen, damit im Wettbewerb um den Hörer ein Grundbestand an ethischen, intellektuellen und ästhetischen Kategorien erhalten bleibt.“ (ebd.) – sei es nun im Unterhaltungs- oder im Informationssegment.

Weshalb also, Herr Bräuning, nimmt man sich nicht die Zeit, um wegweisende und ambitionierte (Unterhaltungs-)Programme zu entwickeln, die aus dem gesichtslosen Welteleinerlei herausragen und in Zukunft dauerhaft Hörer an sich binden? Und warum verzichtet man nicht, wenn dies nicht anders zu finanzieren ist, auf *SR 1 Europawelle*, die den Wettlauf mit den Privaten so, wie sie sich jetzt darstellt, niemals wird gewinnen können?

Bräuning antwortet einmal mehr mit dem Quotenargument: „Wenn wir nicht eine Diskussion um die Gebührenakzeptanz ins Haus bekommen wollen, dann müssen wir mit unseren Wellen mindestens 50 % der Hörer für uns gewinnen. Dies gilt ebenso für den Werbemarkt. Und dafür brauchen wir SR 1. Wenn wir die Frequenz der Welle aufgeben würden, dann würden wir zudem nur die private Konkurrenz stärken, an die sie fiel.“

Man könnte doch auch gleich mit einem anderen Sender fusionieren und nur noch ein Landesstudio auf dem Halberg unterhalten. Davon will Bräuning genauso wenig wissen. Als Sprachrohr des Saarlandes könne der SR die Bundesrepublik nur dann mit Nachrichten adäquat versorgen, wenn er gleichberechtigt mit den anderen ARD-Anstalten und entsprechend selbstbewußt auftrete.

Von Kakerlaken und Kammerjägern

Wenn jemand auf dem Halberg die unterzuckerte Welt mit Saarlandika aufpäppelt, dann ist es *SR 3 Saarlandwelle*, die hört, was ein Land ganz tief unten in den geheimsten Kammern seiner Seele fühlt. Sie hält die Mikros an Stammtische und Hochsitze, an Strohhallen und Kehrbesen, vor Küchenschürzen und in Maulwurfshügel und wird auch deshalb gern gehört. Und wenn man dann noch von Bräuning hört, die *Saarlandwelle* solle von weiteren größeren Spareinschnitten wegen ihrer Bedeutung für Land und SR verschont bleiben, dann müßte es einem so richtig gut gehen. Gäbe es da nicht diese Unbelehrbaren, die einfach nicht verstehen wollen, warum man die *Saarlandwelle* einschalten soll.

Hörfunkgebäude (links) und Verwaltungstrakt (rechts) des SR



„Also, Herr Semmelrogge, überzeugen Sie mich.“

„Ganz einfach. Wir sind gut.“ grinst Lutz Semmelrogge, der neue Wellenchef und Lagerist des Heimatglücks. Obwohl er sicher nicht in die Altersstufe seiner Zielgruppe fällt und wahrscheinlich auch den Altersdurchschnitt der Kulturwelle senken könnte (siehe weiter unten), redet er in gemäßigter Tonlage und so bedächtig, als zählte ich dazu oder als hätte er die Sprachregelungen seiner Welle höchstpersönlich entwickelt. Dazu trägt er an diesem Tag einen Anzug von mildgewärmten Ocker, wie ältere Menschen es immer wieder gerne tun. Aber obwohl Lutz Semmelrogge von seiner Vorgängerin eine Welle im Aufwind und die erfolgreichste des Funkhauses dazu übernommen hat, ist sein Büro das kleinste aller Chefbüros und nicht besonders heimelig.

Das scheint Semmelrogge genauso wenig zu beeindrucken wie das Vorhaben der privaten Konkurrenz, ihm mit *Radio Salü Gold* seine ureigene Klientel abspenstig zu machen. Dies sei doch eine Oldie-Welle, die augenblicklich als digitales Radio getestet würde. Wenn die auf UKW gehen sollte, müsse man erst abwarten, ob sie wegen einer ähnlichen Höreransprache zur Gefahr werden könne. Aber: „Wir sind gut. Uns kann keiner im Bereich Information die Stirn bieten.“

SR 3-Wellenchef Lutz Semmelrogge, Photo: R. Oettinger



Und die Musikfarbe, im Rahmen der Programmumstrukturierung aufgefrischt, sei schon jetzt eine Antwort auf die mögliche Bedrohung. Eine Mischung aus deutschen Schlagern, leichter Klassik, hier ein nettes Chanson, dort ein Evergreen oder (englischsprachiger) Oldie hat die Hardcore-Volksmusik in die Senderandzeiten ab 18 Uhr abgedrängt und plätschert leicht und seicht und selbst für empfindlichere Gehörgänge gar nicht einmal so unangenehm durch den Tag. Überaus menschenfreundliche Moderatoren der Service-Sendung *Bunte Funkminuten* leiten über zu menschenfreundlichen Berichten über Gelenkrheumatismus und Schlaganfall. Sollte sich eine böse, böse Kakerlake in der Küche zeigen, empfehlen sie statt Fliegenklatsche einen dienstbaren Kammerjäger, der wird der krabbelbeinigen Sippschaft auf die Sprünge helfen. Nach so erlebnisreichen Tagen und dem aufregenden Samstagssport vorhin klingt die Woche mit der schönen *Schlagerparade* aus, für die die lieben HörerInnen und Hörer wieder ganz toll und mutig über Musiktitel abgestimmt haben.

Trotzdem, auch die *Saarlandwelle* hat Federn lassen müssen. Das von ihr veranstaltete und überaus populäre jährliche Pfingsttreffen mit all den Sangeshelden, die man aus Dieter Thomas Hecks *Hitparade* kennt und schon verschieden wählte, findet erst wieder zum 25. Geburtstag der Welle in zwei Jahren statt. Die „Abendleiste“ von 20 bis 22 Uhr wurde komplett verändert, Kabarett- und Mundart-, Klassik- und Chansonsendungen wurden aufgelöst und ihre Inhalte in kleinen Häppchen über das Wochenprogramm verteilt.

Man mag die Welle mit Spott bedenken oder mit Hämme übergießen. Sie ist die einzige des Halbergs, die mit gleich zehn Reportern nach draußen geht und Hörernähe pflegt. Wer sein Schulfranzösisch auffrischen will, der bekommt werktags seine zweiminütige Lektion in Form von Tagesmeldungen *à la française* – ich glaube, das gibt es beim SR schon, solange ich lebe, genützt hat's nichts. Und wer sich darüber informieren will, was in Ormesheim und Oberthal geschieht, dem wird dreimal täglich mit um zwei Minuten verlängerten Nachrichten geholfen, wenn er denn die Subjekt-Prädikat-Objekt-Diktion ertragen kann. Oder er schaltet sich in die *Region am Mittag* beziehungsweise in die *am Nachmittag* ein, die bisher mit einer Kulturbe-

richterstattung glänzten, daß Redakteure von SR 2, die mit schöner Regelmäßigkeit saarländische Events verpennen, ziemlich neidisch darauf verweisen, dies habe nun wirklich nichts auf SR 3 zu suchen.

Sie können sich jetzt beruhigt zurücklehnen. Mit dem gelifteten SR 3-Wellendesign wird derart unlautere Berichterstattung abgeschafft, so als schüttelten die repräsentativen Portraitphotos typischer SR 3-Mediennutzer, die zur steten Mahnung oder aus bitterer Ironie für alle sichtbar im Redaktionsbüro hängen, ungnädig mit den Häuptern, sobald ein idealistischer Narr von festem Freien mal wieder ein kompliziertes Kulturthema anschleppt. Wenn die Photos es nicht tun, dann lehnen immer häufiger die verantwortlichen, ums Wohl ihrer Hörer besorgten Redakteure solche Vorschläge ab – hört man: SR 3-Hörer dürfen nur verstehen, was sie nach deren Meinung auch verstehen können.

Aber nicht nur die Eifersucht auf Themen, der Spruch: „Das interessiert unsere Hörer nicht“ und so manche(n) Reporter(in), die sie miteinander teilen, verbindet SR 2 und SR 3. Auf zwei Programmplätzen bestückt die eine Welle Sendezeit der anderen, ein letztes Überbleibsel aus den Zeiten der Fachredaktionen. Während sich SR 2 um das *Singende klingende Dreiländereck* kümmert, liefert die *Interregionale Redaktion* von SR 3 mittlerweile unregelmäßig regionale Kulturberichte für den Feature-Sendeplatz morgens auf SR 2. Deshalb werden Befürchtungen laut, daß das regionale Kulturgeschehen in absehbarer Zeit ein Schattendasein führen wird.

Die schöne Jungfer Kultur

Wetten dürfen angenommen werden, wie lange SR 2 *Kulturradio* sich in seiner heutigen Form noch sonnen darf. Nachdem Kooperationen mit dem SÜDWESTFUNK wegen dessen anderweitigen Fusionsplänen und mit dem HESSISCHEN RUNDfunk (anscheinend wegen menschlicher Kompatibilitätsprobleme) gescheitert waren, hatte es sich ab 1995 als eigenständiges Vollprogramm präsentiert. Eine kostenintensive Entscheidung: Im Gegensatz zu SR 1 mit 3,35 Mio. und SR 3 mit 3 Mio. kostet SR 2 trotz der geringsten Hörerreichweite 4,35 Mio. Euro und benötigt ungefähr doppelt soviel Personal wie SR 1. Das hat ihr

Ansehen auf dem Halberg nicht gesteigert – es sei denn bei der um kulturelle Feigenblätter verlegenen Intendanz. SR 2 wird schon mal spöttisch als „Mikrowelle“ bezeichnet. Und es empfiehlt sich dem Außenstehenden nicht, einem SR 2-Moderator wegen seiner letzten Sendung wohlwollend auf die Schulter zu klopfen. Die Gefahr ist groß, unter dem Jubelschrei „Ein Hörer! Ein Hörer!“ festgesetzt zu werden oder als Dank ein mürrisches „Ach, Sie waren das, der da eingeschaltet hat“ zu ernten. Böswillige Funkhausgeister erwecken den Eindruck, daß sich auf dieser Welle alles versammelt, was in der schönen neuen Radiowelt nicht mehr zurechtkommt: überflüssige Spezialisten wie Literatur-, Jazz- und Sonstwas-RedakteurInnen und verträumte ModeratorInnen, die spätestens mit der Einführung der Selbstfahrerstudios sich in dem selbst angeordneten Kabelsalat strangulieren. Den Chef der Welle, Frank Johannsen, ficht das augenblicklich wenig an. Er hat genug damit zu tun, die unterschiedlichen Hörbedürfnisse seiner buntscheckigen Minderheit zu befriedigen.

„Manchmal“, sagt er, „mache ich das Folgende ganz gerne.“ Er greift sich eine aktuelle Ausgabe des Mitteilungsblättchens SR-INFO, blättert durch die Seiten mit den Programmempfehlungen und spießt mit spitzgeführtem Kugelschreiber alle – wie er das nennt – „contents“ auf, die von seiner Welle beigesteuert werden. Nach einigen Seiten läßt er ab. „Na, was sehen Sie?“ In seiner Stimme schwingt Stolz mit. „Kein Programmhinweis von SR 1 und SR 3.“

Die verschonten Textblöcke weisen nur noch auf Fernsehsendungen hin. Aha, also hier sitzt er, der lang vermißte öffentlich-rechtliche Auftrag. Dabei wirkt das Büro gerade nicht wie eine Trutzburg, von deren Zinnen die letzten der Getreuen mit Mikrofonen und Aufnahmegeräten die ansturmenden Heerscharen derer von der Quote in die Schlammgräben herabwerfen: kein lautes Schlachtgetümmel, keine verwegenen Haudegen, die mit Leib und Leben die um ihre Unschuld bangende, zücht'ge Jungfer Kultur vor'm rohen Barbarengriff erretten. Statt dessen Regale, auf denen sich wenige Bücher verlieren, ein nüchterner Schreib- und ein geradezu unverschämt aufgeräumter Konferenztisch. Und darüber wacht auch kein vernarbter Schlachtstrategie, sondern ein Prokurist, möch-

Fortsetzung auf Seite 37

Ein Klassiker schwimmt auf neuer Welle

Fragen an Jürgen Albers

Seit nunmehr 34 Jahren wird mit großem Erfolg beim Publikum die Sendung *Fragen an den Autor* ausgestrahlt. Eine Stunde lang wird sonntags ab 11 Uhr zumeist mit SachbuchautorInnen über deren Neuerscheinungen diskutiert – unter Mitwirkung der HörerInnen. Im März dieses Jahres wurde die Sendung von SR 1 EUROPAWELLE auf SR 2 KULTURRADIO umprogrammiert. Die SAARBRÜCKER HEFTE sprachen mit dem Redakteur der Sendung, Jürgen Albers, über die Folgen, die Risiken und Nebenwirkungen dieser Veränderung.

SAARBRÜCKER HEFTE: Herr Albers, Ihre Sendung *Fragen an den Autor* ist nun schon lange ungebrochen populär. Der Erfolg ist um so erstaunlicher, da die Sendung bisher auf SR 1 EUROPAWELLE ausgestrahlt wurde, einer Welle, die sich in den letzten Jahren mehr und mehr der reinen Unterhaltung verschrieben hat. Wie erklären Sie sich das Phänomen?

JÜRGEN ALBERS: Ich glaube, der Erfolg von *Fragen an den Autor* läßt sich in einem Wort zusammenfassen: Allgemeinbildung. Man hat die Gelegenheit, in relativ kurzer Zeit – eine Stunde – wirklich fundiertes Wissen zu einem Thema zu bekommen und dann mitreden zu können. Und wir haben uns immer bemüht, eine Mischung hinzubekommen von einerseits durchaus anspruchsvollen Autoren und anspruchsvollen Themen, aber auch von solchen mit Praxisbezug, so daß die Leute etwas mit den Themen anfangen konnten. Das hat den Erfolg ausgemacht. Wir haben ja bis zuletzt auf SR 1 keine schlechten Einschaltquoten gehabt. Mir ist keine einzige Untersuchung bekannt, nach der das Hörerinteresse sonntags um 11 Uhr eingebrochen wäre. Ich bekomme immer noch jeden Tag Post und Anrufe von Hörern – eine sehr gute Resonanz. Es ist wahrscheinlich im Saarland und ein bißchen darüber hinaus die bekannteste Sendung des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS, bei der jeder sofort sagt: Ja, die kenne ich.

Ihre Sendung ist eine Art Programm-Dinosaurier auf SR 1. Sie hat diverse Umstrukturierungen

des Programms der Welle unbeschadet überstanden ...

... Ich würde statt „Dinosaurier“ lieber „Klassiker“ sagen. Manche Leute haben auch schon „heilige Kuh“ gesagt. Das hat auch den Vorteil, daß man sich nicht so leicht traut, diese Kuh zu schlachten. Eine solche Sendung neu zu machen, wäre heute sehr schwer. Wenn sie aber erst mal da ist und Erfolg hat, ist es wiederum schwer, sie abzuschaffen. Und es gelingt dadurch eben auch, auf einem Sendeplatz, auf einer Welle und für ein Publikum, das aktiv solche interessanten Informationen gar nicht suchen würde, etwas zu bieten, was akzeptiert wird. Am meisten hat mich an der Sendung gereizt, Leuten etwas zu vermitteln, das sie auf den ersten Blick nicht gesucht hätten, die dann aber trotzdem sagen: Das war interessant, das hat mir was gebracht.

Es ist zudem eine der letzten Sendungen, die noch das „Einschalt“-Radio repräsentieren, das gezielt vom Publikum aufgesucht wird, während ansonsten Radio in der Regel als angenehmes Begleitgeräusch, etwa während der Arbeit, genutzt wird.

Für SR 1 kann man das auf jeden Fall sagen. Auf SR 1 gab es bis Anfang März sonntags morgens *Kirche und Welt* und eben *Fragen an den Autor*. Es gab die *Infozeit*, das *Abendmagazin*, die alle abgeschafft oder völlig verändert wurden. Wobei ich persönlich diesen Theorien über Begleitprogramme mißtraue. Zum einen, weil ich selbst gezielt Sendungen einschalte und sogar meinen Tagesablauf ein bißchen ändere, um bestimmte Sendungen zu verfolgen. Und zum anderen glaube ich, selbst wenn die Leute was auch immer eingeschaltet haben, daß sie trotzdem ein Angebot mögen, das aus der Reihe fällt. Denn nur, was aus der Reihe fällt, kann überhaupt auffallen. Ansonsten ist das alles eine Soße. Es gibt ja auch wohlschmeckende Soßen, das ist nicht negativ gemeint, aber man erkennt kein Profil mehr.

Radio wird nicht mehr als Informationsmedium verstanden und genutzt.

Früher war das Radio tatsächlich das Informationsmedium. Die Leute haben sich in den Sessel gesetzt, um Radio zu hören. Das ist heute nicht mehr der Fall. Zumindest abends haben wir gegenüber *Tagesschau* und dem Abendprogramm des Fernsehens keine Chance. Ich persönlich höre viel lieber Informations- und Wortsendungen, weil ich dabei zuhause irgendwelche Gymnastikübungen mache, oder bei ei-

ner längeren Autofahrt. Während ich sinnlos im Stau stehe, kann ich mich so informieren. Ich glaube nicht, daß ich da der einzige bin. Und ich bin mir nicht so sicher, ob der Informationsgehalt einer Radiosendung keine Rolle mehr spielt. Auch da muß man sehen, daß die Leute Schritt für Schritt an einen anderen Standard gewöhnt werden, weil sich keiner mehr traut, mal etwas in Ruhe zu erklären. Wenn die Leute dann so sind, wie sie sind, dann kommen die Klagen. Ich habe vor kurzem in BILD einen heftigen, bösen Kommentar über den Zustand unserer Gesellschaft gelesen, in der auch Kinderschänder und andere Verbrecher als normal gelten würden. Das schreibt eine Zeitung, die seit Jahrzehnten durch Sensationsberichterstattung über Gewaltverbrechen, durch Sexismus genau diesen Zustand mit herbeiführt. Ich hoffe, daß einige verantwortliche Leute irgendwann einmal einsehen, daß man nicht Tendenzen unserer Gesellschaft, wie jetzt etwa die Pisa-Studie, beklagen und bildungs- und medienpolitisch nicht dagegensteuern kann.

Auf der Internetseite des SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNKS wird bejubelt, daß Ihre Sendung nun auf SR 2 KULTURRADIO ausgestrahlt wird. Man hofft damit sogar, mehr Hörer für die Kulturwelle zu interessieren, sie vielleicht sogar an diese Welle zu binden. Hat SR 2 etwas falsch gemacht, daß es nun die Unterstützung dieser populären Sendung benötigt?

Ich glaube nicht, daß SR 2 irgendetwas falsch gemacht hat. Es ist insgesamt schwierig für eine Kulturwelle, die ein sperrigeres Angebot bringt und weniger Werbung für sich machen kann und weniger Geld zur Verfügung hat. SR 2 ist, was den Etat betrifft, ein relativ teures Programm und ist trotz des Marketings, das wir inzwischen betreiben, dafür zu wenig bekannt. Aber die entscheidende Frage ist für mich eher, warum die Sendung nicht mehr auf SR 1 gewollt wird. Daß sich SR 2 darüber freut, die Sendung jetzt auf dieser Welle zu haben, ist völlig klar: Denn selbst, wenn wir die Hälfte der Hörer verlieren sollten, haben wir auf SR 2 eine Einschaltquote, die kein anderes Kulturradio in Deutschland hat. Wir werden hier der Quotenrenner sein und deshalb wenig Probleme mit der Quotendiskussion bekommen. Sollten wir viele Hörer verlieren, könnte aber das Geldargument kommen.

Denn ich sehe die Gefahr, daß wir es nicht schaffen, die Mehrheit unserer bisherigen HörerInnen mit zu SR 2 zu ziehen. Es ist unglaublich



Dr. Jürgen Albers, Redakteur und Moderator von Fragen an den Autor, geb. 1951 in Saarbrücken, Studium Deutsch, Geschichte, Latein in Saarbrücken und Marburg, nach dem Studium in Saarbrücken Karate-Trainer, drei Jahre Gymnasiallehrer, danach Tätigkeit als Journalist, Tanz- und Gymnastiktrainer, in den 70er Jahren Mundart-Kabarettist; Veröffentlichung der LP Es Saarland is e rischdisches Gärsche, zahlreiche Kabarett-Programme, z.B. Bodykarma. Das erste deutsche Ganzkörperlkabarett, Rettet die Kriechtiere! oder Einfach irre! Der alltägliche Wahnsinn; seit 1981 beim SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK angestellt, zunächst als Funkkolleg-Redakteur, heute zuständig für Sachbücher, veröffentlichte zuletzt das Buch Der kleine Großmeister. Erleuchtete Satiren. Abbildung aus dem Buch 30 Jahre Fragen an den Autor, hrsg. von Jürgen Albers und Roland Bernd, Ottweiler 1999.

schwer, eine solche Programmänderung ausreichend publik zu machen. Außerdem – man sollte es nicht glauben – haben viele Leute technische Probleme, das Radio umzuprogrammieren oder SR 2 über Internet oder Satellit zu empfangen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es sehr lange dauert, bis Leute begreifen, daß etwas Neues eingeführt wurde. Möglicherweise kennen die Hörer von SR 3 Saarlandwelle, die bisher sonntags auf Fragen an den Autor umgeschaltet haben, unser Kulturradio gar nicht und finden daher auch den neuen Sendepunkt nicht. Dies kann längerfristig zu einer ernstesten Bedrohung der Sendung führen. Um so wichtiger sind die öffentlichen Veranstaltungen,

die wir mit *Fragen an den Autor* weiter machen werden. Darauf lege ich in diesem Jahr besonderen Wert.

Wird sich die Sendung auf ihrem neuen Sendeplatz verändern?

Die Sendung bleibt absolut unverändert, dasselbe Konzept, dieselbe Länge. Wer es schafft, umzuschalten, verliert überhaupt nichts. Und im Prinzip ist die Verlegung der Sendung auf SR 2 positiv zu bewerten. Hier finden wir mehr Vorgesetzte und KollegInnen, die sich mit der Sendung identifizieren und Ideen beisteuern. Für das Niveau der Sendung kann das nur gut sein. Aber trotzdem war ich dagegen, die Sendung von der EUROPÄWELLE wegzunehmen.

Welche negativen Folgen befürchten Sie denn für SR 1? Verliert SR 1 möglicherweise mit Ihrer Sendung ein weiteres, wichtiges Identifikationsmerkmal?

In den letzten Jahren hat sich SR 1 stark verändert, längere journalistische Wortbeiträge wurden seltener. So ist natürlich unbestreitbar, daß *Fragen an den Autor* immer weniger zur Welle paßte. Aber ich kann diese Frage nicht so gut beantworten, weil ich nicht nur für diese Veränderungen nicht verantwortlich bin, sondern sie auch in Teilen nicht verantworten würde. Ich finde, daß SR 1 wahrscheinlich einen Fehler macht, sich von zu vielen Sachen und von Menschen zu trennen, die als Sendungen und Personen bekannt sind. Das ist ein Prozeß, der jetzt schon über Jahrzehnte abläuft.

Ich würde lieber über SR 2 reden: Also SR 2 hat eine sehr gute Akzeptanz bei seinen Hörern. Das merken wir immer beim SR 2 KULTURPICKNICK, da kommen viele Rückmeldungen. Der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK insgesamt muß aufpassen, daß die Leute im Land noch wissen, welche Personen für den Sender stehen. Früher hatte man Axel Buchholz gekannt, Manfred Sexauer, ganz früher Ferdi Welter. Solche programmprägenden Figuren, die auch Ecken und Kanten haben, gibt es immer weniger. Der neue Typ des Radiojournalisten hat eine angenehme Stimme, verbreitet eine nette Stimmung, ist hochprofessionell, oft viel professioneller als die früheren, aber er wird als Person gar nicht mehr wahrgenommen. Da sehe ich eine Gefahr.

Welche Möglichkeiten hat man noch als Radiomacher, angesichts der von der Geldnot diktierten Zwänge, angesichts der Diskussionen um Einschaltquoten und Zielpublikum?

Ich persönlich habe mit Quote, vernünftig verstanden, wenig Probleme. Ich habe mich im-

mer bemüht, möglichst viele Leute zu erreichen. Ich freue mich, wenn ich zehn Prozent statt fünf Prozent Hörer habe. Aber ich habe ein Problem, wenn es keinen fairen Wettbewerb mehr gibt. Wenn es immer nur heißt, die Leute wollen – in Klammern: angeblich – dies und das, folglich müssen wir ihnen dies und das bieten. Das halte ich bildungspolitisch für ausgesprochen gefährlich. Denn es führt zu einer Spaltung der Gesellschaft in eine kleine Minderheit, die aktiv seriöse Information sucht und – von mir aus – immer klüger wird, und eine große Mehrheit, die zusammenhängende, längere Informationen gar nicht mehr angeboten bekommt. Es ist in keiner Weise bewiesen, ob sie diese Informationen nicht annehmen würde, wenn man sie vernünftigerweise anbietet. Aber man geht den Weg des geringsten Widerstandes und gibt sozusagen populistisch den Leuten, was sie wollen. Die Frage ist nur, ob die Leute wissen, was sie wollen, und ob die Leute nicht durch einen unfairen Wettbewerb, der in ein Medium Millionen Werbegelder steckt und in andere Medien eben nicht, auch manipuliert werden.

Wir Kulturleute können eigentlich nur dagegensteuern, indem wir uns nicht in die Ecke drängen lassen. Wir müssen immer wieder versuchen, anspruchsvolle Inhalte zum einen so zu formulieren, daß sie nicht wie ein Proseminar Germanistik klingen, sondern daß man sie wirklich verstehen kann. Zum anderen müssen wir versuchen, an die Leute heranzugehen. Die Bedeutung öffentlicher Veranstaltungen habe ich ja schon angedeutet. Ich habe in den vergangenen Jahren flächendeckend Veranstaltungen im ganzen Saarland gemacht. Und da sind immer wieder neue Leute gekommen, die von einem interessanten Thema oder einem prominenten Autor angelockt wurden. Das ist eine Chance, aus der Isolation zu kommen. Denn die Gefahr ist, daß wir immer mehr in die Isolation geraten. Und irgendwann werden wir abgeschafft, und es merkt keiner. Davor habe ich wirklich Angst.

Hat das Radio, insbesondere der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK, eine Überlebenschance?

Nach neueren Untersuchungen liegt das Radio gar nicht so schlecht im Vergleich zu anderen Medien, weil eben viele Leute beim Autofahren und bei Tätigkeiten, die sie geistig nicht so beanspruchen, Radio hören. Ob der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK eine Chance hat, müssen bestimmte politische Kräfte beurteilen. Er sollte eine Chance haben. Kleine Sendeanstalten, und das ist eindeutig beweisbar, sind viel, viel

kostengünstiger als die Großen. So wie wir arbeiten, so kostengünstig, wie ich die Sendung *Fragen an den Autor* mache, schafft das der WESTDEUTSCHE RUNDFUNK ganz bestimmt nicht. Die Sendung würde dort mindestens das Doppelte kosten, ohne deswegen wesentlich besser zu sein. Es ist völliger Quatsch zu denken, wenn man größere Einheiten schmiedet, würde etwas kostengünstiger.

Inwiefern arbeiten denn kleinere Sender kostengünstiger?

Das kann ich an ganz einfachen Beispielen erklären. Wenn ich eine Buchbesprechung mache und Zitate brauche, dann gehe ich auf den Flur und frage einen Kollegen, ob er das Zitat sprechen kann. Der macht das kostenlos. Beim WDR gehe ich zum Besetzungsbüro. Dort stelle ich einen Antrag. Dann wird ein Schauspieler bestellt, der bekommt auch Fahrtkosten erstattet und so weiter, das kostet viel mehr. Auch vieles andere, was wir auf dem Flur informell klären, das erfordert anderswo einen riesigen Verwaltungsaufwand. Oder: Seit Jahrzehnten wird der Autor für die Sendung *Fragen an den Autor* vom Redakteur privat im Hotel abgeholt. Damit werden Taxikosten eingespart. Die Autoren gehen mit mir, meistens auf meine Kosten – wir haben keinen Bewirtungsetat –, hinterher noch essen. Dadurch bauen wir über Jahre auch eine Bindung der Autoren an die Sendung auf. Die Autorenhonorare sind nämlich so lächerlich, daß deswegen niemals irgendein Mensch hier-

herkommen würde. Die kommen nur, weil sie wissen, daß es eine gute Sendung ist und sie gut betreut werden. Es gibt Autoren, die kommen von Wien angefliegen und bekommen ein Honorar von 150 Euro. Die machen das, weil sie uns gut finden.

Erkennen Sie noch den politischen Willen hier im Land, den Sender auch auf Dauer auf einem bestimmten qualitativen Niveau zu erhalten? Oder hat sich die Politik aus dieser Diskussion verabschiedet?

Irgendeinen Sender wollen die Politiker erhalten. Einfach deshalb, weil auch der letzte inzwischen begriffen hat, daß der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK ein Teil der Rechtfertigung dafür ist, daß es das Saarland gibt. Die wissen ziemlich genau: Wenn sie den SR abschaffen, können sie das Land gleich mit abschaffen und eine Kooperation mit Rheinland-Pfalz eingehen. Ob er inhaltlich so ausgestattet wird, daß er vernünftige Programme fahren kann, das ist eine andere Frage. Denn dazu braucht man natürlich Geld. In einigen Bereichen wird schon sehr, sehr sparsam gearbeitet, auch verglichen mit der privaten Konkurrenz. Aber ob wir längerfristig über Gebühren und so weiter genug bekommen, um noch ein anspruchsvolles Programm zu machen, das weiß ich nicht.

Herr Albers, ich bedanke mich für das Gespräch.

Für die *saarbrücker hefte* Uwe Loebens



te man meinen, dessen Firmenidentifikation sich in der bei aller Verbindlichkeit nachdrücklichen Sprache und souverän beherrschten Betriebsphilosophie offenbart. Den ihre Wirkung überprüfenden Brillenblick gibt es gratis hinterher. Eigentlich, denke ich, ist hier jede Frage überflüssig und verspüre immer weniger Lust, mich aus dem imaginierten Schlamm herauszuwühlen und die Sturmleiter hinauf den pechgetränkten Wörtern entgegenzukuraxeln – irgendwie stimmt der Frontverlauf nicht.

Denn Johannsen zückt das scharfe Quotenschwert und triumphiert mit den neuesten Gefechtserfolgen. Gerade sei die Depesche per fliegendem Boten eingetroffen, wonach *SR 2 Kulturradio* im Gegensatz zu den anderen, an Überalterung der Hörschaft dahinsiechenden Kultur- und Klassikwellen der ARD und von diesen viel bewundert, frisches Blut in seine Truppen eingereiht und sich das Gefolge im Altersdurchschnitt auf sensationelle 49,7 Jahre verjüngt habe. In der Gunst der Meist- und Zweithörer läge man derzeit bei fünf Prozent, die maximale Hörerreichweite bei ungefähr 45.000 Zuhörern.

„Zweithörer? Kann man eine Radiosendung wie ein Buch ausleihen?“, ducke ich mich unter dem ersten mächtigen Streich weg.

„Zweithörer sind die Hörer, die nach ihrer Lieblingswelle uns als nächste einschalten würden.“

„Naja, man kann sich das Glück auch herberechnen“, wage ich zu denken und erinnere mich an einen müden Kämpen, der bei seinem letzten Zählappell schlappe 8.000 Ohrenpaare abschritt. Und daß feststellbare Veränderungen der Hörerakzeptanz von *SR 2* sich im Bereich der statistischen Unschärfe beziehungsweise Fehlerquote bewegen, erwähne ich erst gar nicht – zu gefährlich blitzt die Schneide.

Aber Johannsen muß ja seine Truppen bei Laune halten, das ist er seinem Job als Wellenchef schuldig. Aus der verfahrenen Situation hat er noch das Beste gemacht. Wenn es denn überhaupt einen vorläufigen Gewinner der Spar- und Strukturierungsdiskussion gibt, dann sitzt er mir gerade gegenüber – das darf ich aber nicht schreiben, hat er gesagt. Der zweite Hieb verfehlt nur knapp. Während ich mich vom Schrecken erhole, erläutert Johannsen einige Veränderungen. Es geht Schlag auf Schlag: Dank der Kollegen von *SR 1*, die ihre



oben:

SR 2-Wellenchef Frank Johannsen, Photo: R. Oettinger

links unten:

Fernsehgebäude des SR

Infozeiten eliminierten, sei es ihm möglich, konkurrenzlos die *SR 2*-Nachrichtenmagazine mit allen gebotenen Stilmitteln vom Korrespondentenbericht über Interviews bis zum Kommentar so zu präsentieren, wie er es sich als gelernter Journalist vorstelle. Die Serviceorientierten *Forum*-Sendungen um 9 Uhr seien aufgelöst (und damit 25 kostenintensive Minuten), die Inhalte entweder *SR 3* überantwortet oder in die *Morgenmusik* verlegt worden. Statt dessen würden nun an dieser Stelle die Features ausgestrahlt, mit dem großen Feature samstags als krönendem Abschluß. Mit *Fragen an den Autor* biete man jetzt gleich vier Literatursendungen pro Woche an, da könne man es verschmerzen, daß Sachbuch- und Literatursendung zu einer einzigen verschmolzen wurden, ohne den von Schriftstellerseite befürchteten Verlust an Wortanteilen hinnehmen zu müssen. Freitags habe man sozusagen einen Frankreichtag eingerichtet

und kooperiere hierzu mit französischen Sendeanstalten. Bei der *Morgenmusik* sei der Wortanteil sogar vergrößert, man biete nun neben dem *Kulturtelegramm* auch regionale Kulturtipps an und verfüge zudem über die Möglichkeit, bei besonders bedeutenden Ereignissen ein drittes Fenster zu öffnen. Die aufgefrischte *Morgen-* und *Abendmusik* mit ihrem musikalischen Crossover seien im übrigen dafür verantwortlich, daß sich das Durchschnittsalter der Hörer gesenkt habe.

Inzwischen laufen nicht nur diese beiden Sendungen auf SR 2 computerunterstützt. Auch hier werden wie bei SR 1 die Rechner von zwei Musikredakteuren mit Musiktiteln gefüttert. Aber immerhin sind gleich 10.000 Titel in der Rotation, die zudem, einmal gespielt, für 13 Wochen gesperrt werden. Dadurch erspart sich die Welle Kosten. Andererseits leistet sich SR 2 mit Autorensendungen wie *Voyages*, Jazz und Kabarett sowie Konzertreihen zur *Neuen Musik* einen teuren Spaß. Aber nicht nur das macht das *Kulturradio* so teuer. Bei ihm wurden die früheren Fachredaktionen geparkt, und Kultur- und insbesondere Wortsendungen sind per se teuer. Laut Geschäftsbericht kosteten 2001 Kultur- und Bildungssendungen 150 Euro pro Minute; Unterhaltung noch 49 Euro, während klassische Musik mit 19, Unterhaltungsmusik mit 9 und Rock und Pop gar nur mit 6 Euro zu Buche schlugen. Vor Jahren hat man deswegen mit dem Sendeplatz *Radiotop* ein Forum für akustische Experimente abgeschafft, bei dem der SR nicht nur als Multiplikator, sondern auch als Auftraggeber in Erscheinung getreten war. Und hat jetzt auf die bei den Hörern beliebte Sendung *Zeitzeichen* verzichten müssen und sich damit Proteste eingehandelt.

Dasselbe muß man nun auch für das Hörspiel, die ureigenste Radioerfindung, befürchten. Nach den Worten des Intendanten wurden bei der Entscheidung, die Produktion von Hörspielen im eigenen Haus abzuschaffen, zwei Kultureinrichtungen des SR gegeneinander abgewogen, man könnte auch sagen, ausgespielt: nämlich das unbestritten herausragende *Rundfunk-Sinfonieorchester* (RSO), das als einziger Kulturexportschlager des Saarlands (Brüske) gewertet wird, aber mit 8,24 Mio. Euro mehr kostet als SR 1 und SR 2 zusammen, gegen das Hörspiel, das als ein Minderheitenprogramm auf einer Minderheitenwelle zwar keine Lobby hat, aber bundesweit

geschätzt wird, wie die zahlreichen Auszeichnungen für SR-Produktionen belegen. Während es beim RSO noch eine spannende, offene Frage bleibt, wie man in den nächsten Sparrunden der Belegschaft den Erhalt eines so großen Kostenfaktors erklären will, der dann auch noch mehr als 10 Prozent der verbliebenen Arbeitsplätze beansprucht, ist der künftige Weg des SR-Hörspiels vorgezeichnet. Die bisherige Produktion von 20 Hörspielen soll auf zwölf ab 2006 reduziert werden, wobei schon jetzt die Aufnahmestudios anderer ARD-Anstalten genutzt werden müssen.

Die beiden hauseigenen Hörspielstudios sind inzwischen als veraltet abgerissen. An der Stelle des einen wird ein sogenanntes HQ-Studio errichtet, das immerhin die Herstellung hochwertiger, aufnahmetechnisch bundesweit konkurrenzfähiger Features ermöglichen soll; an Stelle des anderen tritt ein Konferenzraum. Mit dem absehbaren Ende des SR-Hörspiels droht den saarländischen Schriftstellern eine bedeutende Einnahmequelle zu versiegen, zumal wenn demnächst der zuständige Redakteur in Rente geht. Nur noch wenige glauben daran, daß sein Nachfolger, so es ihn überhaupt geben wird, mehr Initiative entfalten darf, als Hörspielproduktionen anderer Sender einzukaufen oder alte SR-Hörspiele aus dem Archiv zu kramen.

„Es wird immer Hörspiele auf SR 2 geben“, versichert Wellenchef Johannsen, aber seine Klinge ist schon stumpf. „Es kann nicht sein, daß das Radio auf etwas verzichtet, was das Radio erfunden hat.“

Und demnächst kann er sein Schwert als völlig unbrauchbar in die Ecke stellen. Denn es kommt noch dicker. Bis September will Intendant Raff von SR 2 ein klares Konzept für die beiden nächsten Sparschritte vorliegen haben. Damit könnte es auch schon zu Ende sein mit der gerade erzielten Programmherrlichkeit. An den Informationssendungen kann SR 2 nicht sparen, will es die kulturelle „Grundversorgung“ sicherstellen. So bleibt nichts anderes übrig, als für ganze Tage wie etwa am Sonntag oder Sendestrecken (etwa nachmittags) das Programm eines anderen Senders zu übernehmen und damit auf Autorensendungen zu verzichten. Dann käme SR 2 dort wieder an, wo es 1995 schon einmal war, bei einem Kulturradio mit regionalen Fenstern, nur daß man diesmal keine Mitsprache und Mitwirkung an der Gestaltung des zu



übernehmenden Programms mehr hätte, und mit dem Pferdefuß, daß wegen zu entrichten-der Senderechtsabgaben unter Umständen die übernommenen Sendungen teurer sind als eigenproduzierte. Die bisherige Kooperation mit DEUTSCHLANDRADIO, die für SR 2 eine Steigerung der Programmqualität durch die Übernahme der Spätabendsendungen *Ortszeit* und *Fazit* bedeutet, scheint zunehmend von Mißhelligkeiten geprägt. Die letzten Äußerungen Raffs zur Einrichtung eines ARTE-RADIOs verheißen noch Schlechteres. Es klingt gefährlich nach einem Spartenradio, bei dem die lästige und viel zu teure Kultur und damit auch SR 2 abgelagert wird.

Nimm's light – saarlight

Mit Rahmenprogrammen und Regionalfenstern kennt sich das SR-Fernsehen besonders gut aus. Es hat damit genauso schlechte Erfahrungen gemacht. Als „Geschädigter“ der Fusion von SWF und SDR muß der SAARLÄNDISCHE RUNDFUNK zwei Stunden regionales

Fernsehprogramm bestücken – eine dankbare Aufgabe für die Fernsehmacher, mit möglichst wenig Geld sich über möglichst viel Sendezeit zu retten und damit auch noch ein zunehmend vergeisendes Publikum zufriedenzustellen. (Der SR-Zuschauer ist im Schnitt zwischen 59 und 64 Jahre alt, die ARD-Konsumenten mit 65 und mehr noch älter.) Wieder einmal gibt der Geschäftsbericht Aufschluß, wie teuer Billigprogramme sein können: Kultur- und Wissenschaftsberichte kosteten 2001 pro Minute 326, Sport schon 370 und Religion gar 607 Euro – es war schon immer teuer, einen Glauben zu haben. Die Sendung *Kulturspiegel* verschlingt mit Honoraren, Reisekosten, Erwerb von Senderechten, aber ohne Produktionskosten ca. 5.000 Euro.

Daher tummeln sich die kuriosesten Magazine, die sich mit der denkbar einfallslosesten Gestaltung für Trailer und Studiodekoration präsentieren und wie das schrillste italienische Hausfrauen-TV anmuten, im Vorabendprogramm. Da stehlen sich Sendungen gegenseitig die Ratgeber- oder heimatidyllischen Themen und Wochenendtipps. Da verscheln von der Not berufene ModeratorInnen pseudoantiquarischen Hausrat entrümpelter Keller des Lisdorfer Gaus oder verstörte Promenadenmischungen aus dem Saarbrücker Tierheim. Da recycelt eine Sportsendung die Sportsendung vom Sonntagabend, um von den Sportnachrichten im *Aktuellen Bericht* recycelt zu werden. Zu jeder falsch beantworteten Frage wird in einer schnell kreierten Quizsendung geglückt, als seien die Ratekandidaten versehentlich in einen Anfängerkurs für „Lachen macht frei“ geraten. Einfach köstlich, möchte man eine Kochsendung zitieren. Wenn Krimhild Waskönig, von der Maske so zugerichtet, als hätte sie fünf Wochen durchzechet, beim Lifestyle-Magazin *Saarlight* die Zuschauer im Eins-Zwei-Wechselschritt mit einem Beitrag über die Kunst des Moderierens vom Fernsehschirm wegmoderiert oder einen Semi-Promi aus dem Land herausinterviewt, wird es Zeit, die lieben Kleinen ins Bett zu schicken, bevor sie bleibenden Schaden nehmen.

Aber gerade diese Sendung lieben die Saarländer mit einem nur noch aus der Historie erklärbaren Masochismus – sie ist der Quotenrenner des Vorabendprogramms. Naja, da kommt ja auch vorher ein Reisemagazin, sagen die Leute vom *Kulturspiegel*, während

SR SÜDWEST
Fernsehen

**Mittwochs
18.45**



**kultur
spiegel**

mit Nina Azizi

sie mit ihrer Sendung auf dem quotenschwachen Mittwoch sitzen. Dabei können sie sich nicht beklagen. Seitdem sie im Vorabendprogramm gelandet sind, haben sie ihren Zuschauerschnitt verdreifacht (von 10.000 auf 30.000). Möglicherweise, machen sie sich Mut, wäre er noch besser, würde nicht zur selben Zeit auf RTL das Nachrichtenmagazin laufen. Was haben sie nicht alles versucht, um das Publikum, das irgendwie auf dem Fernsehkanal hängengeblieben ist, weil es immer dort herumhängt, nicht vor den Kopf zu stoßen. Nach einer wüsten Experimentierphase, in der ein das Ernährungsproblem der bundesrepublikanischen Jugend verkörpernder Knabe selten komische Witze vorlesen oder ein Gedächtniswunder Lebensdaten verstorbener Komponisten herunterbeten durfte, ist die Kulturspiegelredaktion mehr oder weniger zu den bewährt, wenn auch alles andere als rühmlich fabrizierten Themen zurückgekehrt. Allzu Sperriges darf jedoch nicht erscheinen, auch hier sollen die Zuschauer nur erfahren, was sie nach Meinung einer fürsorglichen Redaktion verkraften können. Dazu piepst die neue Moderatorin manchmal passend konsequent inkompetent, als würde sie *Tele-Tubbis* oder *Kinderquatsch* ankündigen.

„Es mag ja sein,“ sagt Redakteur Rainer Petto, „daß die Kulturvertreter mit der Moderation und den Themen unzufrieden sind. Wir haben aber feststellen müssen, daß der Zuschauerzuspruch deutlich zurückging, als wir mit einer Urlaubsvertretung auf Sendung gingen.“

Und noch schlimmer fiel das Zuschauervotum aus, als der *Kulturspiegel* während des Irak-Kriegs ein pfiffiges Video der Künstlerin Elvira Hufschmidt als Kommentar ausstrahlte. Dafür liebt Raff – ein kleiner Trost – die Sendung seit ihrem Quotensprung und läßt sich von den ARD-Kollegen für den Erfolg mit einer Kultur(!)-Sendung im Vorabend(!!!)-Programm bewundern. Nicht weniger brüstet sich der Intendant mit der regionalen Kompetenz des *Aktuellen Berichts*, der seit Januar auf 40 Minuten ausgeweitet wurde. Geändert hat sich tatsächlich aber nichts: noch immer redundanter Verlautbarungsjournalismus zum Mitschreiben, noch immer überflüssige Straßenbefragungen. Nur der tägliche Regionalsport, der bisher vor der Sendung gezeigt wurde, ist nun im *Aktuellen Bericht* integriert und die nach wiederbelebter Sitte eingela-

denen Studiogäste wissen unverändert nichts von Belang zu sagen.

Es kann doch nicht sein, geht wieder die Frage an den Funk- und Fernsehverantwortlichen Hans-Günther Brüske, daß es zum öffentlich-rechtlichen Auftrag gehört, den Zuschauern mit diesen Darbietungen erbarungslos das allerletzte ästhetische Gespür herauszuhämmern, von den Inhalten schon gar nicht mehr zu reden.

Brüske fällt dazu wieder nichts anderes als die Quote ein. Ästhetisch anspruchsvolles Fernsehen würde nur gemacht, wenn es die Zuschauer wirklich wollten. Natürlich gebe es auch Versuche innovativen Fernsehens. Zum Beispiel werde vom SR gerade ein Wellnessformat für die ARD entwickelt, für das ein Produzent – ein Novum – das nötige Geld akquiriert und SR-Fernsehen die Sachmittel zur Verfügung stellt. Das ist aber nur ein neues Finanzierungsmodell. Mit herumhangelnden Prominenten, wie es geplant ist, langweilt bereits seit Jahren ein privater Sender sonntags seine Zuschauer. Nein, der neue SR-Programmdirektor wirkt konzeptlos und hat außer modischen Schlagwörtern wenig zu bieten. Seit eineinhalb Jahren hat er es nicht fertiggebracht, den schwelenden, die Atmosphäre der Fernseh Abteilung vergiftenden Konflikt zweier menschlich und parteipolitisch verfeindeter Nachrichtenredakteure durch eine eindeutige Kompetenzverteilung zu klären. Vielleicht hofft er darauf, daß der allgewaltige Rotstift auch hier für eine Lösung sorgt.

Bereits klar dagegen ist, daß im Sommer aus Einspargründen für zwei Monate die Vorabendmagazine eingestellt und statt dessen Wiederholungen von Tierfilmen, Kochsendungen und heimatkundlichen Sentimentalitäten gezeigt werden. Ein kleiner Skandal, behaupten selbst SR-Mitarbeiter, die Zuschauer würden damit um einen Teil ihrer Gebühren betrogen. Andere dagegen meinen, der Sommer sei ohnehin eine zuschauer-schwache Zeit und ARD und ZDF würden in ihr mit Wiederholungen glänzen. Vielleicht sind aber diese Magazinsendungen einfach nur überflüssig, wenn man sie ohne große inhaltliche Verluste zwei Monate lang vom Schirm nehmen kann. Gespart wird beim Fernsehen ohnehin an allen Ecken: Sei es, daß man Studiogäste für ein vierminütiges Gespräch einlädt, was allemal billiger als ein

gleichlanger Bericht ist, sei es, daß man immer weniger Aufträge an freie Kamerateams vergibt, sei es, daß sich in absehbarer Zeit im Fernsehen die digitale Technik etabliert und Arbeitskräfte freisetzt. Mit Produktionsmitteln wie Drehtagen zum Beispiel für die Sendereihe *Fahr mal hin*, die sich großer Beliebtheit erfreut und von anderen Anstalten respektiert wird, geizt man ebenso wie an der Sportberichterstattung, die augenblicklich wegen fehlendem attraktiven saarländischen Angebot in einer Krise steckt und mit Einschnitten bei den Wochenendberichten rechnen muß.

Auf die SR-Federführung bei der *Tour de France*-Berichterstattung will Brüske dagegen genausowenig verzichten wie auf die ARD-Magazinsendung *Plusminus*, die der SR gelegentlich bestreitet. Dies seien Prestigeaufträge, sagt er, die der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit die Leistungsfähigkeit des Senders unter Beweis stellen. Was aus der Sendung *Kein schöner Land* wird – der SR-Verkaufschlager schlechthin –, wenn ihr moderierender Bauerntenor in zwei Jahren in den Ruhestand geht, weiß derzeit niemand. Es ist peinlich genug, daß der SR seine Fernsehfilm-Redaktion aufgelöst und die *Tatorte* an eine freie Produktionsfirma abgetreten hat.

Inzwischen mehren sich die Mitarbeiterstimmen beim Fernsehen, die sich die Fusion mit dem SWR ersehnen; eine bessere finanzielle Ausstattung könnte die Aufgabe der sowieso nur scheinbaren Unabhängigkeit versüßen. Vielleicht stellt aber auch der Vorschlag Raffs, nur noch eine Stunde täglich regionales Programm anzubieten, eine praktikable Lösung dar. Der *Aktuelle Bericht* ließe sich ohne geringste inhaltliche Einbußen auf eine halbe Stunde und noch weniger reduzieren, die übrige Zeit könnten, wenn es denn sein muß, die unvermeidlichen Magazinsendungen beanspruchen.

Doch, Herr Brüske, Sparen macht unendlich viel Spaß und eröffnet ungeahnte Perspektiven. Wie antwortete Andreas Weber, der eine Zeitlang bestgehaßte Mann auf dem Halberg, so vergnügt auf meine Frage, was denn geschehe, wenn die Gebührenerhöhung 2005 nicht käme: „Dann haben wir ein Problem.“

Nachdem mir also Programmchef Brüske alle angesammelten Bedenken hinwegposaunt hat, geleitet er mich zum Vorzimmer. Bei der Verabschiedung gibt er mir noch eine Empfehlung mit auf den Weg:

„Aber scheißen Sie mir bloß nicht vor die Tür.“

„?“, denke ich, „was war denn das nun?“ Wörtlich konnte er das nicht gemeint haben.

„Ja, wissen Sie, unsere Zeitschrift ist eigentlich dazu da, anderen vor die Tür zu scheißen.“

Während sich seine Vorzimmerdame fröhlich danach erkundigt, ob ich denn in der vergangenen Stunde zu Wort gekommen sei, denke ich, daß es eine dumme Antwort war. Ich hätte mir etwas wünschen sollen:

„Nimm's light, Hans-Günther Brüske – saarlight!“

Auf dem Weg den Hügel hinab brummt mein Schädel von den umhertanzenden Begriffen Viertelstundenreichweiten, Sendeleisten, Mediennutzertypen und vielen anderen mehr. Um mich nicht völlig blöd zu fühlen, bummle ich zu einem nahen Elektromarkt der Kette, mit der SR 1 am Tag des Moskauer Attentats Medienpartnerschaft betrieb, und schaue mir die Stereotürme und Monsterboxen an. Ich stelle fest, daß man reichlich dämlich sein muß, hier etwas einzukaufen. Vor kleinen, kompakten, silbrigglänzenden Geräten bleibe ich dann doch stehen. Noch immer heißen sie Weltempfänger, und plötzlich klingen Rom und Lissabon und Übersee wieder unerreichbarer als Mond und Mars.

Endlich zuhause schalte ich meinen auf zivilisiert getrimmten Ghettoaster an. Und sollte mich auf SR 2 mal wieder Roland Kunz mit seiner weichgespülten Stimme eines Topflappenvertreters nerven oder Maria Gutierrez zum 125. Mal so unvermeidlich wie der Pawlow'sche Reflex als dritten Musiktitel die weltsensationelle Entdeckung des Quetschkomodengequietsches von Astor Piazzolla ankündigen, dann suche ich die Wellen ab. Vielleicht singt irgendwo da draußen Alicia Keys von ihrem Sturz in hormonelle Fallgruben oder befiehlt Nelly Furtado, weil schon nach Mitternacht, das Licht auszumachen. Wenn nicht, dann schaue ich in meiner CD-Sammlung nach Led Zeppelin und lasse Robert Plant sein sehnsüchtiges und ungestilltes „You need it – looove“ aus den Lautsprechern peitschen. Ich finde, es ist immer noch ein guter Song.

Lauschangriff auf Hörsitten

Die Media Analyse als Instrument der Radioforschung

Von Ekkehardt Oehmichen

Knapp 250 Radioprogramme buhlen derzeit in Deutschland um die Aufmerksamkeit des Publikums. Alle diese Radiostationen und Rundfunkanstalten sind darauf angewiesen zu erfahren, wie viele Hörer ihr Programm einschalten, ihrer Musik lauschen und ihre Nachrichten oder Magazinbeiträge verfolgen. Für diese Sender und Programme arbeiten Tausende von Musikprogrammgestaltern und Journalisten, die Erfolg haben wollen, die die Akzeptanz ihrer Angebote, das heißt ihre Hörerzahlen möglichst weiter steigern und die anvisierten Zielgruppen immer besser erreichen wollen.

Also brauchen die Programmacher Informationen über ihr Publikum und stellen etwa folgende Fragen: Wer hört wann und mit welchem Interesse Radio? Welche Bedeutung hat das Radio im Alltag, auch und gerade im Vergleich zu anderen Medien? Wie lassen sich Frauen und Männer, Junge und Alte hinsichtlich ihres Musikgeschmacks und Informationsinteresses beschreiben und voneinander unterscheiden?

Im Printbereich, bei Zeitungen und Zeitschriften läßt sich die verkaufte Auflage leicht feststellen. Beim Fernsehen gibt es tägliche Einschaltquoten, die durch elektronische Messungen ermittelt werden, und für den Online- bzw. Internetbereich stehen Abrufstatistiken zur Verfügung, die die Onlineanbieter über die quantitative Nutzung ihrer Angebote unterrichten. Im Radiobereich muß der „Absatz“, bzw. die Größe der Nutzerschaft einer Radiowelle oder einer Radiosendung nach wie vor mit Hilfe von Befragungen erhoben werden.

Als breit angelegte empirische Grundlagenuntersuchung leistet die Media Analyse hier Basisarbeit, liefert seit Jahrzehnten Rahmendaten der Hörfunknutzung in Deutschland und hat sich als anerkannte „Währung“ für die Messung von Hörfunkreichweiten etabliert. Sie informiert halbjährlich über die Zahl der Hörer aller bundesdeutschen Radioprogramme,

über die Struktur der regionalen Radiomärkte und deren Veränderungen im Zeitverlauf.

Eine besondere Leistung der Media Analyse liegt darin, anhand einer ausgeklügelten Befragungsdramaturgie den Tagesablauf des Vortags des jeweiligen Befragten zu rekonstruieren und auf dieser Folie die Nutzung von Radioprogrammen oder -sendungen viertelstundengenau zu ermitteln. Es entstehen die berühmten Viertelstundenreichweiten, die in Sendungsreichweiten umgerechnet werden können. Die Redaktionen erhalten damit präzise Auskunft über die Zahl der Hörer, die von ihren Sendungen erreicht werden, von ihrer Zu- oder Abnahme im Zeitverlauf sowie über ihre demographische Struktur.

Die Media Analyse zeigt zudem viertelstundengenau wie sich von frühmorgens 5.00 Uhr an das Radiopublikum allmählich aufbaut, gegen 8.00 Uhr am größten ist, tagsüber mit zwei Nutzungsspitzen um die Mittagszeit und gegen 16.00 Uhr auf relativ hohem Niveau stabil bleibt, um dann am Spätnachmittag stark abzusinken. Am frühen Abend leht nur noch ein Bruchteil der Radiohörer dem Medium seine Aufmerksamkeit. Um diese Zeit wird bereits überwiegend ferngesehen. Selbstverständlich läßt sich für jedes einzelne Radioprogramm eine Tagesnutzungs-kurve darstellen, bei Bedarf in demographischer Differenzierung oder nach Nutzungsort zu Hause, am Arbeitsplatz oder während der Autofahrt. In der Regel kann man an diesen Tagesabläufen der einzelnen Programme bereits ihr Angebotsformat ablesen. Unterhaltende Popwellen werden z.B. relativ breit und gleichbleibend stark tagesbegleitend zwischen 7.00 und 17.00 Uhr während der Alltagsarbeit, sei es im Haus, sei es außer Haus genutzt, Kulturwellen auf niedrigem Niveau vor allem von älteren Nichtberufstätigen zu Hause.

In der aktuellen *Media Analyse 2003 Radio I*, deren Ergebnisse Anfang März 2003 veröffentlicht und im Frühjahr und Herbst 2002 erhoben worden sind, wird beispielsweise festgestellt, daß 82,7 Prozent der erwachsenen Saarländer werktätig das Radio einschalten. Es wird auch gezeigt, daß mehr als 25 Prozent

Die Media Analyse rekonstruiert mit Hilfe einer ausgeklügelten Befragungstechnik den Vortagesablauf des jeweiligen Befragten und ermittelt vor diesem Hintergrund die Nutzung von Radioprogrammen viertelstundengenau.

der jungen Leute zwischen 14 und 19 Jahren werktags vom Radio nicht erreicht werden, bei den 30- bis 49jährigen liegt der Anteil der Nichtnutzer nur bei rund 10 Prozent.

Jeder Saarländer hört durchschnittlich an Werktagen dreieinhalb Stunden lang Radio (222 Minuten). Bei 14- bis 19jährigen liegt die Hördauer nur bei eineinhalb Stunden (93 Minuten), bei 30- bis 49jährigen wird ein Wert von knapp vier Stunden (273 Minuten) gemessen. Wenn man bedenkt, daß diese mittlere Generation in hohem Maße berufstätig ist, erstaunt schon, daß sie zugleich soviel Radio hören kann.

Die Media Analyse klärt auch über die aktuell gegebenen Strukturen im saarländischen Radiomarkt auf. Marktführer ist laut MA 2003/1 mit einer werktäglichen Reichweite von 38,2 Prozent RADIO SALÜ, die SAARLANDWELLE SR3 erreicht 24,4 Prozent und die EUROPAWELLE SR1 23,1 Prozent der erwachsenen Saarländer ab 14 Jahren. DAS KULTURRADIO SR2 kommt dagegen nur auf 1,3 Prozent, was 11.000 werktäglichen Hörern entspricht. Relativ stark sind im Saarland

inzwischen die jungen einstrahlenden SWR-Programme DAS DING mit einer Reichweite von 6,2 Prozent und SWR3 mit 5,3 Prozent. DAS DING erreicht dabei immerhin 23,0 Prozent der 14- bis 19jährigen Hörer sowie 25,2 Prozent der 20- bis 29jährigen.

Die Geschichte der Media Analyse reicht bis in die 60er Jahre des letzten

Jahrhunderts zurück. Träger ist die Arbeitsgemeinschaft Media Analyse (ag.ma) mit Sitz in Frankfurt am Main, die als gemeinsames Dach aller Werbeträger von ihren Mitgliedern getragen und finanziert wird. In der ag.ma sind ca. 150 Verlage, Hörfunk- und Fernsehsender bzw. -vermarkter sowie 100 Agenturen und Werbungstreibende zusammengeschlossen. Ziel dieser Organisation ist es, im Konsens aller Marktpartner Werbeträger aus den Gattungen TV, Radio, Tageszeitungen, Zeitschriften, Kino, Plakat und demnächst auch Online-Medien zu erheben. Im Jahr 2004 wird der einst als Arbeitsgemeinschaft Leser Analyse gegründete Verein auf 50 Jahre Erfahrung in der Erforschung der Massenkommunikation

zurückblicken. In dieser Zeit hat die ag.ma zahlreiche Standards für die Media Forschung, das heißt für die Werbeträgerforschung entwickelt. Damit stellt die ag.ma auf der Basis ihrer Forschungsergebnisse die „Werbewährung“ für Deutschland her. Die Reichweiteregebnisse der Media Analyse entscheiden wesentlich über die Verteilung von Werbemitteln in der derzeitigen Größenordnung von fast 15 Milliarden Euro jährlich auf die verschiedenen Medienanbieter.

Während für Tageszeitungen, Zeitschriften und Kino die Interviews mündlich-persönlich durchgeführt werden, wird beim Hörfunk seit dem Jahr 2000 telefonisch befragt. Dabei wird die sogenannte CATI-Technik (*Computer Assisted Telephone Interviewing*) eingesetzt, die durch eine Fehler minimierende Computersteuerung des Befragungsablaufs und eine bessere Interviewerkontrolle charakterisiert ist. Mit der Durchführung der Hörfunk-Media Analyse werden von der ag.ma die führenden Meinungsforschungsinstitute in Deutschland beauftragt, unter anderem *Infratest* und *Emnid*. Für die Radio MA 2003/1 wurden bundesweit 61.629 Interviews mit Erwachsenen ab 14 Jahren durchgeführt.

In den Hörfunkredaktionen – und ich spreche hier vor allem vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk – werden zweimal im Jahr die Veröffentlichungen der Media Analyse mit großer Spannung erwartet. Es ist zwar nicht so, daß hier bei schlechten Hörerzahlen – wie bei den kommerziellen Radios – Köpfe rollen oder die Finanzierungsbasis unmittelbar tangiert ist. Die Ergebnisse werden in der Regel aber als Bestätigung oder Kritik der eingeschlagenen Programmstrategien gewertet. Vor allem werfen sie Fragen auf, denn Erklärungen oder gar Begründungen festgestellter Entwicklungen werden von den „nackten“ Zahlen der Media Analyse nicht geliefert.

Die Antworten müssen in der Regel von weiterreichenden Forschungsprojekten gegeben werden. Dazu gehören die konkreten Analysen der Defizite und der Potentiale bestimmter Programme, allgemeine Marktpositionierungsstudien zur Musik, Untersuchungen zu den Radioinformationsinteressen und zur Alltagsfunktion des Mediums. Zunehmend Bedeutung gewinnt in diesem Zusammenhang das Qualitätscontrolling in den Sendern, das eine sehr intensive Auseinandersetzung mit jeweiligen Programmleistungen

Ermittelt die Media Analyse schlechte Hörerzahlen, wird die Finanzierungsbasis des öffentlich-rechtlichen Rundfunks nicht unmittelbar tangiert. Die Ergebnisse dienen in der Regel aber als Bestätigung oder Kritik der eingeschlagenen Programmstrategien.

im Lichte gesteckter Ziele beinhaltet. Auch dazu können die Daten der Media Analyse kaum etwas beitragen.

Die Media Analyse liefert Rahmendaten der Hörfunknutzung und beschreibt die Oberfläche. Sie definiert durch ihr methodisches Herangehen, durch die Art ihrer Abfragen, was unter Radio hören verstanden wird. Radio hören ist das, was durch die Befragung im Rahmen der Media Analyse festgestellt wird. Beim Interview wird unter Inanspruchnahme der Erinnerungsleistung der Befragten geklärt, daß am Vortag der Befragung zu einem bestimmten Zeitpunkt und für eine bestimmte Dauer ein Radioprogramm eingeschaltet gewesen ist. In welcher Intensität Radio gehört worden ist, bleibt indes vollständig ungeklärt.

So ist es bei bestimmten Radioformaten heute gar nicht mehr unüblich, daß das Radio eingeschaltet wird, dann stundenlang im Hintergrund dudelt, nur ganz gelegentlich, etwa bei Nachrichtenmeldungen, in den Fokus der Aufmerksamkeit rückt und sich danach der „Radiohörer“ wieder seiner Alltagsarbeit zuwendet. Bei der Befragung stellt er dennoch im Zweifel fest, in der fraglichen Zeit durchgängig Radio gehört zu haben. Kommerzielle Radioprogrammstrategen beschreiben es aus diesem Grund schon mal als ihr Ziel, das Publikum zum Einschalten bewegen zu wollen und dann ein Angebot zu liefern, das nicht weiter stört.

Insofern ist der Begriff „Radio hören“ keineswegs eindeutig und die Frage, was heute unter Radio hören zu verstehen ist, nur scheinbar trivial. Radio hören ist nicht gleich Radio hören. Radio hören bezieht sich auf sehr unterschiedliche Angebote und Hörsituationen. Wechselnde Aufmerksamkeitsgrade beim Radio hören scheinen selbstverständlich, werden aber selten explizit thematisiert und sind bislang kaum empirisch erforscht.

Unterschiedliche Radioformate und vor allem unterschiedliche Alltagsumstände und Nutzungssituationen bestimmen den Spielraum für Aufmerksamkeit und damit den möglichen Grad der Zuwendung zum Radio. Unterschiedliche Hörertypen gehen bei wechselnden Befindlichkeiten und Interessenslagen flexibel mit ihrer Aufmerksamkeit für dieses Medium um.

Diesen Tatsachen ist bislang bei der Diskussion um Radionutzung und Reichweiten kaum Rechnung getragen worden. Die quanti-

tative Meßlogik der Media Analyse erhebt keinerlei Dimensionen, die die Intensität der Zuwendung zum Radio, den Grad der Aufmerksamkeit berücksichtigt. Radiomacher und Werbewirtschaft muß es aber interessieren, wann und bei welchen Angeboten die Hörer tatsächlich mit welchem Grad der Zuwendung erreicht werden können.

Untersuchungen zum Grad der Aufmerksamkeit des Radiohörens haben gezeigt, daß mit der Feststellung „Radio zu hören“ nur in geringem Umfang eine konzentrierte Zuwendung zum Radio gemeint ist: Lediglich 8,1 Prozent des Radiohörens kann als sehr konzentriert, d.h. als Zuhören beschrieben werden. 34,4 Prozent der Nutzungsvorgänge können mit dem Etikett starke Aufmerksamkeit bzw. bewußtes Radio hören belegt werden, eine Zuwendungshaltung, die es freilich erlaubt, andere Dinge nebenbei zu tun. 52,5 Prozent der Radionutzungsvorgänge haben Nebenbeicharakter, eine Rezeptionshaltung, bei der die Konzentration primär bei den eigenen Aktivitäten oder bei der Arbeit liegt, das Radio allerdings die Chance hat, mit besonderen Musiktiteln oder interessanten Informationen die Aufmerksamkeitsrichtung zu beeinflussen und eine situative Zuwendung zu bewirken. Die Form der Radionutzung, die als Abkoppelung von bewußter bzw. von teilbewußter Wahrnehmung des Radios zu charakterisieren ist, hat einen Anteil von 4,8 Prozent an allen Nutzungsvorgängen im Rahmen der beschriebenen Alltagssituationen.

Um die Radionutzung einigermaßen komplett zu erfassen, wäre eine Kategorie zur Messung der Aufmerksamkeit in die Erhebung der Media Analyse-Reichweiten mit einzubeziehen. Prägnant unterschiedliche Grade der Zuwendung zum Radio bleiben andernfalls unberücksichtigt. Konzentriertes Zuhören ist anders zu werten als halbbewußte Wahrnehmung des „Radiogedudels“ im Hintergrund. Die Rezeption eines Informations- oder Kulturradios mit hohem Wortanteil ist anders zu gewichten als die einer auf Nebenbeinutzung konzipierten Radiowelle. Reichweiten, die außer Haus erzielt werden, sind nicht mit

Die unterschiedlichen Radioformate und vor allem die unterschiedlichen Alltagsumstände und Nutzungssituationen bestimmen den Spielraum für die Aufmerksamkeit und damit den möglichen Grad der Hörerzuwendung zum Radio.

jenen gleichzusetzen, die zu Hause erzielt werden. Hörer, die vom Radio nur noch peripher erreicht werden und dennoch auf Nachfrage angeben, Radio gehört zu haben, haben mit Hörern, die mit dem Radio aufmerksam umgehen, sich vom Radio bewußt durch den Alltag hindurch informieren und unterhalten lassen, wenig gemein. Die Differenzierungen der Betrachtung und Bewertung der Radionutzung und damit der unterschiedlichen Programmformate selbst sind für eine angemessene Würdigung redaktioneller Leistungen und werblicher Anstrengungen unerlässlich.

Eine weitere Ergänzung der Media Analyse und ihrer Erkenntnisse ist notwendig, um der gewandelten Art und Funktion der Radionutzung gerecht zu werden: In den 1950er und auch noch in den 1960er Jahren, in der Periode, die dem Fernsehzeitalter voranging, hatte das Radio den Charakter eines Freizeit- und Familienmediums. Das ist heute anders. Das Radio ist inzwischen zu einem Alltags- und Tagesbegleitmedium geworden. Diesem Tatbestand kann die Radioforschung nur entsprechen, wenn sie sich mit dem Alltag der Hörer näher befaßt. Dabei genügt es nicht, zu berücksichtigen, daß Berufstätige einen anderen Tagesrhythmus haben als Nichtberufstätige, daß Jugendliche, Schüler oder Studenten andere Radiobedürfnisse haben als ältere, alleinstehende Damen und Herren, die die meiste Zeit des Tages

Die MedienNutzer-Typologie identifiziert Rezipiententypen relativ trennscharf nach Milieus mit je eigenen Alltagsrhythmen, nach ihren medialen Bedürfnissen und Verhaltensweisen, nach Programm- und Sendungspräferenzen.

in ihren vier Wänden verbringen.

Die ARD-Medienforschung hat aus diesen Gründen einen eigenen typologischen Ansatz entwickelt, die inzwischen recht bekannte *MedienNutzerTypologie*. Sie identifiziert Bevölkerungsgruppen oder Rezipiententypen, die sich relativ trennscharf im Blick auf ihre Mediennutzungsmuster voneinander unterscheiden. Es handelt sich um lebensweltliche „Milieus“ mit je eigenen Alltagsrhythmen, die nach ihren medialen Interessen, Bedürfnissen und Verhaltensweisen eigene Programm- und Sendungspräferenzen entwickelt haben.

So stellen die sogenannten „Jungen Wilden“ ganz andere Anforderungen an das Radio als die „Klassisch Kulturorientierten“, um nur zwei markante MedienNutzerTypen

herauszugreifen. Die „Jungen Wilden“, deren Vertreter durchaus auch über 50 Jahre alt sein können, suchen im Radio in erster Linie die musikalische Stimulation und Anregung. Musik steht fast ausschließlich im Mittelpunkt. Nachrichten und Informationen über Vorgänge in Politik und Gesellschaft werden vom Radio nicht erwartet und entsprechend gemieden. Interessant sind für diese Gruppe allenfalls jugendkulturelle Themen, Veranstaltungshinweise, Comedyserien und Gewinnspiele. Außerdem hat die Möglichkeit interaktiver Teilhabe am Radio noch einen gewissen Stellenwert.

Ganz anders die „Klassisch Kulturorientierten“. Dieser am ehesten mit dem klassischen Bildungsbürgertum vergleichbare Mediennutzertyp definiert sein Verhältnis zum Radio durch seine Klassikpräferenzen sowie durch sein ausgeprägtes Interesse an Kultur, Wissenserweiterung und politischen Hintergrundinformationen. Kennzeichnend ist eine eher selektive und gezielte Nutzung des Radios. Alltagsbegleitung im Sinn musikalischer Unterhaltung, Kurznachrichten und vordergründiger Stimmungsmodulation wird abgelehnt. Die ARD-Kulturprogramme und Informationswellen finden hier ihr Kernpublikum.

Aus der Gegenüberstellung von Radiopräferenzen und tatsächlichem Programmwahlverhalten der einzelnen Radiohörertypen lassen sich detaillierte Informationen zum Grad der Übereinstimmung von inhaltlichem Angebot und (realisierter) Nachfrage gewinnen. Positionierungsdebatten sowie Optimierungsüberlegungen, die sich sowohl auf Programminhalte als auch auf Marketing- und Kommunikationsstrategien beziehen können, erhalten auf diese Weise eine solide Grundlage. Auch Fragen nach unausgeschöpften Potentialen können erheblich präziser beantwortet werden als allein mit den Erkenntnissen der Media Analyse.

Die Media Analyse wird also in den Medienforschungsabteilungen der Rundfunkanstalten in notwendiger und vielfältiger Weise durch Untersuchungen und Studien ergänzt. Ihre Erkenntnisse und Aussagen allein reichen nicht aus, um dem Hörer und der Hörerin wirklich auf die Spur zu kommen und um die produktive Entwicklung der Hörfunkprogramme in den Rundfunkanstalten zu ermöglichen.

Privatisiert die Popwellen der öffentlich-rechtlichen Sender!

Ein Gespräch mit dem Geschäftsführer von Radio Salü, Jan-Michael Meinecke

SAARBRÜCKER HEFTE: Herr Meinecke, vor 14 Jahren ging Radio Salü auf Sendung. Innerhalb kürzester Zeit gelang es Ihnen, SR 1 Europawelle Saar in der Hörergunst zu übertreffen. Wie erklären Sie sich den Erfolg?

JAN-MICHAEL MEINECKE: Wir machen das Programm nach einem bewährten Erfolgsrezept wie andere Privatradios auch. Basis ist eine ganz klare Musikpositionierung. Die Privatsender waren die ersten, die konsequent das umgesetzt haben, was die Hörer mehrheitlich wollen, wenn sie einen Radiosender einschalten – nämlich die Musik, die ihnen gefällt. Wenn die nicht stimmt – das ist Erfahrung aller Privatsender –, dann ist alles, was darauf aufbaut, nichts wert. Deshalb investieren wir in Research. Wir arbeiten mit strategischen Beratern zusammen, machen sehr viele Umfragen und reden mit den Hörern. Das ist die erste Stufe. Da wir ein Unterhaltungsmedium sind, führen wir die Leute morgens unterhaltsam – gemixt mit schneller Erstinformation – in den Tag. Darum haben wir uns immer bemüht, eine wiedererkennbare *Morningshow* anzubieten, denn das ist der zweite Bestandteil einer erfolgreichen Radiorezeptur. Und der dritte ist die regionale Bodenhaftung. Gerade hier im Saarland, wo es eine starke Identifikation der Bevölkerung mit der Region gibt, muß ein Medium dies auch erkennen lassen. Das haben wir von Anfang an versucht. In allen drei Punkten habe wir Maßstäbe gesetzt, und das erklärt den großen Erfolg von *Radio Salü*. Ich glaube aber, daß *Radio Salü* nicht nur wegen seiner Stärken so gut dasteht, sondern auch, weil der Wettbewerb teilweise so schwach ist.

Was meinen Sie damit?

Ich meine damit unseren Hauptwettbewerber SR 1. Er hat uns am Anfang nicht ernstgenommen. Das ist typisches öffentlich-rechtliches Verhalten, wie es in der Vergangenheit üblich war. Heute nehmen die Öffentlich-Rechtlichen nicht nur das Privatfernsehen, sondern auch die private Radiokonkurrenz ernst. Damals war man überrascht. Und dann hat man über Jahre immer wieder versucht, uns Stück für Stück zu kopieren. Aber die Menschen können sehr gut zwischen dem Original und der Kopie unterscheiden.

Den kritischen Hörer mag es peinlich anmuten, wie SR 1 beinahe alle Stilmittel Ihres Senders nachahmt. Sie dagegen müßte es geradezu erheitern?

Naja, es erheitert uns nicht. Wir bedauern es, weil sich damit große Teile des öffentlich-rechtlichen Rundfunk immer mehr als Klon der Privaten positioniert. Als Anhänger des dualen Systems ist es meine feste Überzeugung, daß solch ein Vorgehen diesen Programmen die öffentlich-rechtliche Legitimation entziehen wird. Denn ein Programm, wie es SR 1 jetzt macht, kann ein Privater auch veranstalten. Warum sollen Sie und ich und alle Hörer für ein solches Programm Gebühren bezahlen, warum soll ein ARD-Verbund jährlich Millionen an Finanzausgleich leisten, wieso soll möglicherweise eines Tages ein Staatshaushalt die Defizite solcher Programme übernehmen? Mittelfristig wird SR 1 damit sicher Hörer gewinnen – es ist ja nicht schlecht gemacht –, aber ist das der öffentlich-rechtliche Auftrag? Meiner Ansicht nach nicht. Und deswegen beobachten wir das nicht mit Häme, sondern mit Bedauern.

Wie definieren Sie den Unterschied zwischen öffentlich-rechtlichem Auftrag und dem Auftrag eines Privatsenders?

Der Unterschied zwischen den Öffentlich-Rechtlichen und den Privaten ist im wesentlichen, daß wir uns am Markt behaupten müssen. Das heißt, wir müssen unser Programm streng am Massengeschmack der Hörer orientieren. Auch wir unterliegen den Mediengesetzen. Auch *Radio Salü* hat als Vollprogramm nicht nur einen Unterhaltungs-, sondern auch einen Informations-, Bildungs- und Beratungsauftrag, dem wir nachkommen. Natürlich gibt es bei uns kein Telekolleg oder so etwas, das können wir gar nicht anbieten. Ein öffentlich-rechtlicher Sender hat den Auftrag der Grundversorgung, der Bildung, Beratung viel stärker auszuführen. Und

das tun – mit Verlaub – Programme nicht, die wie *Unser Ding* 94 bis 96 Prozent Musikanteile haben, so interessant die Musikmischung dieses Programms auch sein mag. Oder: Was ist an einem solchen Programm öffentlich-rechtlich? Das ist eine Jukebox wie *Unser Ding*, mehr nicht. Ist das ein Wert an sich: Freiheit von Werbung? Wir leben in einer sozialen, aber einer Marktwirtschaft. Werbung ist Bestandteil unseres Lebens – wir mögen das bedauern oder nicht –, aber es ist allgemein akzeptiert. Die Politik bedient sich dieser Mittel. Der SR selber macht für seine Programme Werbung, klebt für *Unser Ding* Plakate und behauptet dann, er sei werbefrei. Damit erzählt er einem 14- oder 15jährigen im Prinzip: Junge, Werbung ist schlecht. Das finde ich nicht in Ordnung.

Eine Jukebox kann der Betreiber der Diskothek *N8werk* oder der Betreiber des *Eishaus* mit Sicherheit genauso gut bieten. Ich vermisse in Deutschland insgesamt den kulturellen Diskurs über das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem. Und dies in einer Zeit, in der alles auf dem Prüfstand steht, in der wir über unsere sozialen Sicherungssysteme diskutieren, in der nicht mehr zählt, was in diesem Land 30, 40 Jahre galt. Bundespost und Bundesbahn wurden privatisiert, nur das öffentlich-rechtliche System ist sakrosankt. Im Saarland habe ich dazu bisher nur eine Stimme gehört: Professor Winterhoff-Spurk. Er sagt: Ihr müßt für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk andere Qualitätsdimensionen als die Quote entwickeln.

In allen kulturellen Bereichen wird immer mehr mit Hilfe der Quote argumentiert, ob es sich um den Besucherzuspruch der Museen oder Theater oder eben um Radiohörer handelt. Politiker machen mit diesem Argument Druck auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Sie fragen, wie sie Gebühren rechtfertigen sollen, wenn die Hörer diesen Rundfunk nicht annehmen. Dann ist es doch logisch, wenn eine Welle wie SR 1, die einmal große Bedeutung im Saarland hatte, einknickt und verzweifelt scheinbare oder wirkliche Erfolgsmodelle kopiert.

Da muß ich gegenfragen: Ist Quote die Grundlage von allem? Bei den Privaten ja, wie jeder nachvollziehen kann. Aber der Finanzierungsfonds der Öffentlich-Rechtlichen unterscheidet sich gerade dadurch, daß er eben nur einen einstelligen Prozentsatz seiner Einnahmen aus dem Werbemarkt erzielt. Dann kann ich mich doch viel stärker an übergeordneten Aufträgen orientieren als am kurzfristigen Hörerinter-

esse. Warum beurteilt man die Qualität eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks zum Beispiel nicht daran, wie differenziert und gut Jugendliche aktuell über den Irak-Konflikt informiert sind. Die Privaten müssen natürlich auch darüber informieren und tun das auch, weil das Thema die Menschen bewegt. Aber die Öffentlich-Rechtlichen haben hier einen sehr starken Informations- und Bildungsauftrag. Ich glaube, dann gäbe es eine viel stärkere Legitimation für Wellen wie SR 2, eine viel stärkere Argumentation für Rundfunk-Sinfonieorchester. Aber Programmformate wie SR 1 und *Unser Ding* müßten dann möglicherweise von den Privaten ausgefüllt werden.

Meine persönliche Vision ist: Privatisiert die Popwellen der öffentlich-rechtlichen Sender und gründet mit den Privatisierungserlösen Kulturstiftungen, mit denen dauerhaft der kulturelle, wertvolle Kernbereich eines öffentlich-rechtlichen Senders erhalten werden kann. Ich gebe zu, ich habe noch nicht viele Mitstreiter gefunden. Aber reden Sie mal mit Mitarbeitern des öffentlich-rechtlichen Rundfunks im Hörspiel, im Orchester. Dort werden Sie schnell Sympathisanten finden. Denn vor allem dort wird derzeit am härtesten gespart. Ich bin mit dem Orchestervorstand des *Südwestrundfunk-Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg*, Benno Trautmann, eng befreundet. Der fragt sich auch, ob SWR 3 öffentlich-rechtlich sein muß. Die haben Werbung, Pop, Unterhaltung, die machen Veranstaltungen im *Holidaypark* in Rust. Er dagegen muß sehen, wie er an neue Instrumente fürs Orchester kommt. Hier den Blickwinkel zu verändern, ist meiner Meinung nach auch Aufgabe der Kulturschaffenden in dieser Republik. Wir diskutieren in diesem Land über alles, eine Diskussion über die Zukunft des öffentlich-rechtlichen Rundfunks habe ich noch nie gesehen. Im Gegenteil, den Intendanten ist es in den letzten Jahren wirklich brillant gelungen, diese Diskussion mit dem Bedrohungsszenario der bösen Privatsender zu verhindern. Im Fernsehen galt das sicherlich zum Teil. Aber im Hörfunk gibt es eine dramatische Überlegenheit des öffentlich-rechtlichen Systems gegenüber den Privaten, was Frequenzen und Finanzausstattung angeht.

Für Ihre Äußerungen erhalten Sie von allen Kulturinteressierten gewiß mächtigen Applaus. Die Verantwortlichen des SR dagegen würden darauf verweisen, daß sie Hörer für ihre Programme finden müssen. Sie benötigen kommer-



Jan-Michael Meinecke, Dipl. Volkswirt, geb. 1957 in Gifhorn / Hannover, nach zweijährigem freiwilligen Wehrdienst 1979–84 Studium der Volkswirtschaftslehre und der Politischen Wissenschaften in Mannheim und München, 1985–88 Programmleiter AV Euromedia (Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck, 1988–91 Gründungsgesellschafter und Geschäftsführer von Radio Arabella, München, von 1991–97 Geschäftsführer verschiedener Privatradios in Hamm, Berlin und Karlsruhe, seit 1998 Geschäftsführer von Radio Salü.

zielle Strategien, um die Hörer an ihren Sender zu binden. Und damit ist man automatisch auf dem Weg, ein Programm wie das von Radio Salü anzubieten.

Die Tagesschau wird doch auch nicht von Nackedeis oder gestylten Püppchen wie bei Neun Live oder Saar TV vorgelesen. Trotzdem ist es die akzeptierteste Informationssendung im deutschen Fernsehen. Ich glaube, wenn man sich kompetent als Informationsmedium positioniert, dann wird man auch so wahrgenommen. Vielleicht hört man einen ambitionierten Radiosender nicht morgens beim Rasieren, aber möglicherweise schaltet man um 7.00 Uhr die Nachrichten an, um sich kompetent zu informieren. Warum macht man nicht wie Bayern 5 oder Inforadio Berlin ein reines Informationsprogramm? Hier dagegen startet man eine wortfreie Jugendwelle mit der Begründung, man habe die Jugend verloren, und man habe auch ihr gegenüber einen Grundversorgungsauftrag.

Worin besteht der? In Musik? Das ist die falsche Richtung.

Alle öffentlich-rechtlichen Programme müssen aber darauf reagieren, daß Radio mehr und mehr als reines Begleitmedium genutzt wird.

Ja, aber ist das der öffentlich-rechtliche Auftrag? Dann muß man diese Wellen vielleicht einstellen. Sind öffentlich-rechtliche Sender gezwungen, Hörfunk zu machen? Warum halten sie nicht eine Informations- und eine Kulturwelle vor. Das kostet dann vielleicht nur noch ein Drittel. Natürlich hat man dann nicht mehr diesen Hörerzuspruch. Die Öffentlich-Rechtlichen müssen mit ihren Hörfunkprogrammen raus aus diesem Quotenvergleich mit den Privaten. Selbstverständlich wollen die Programm-macher vom SR für ihre Programme Hörer gewinnen. Denen mache ich keinen Vorwurf, ganz und gar nicht. Es ist eine Bitte an die Politik und, wenn es die Politik nicht tut, an die Gesellschaft, die Frage zu diskutieren, wofür man Rundfunkgebühren zu bezahlen bereit ist. Muß ich dafür ein Nonstop-Musikprogramm erhalten? Aber man soll das bitte nicht mißverstehen. Es geht mir nicht darum, den Einflußbereich von Radio Salü zu vergrößern, sondern um eine Generalüberholung des öffentlich-rechtlichen Auftrags.

Im Saarland scheint von den konkurrierenden Medien und der Politik sehr intensiv über das Thema geschwiegen zu werden. Liegt hier ein Wahrnehmungsdefizit vor?

Ja. Das Thema muß von ein paar Protagonisten vorgetragen, es muß von den intellektuellen Kreisen nach vorne getrieben werden. Den normalen Menschen beschäftigt das nicht. Es gibt auch keine öffentlich-rechtliche Zeitung in Deutschland, trotzdem haben wir eine beachtliche Pressevielfalt. Deshalb noch einmal: Warum muß es öffentlich-rechtliche Popwellen geben? Ich weiß es nicht. Ist die Information besser? Die Musik schöner? Sind die Moderatoren intelligenter? Die Witze von Herrn Rosch besser als die von Frank Wallitzek? Ich sage das nicht nur in meiner Position als Geschäftsführer eines privaten Medienunternehmens, sondern auch als Bürger, der Rundfunkgebühren zahlt und sich die Entwicklung anschaut.

In einer Diskussionsveranstaltung über die Zukunft des SR haben Sie den Qualitätsbegriff Ihres Privatsenders über den Quotenerfolg definiert ...

... ja, aber das ist eine verkürzte Darstellung meiner Äußerung. Wir beurteilen und definieren

Programmqualität bei *Radio Salū* über mehrere Punkte: Meßbare Akzeptanz, die Quote, steht an oberster Stelle. Der zweite Punkt ist die Relevanz der Inhalte für die definierte Zielgruppe. Wir müssen das anbieten, was unsere Zielgruppe wirklich interessiert. Der dritte ist die Professionalität bei der Gestaltung, einmal in technischer Hinsicht, etwa daß Sendungen und Beiträge technisch sauber aufbereitet sind. Zum anderen wird Professionalität, Verständlichkeit in der Schreibe gefordert, die man immer wieder bei den Programmachern annehmen muß und an der wir regelmäßig arbeiten. Der vierte Punkt betrifft die Vielfalt bei der Auswahl und Präsentation der Inhalte. Vielfalt ist ein Qualitätsmerkmal an sich. Abwechslung nicht nur in der Musik, auch in den Inhalten und den Stilmitteln. Der fünfte Punkt – eine Selbstverständlichkeit – ist die Rechtmäßigkeit: keine Verstöße gegen das Gesetz oder Werberichtlinien.

Wie Sie sehen, ist es nicht nur die Quote. Aber ohne Quote ist alles nichts wert. Sie sichert unser Überleben und damit die Arbeitsplätze, und deshalb ist es nichts Verwerfliches, nach Quote zu streben. Die Programmverantwortlichen achten darauf, daß dies gelingt. Dafür bin ich da, dafür existieren die Landesmedienanstalt und ein Programmbeirat, der sich aus fünfzehn Mitgliedern der gesellschaftlich relevanten Gruppen zusammensetzt und der uns kritisch berät. Es gibt genug Kontrollmechanismen, die dafür sorgen, daß bei einem privaten Hörfunksender wie *Radio Salū* die Quote nicht zum reinen Selbstzweck pervertiert.

Trotzdem droht Totalverflachung. Züchtet man sich nicht selbst den Hörergeschmack, dem man dann verzweifelt hinterherhecheln muß? Wenn man ein sehr eng begrenztes Musikfeld bearbeitet, verengt sich automatisch der Geschmack der Hörer. Das erscheint mir die falsche Strategie. Könnte man nicht umgekehrt die Hörgewohnheiten öffnen, indem man langsam das Musikangebot erweitert?

Ich will die Menschen nicht besser machen, als sie sind. Ich biete eine Dienstleistung, die sie in Anspruch nehmen – so charmant das klingt, was Sie fordern. Auch ich denke manchmal, ob es nicht schön wäre, einmal persönlich meine Lieblingsmusikrichtungen wie etwa Lounge Music unseren Hörern vorzustellen. Entweder macht man das als Feigenblatt irgendwo am Rand, wo es dann fast keiner hört. Dann kann ich es auch bleiben lassen. Wenn ich es in der Zeit mache, wo die meisten Menschen mich

hören, dann schalten sie weg. Sie sagen: Hey, belästige mich nicht mit deiner CD. Ich muß meine Kinder in die Schule bringen. Ich muß Frühstück machen. Ich muß zur Arbeit. Ich verliere meinen Job. – Es tut mir leid, aber wir haben keinen Erziehungsauftrag.

Sie müßten als Geschäftsführer eines von Werbeeinnahmen abhängigen Privatradios doch sehr besorgt sein über die wirtschaftliche Lage. Die Werbeaktivitäten der Unternehmen gehen zurück. Im Saarland entlassen Werbeagenturen Personal in großer Zahl, überregionale Zeitungen bauen massiv Arbeitsplätze ab. Diese Entwicklung wird auch Ihren Sender erreichen. Wie können Sie gegensteuern?

Wir haben keine Alternative zum Betrieb unseres Senders über Werbeeinnahmen. Und ich sehe gerade mit großer Trauer, daß wir mit 497.000 Hörern täglich so viele Hörer haben wie noch nie in der 14jährigen Geschichte von *Radio Salū* und daß es so schwer wie noch nie ist, diese Hörerzahlen zu vermarkten. Auf der anderen Seite sind wir ein schlankes Unternehmen mit 40 echten Vollzeitkräften – mit Teilzeitkräften knapp 60 Leute. Ich denke, daß wir angemessen auf den Rückgang im Werbemarkt reagieren. Wir haben uns nicht mehr vergrößert, sondern nur noch Ersatz für ausscheidende Mitarbeiter eingestellt. Und wir suchen nach alternativen Finanzierungsformen. Aber in der Tat, es ist nicht einfach. Die Branche war über Jahrzehnte verwöhnt vom permanenten Wachstum und steigenden Werbeausgaben. Jetzt sind sie zwei Jahre hintereinander gesunken und es gab die ersten Radiopleiten in Bayern und Nordrhein-Westfalen. Uns geht es nach wie vor wirtschaftlich ganz ordentlich. Aber wenn das so weitergeht, müssen auch wir überlegen, ob wir Arbeitsplätze abbauen.

Sie können Ihre Sendungen mit weniger Personal genauso gut machen wie das öffentlich-rechtliche Radio. Wie geht das?

Antwort eins: der Wasserkopf. Antwort zwei ist, daß die wesentlich mehr zahlen. Fragen Sie mal einen freien Moderator auf dem Halberg, was er die Stunde bekommt – das mehrfache dessen, was bei uns gezahlt wird. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ist doch so organisiert, als ob das Anspitzen von Bleistiften hoheitliche Aufgabe sei. Da sitzen Redaktionen, die das SR 1-Programm nicht mehr braucht. Daher kommen deren gewaltige Kosten. 1996 – das ist schon etwas länger her, trotzdem – hat der damalige SWF laut Geschäftsbericht seine Pop-

Programme um das sechs- bis siebenfache teurer produziert als private Konkurrenz.

Die Honorare beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk werden mit der Gewerkschaft ausgehandelt. Damit haben Sie nichts zu tun?

Doch. Wir haben seit vielen Jahren einen Betriebsrat. Wir schließen regelmäßig Gehaltstarifverträge nach Verhandlungen mit der hiesigen Ver.di ab und haben uns in den letzten Jahren an den SR-Erhöhungen orientiert, ohne dabei einen Automatismus herzustellen. Allerdings – das ist entscheidend – haben wir keinen Manteltarifvertrag und gehören keinem Tarifverbund an. Die Zeiten der großen Flächentarifverträge – das ist meine feste Überzeugung – sind vorbei. Dennoch arbeiten wir hier sehr produktiv und kooperativ mit den Gewerkschaften zusammen.

Bilden Sie auch aus?

Ja, wir bilden regelmäßig ein oder zwei Volontäre aus. Im laufenden Jahr verzichten wir allerdings darauf. Ein Volontär bekommt während seiner Ausbildung 1.100, 1.200 Euro von Anfang an. Wir haben einen sehr geordneten Ausbildungsplan mit Seminaren, und Fortbildungen bei Partnersendern. Und bevor wir jetzt irgendwo abbauen müssen, bilden wir lieber ein Jahr lang nicht aus, werden es im nächsten Jahr aber wieder tun.

Zum Schrecken der Saarlandwelle planen Sie jetzt mit Radio Salü Gold eine Welle mit ähnlichem Profil. Hat das mit der Überlegung zu tun, daß der Werbekuchen immer kleiner wird? Und soll damit etwas Vergleichbares, wie es Radio Salü für die Liebhaber der Popmusik ist, nun für die gesetzteren Herrschaften angeboten werden?

Im Kern ist es das. Das Medienangebot differenziert sich immer weiter aus. Schauen Sie heute mal im Zeitschriftenhandel, wieviele Zeitschriften angeboten werden. Die *general interest*-Artikel wie *Stern* oder *Bunte* haben es immer schwerer, aber die *special interest*-Artikel werden immer beliebter. Und so ist es mit Radio auch. Wir haben heute *JAMFM*, wir haben *Unser Ding*, SR 1, SR 3, Radio Salü, RPR und SWR, die einstrahlen, sowie RTL-Radio mit einem neu überarbeiteten Programm. Schon bei dieser Aufzählung kommen wir auf acht massenattraktive Programme. Das Angebot steigt, aber die Hörerzahl steigt nicht. Um meinen Marktanteil als Unternehmen zu halten, muß ich dem Rechnung tragen. Ich kann den Marktanteil von 30 Prozent auf Dauer nicht mit einem einzigen Programm halten und muß des-

halb *Salü* am Rand mit einem zweiten und möglicherweise auch dritten zusätzlichen Programmangebot begleiten. Da verhalten wir uns genauso wie andere Unternehmen mit ihren Produktpaletten. Übrigens folgen wir da auch dem öffentlich-rechtlichen Vorbild, wo ein Sender wie der WDR heute drei, vier, sechs Hörfunkprogramme betreibt. Das ist nichts Ungewöhnliches. Warum sollte es dann ungewöhnlich sein, wenn ein Privater ein zweites oder drittes Programm anbietet?

In der SAARBRÜCKER ZEITUNG stand zu lesen, daß die freigewordene Frequenz des abgewickelten Offenen Kanals an den SR und Unser Ding vergeben werden soll. Sehen Sie sich als Mitbewerber um diese Frequenz für Ihr neues Programm Radio Salü Gold politisch benachteiligt, weil in der Hörergunst eine Parität zwischen öffentlich-rechtlichem Rundfunk und privatem gehalten werden soll?

Der Anteil der Öffentlich-Rechtlichen im Saarland, alle zusammen genommen, ist jetzt schon höher als zum Beispiel in Rheinland-Pfalz oder Hessen. Von daher müßte diese Frequenz eigentlich dem privaten Sektor zugewiesen werden. Aber das ist ein schwebendes Verfahren, zu dem ich mich nicht allzu deutlich äußern möchte. Wir haben der Staatskanzlei und der Landesmedienanstalt ein konkurrierendes Angebot vorgelegt. Es ist übrigens völlig normal, daß diese freigewordene Frequenz nicht ohne weiteres an den SR fällt. Das ist Konsens. Nach dem saarländischen Mediengesetz fällt sie zurück an das Land. Und das Land muß durch die Staatskanzlei nach Abstimmungsgesprächen mit dem SR, dem Deutschlandradio, den Privaten und der Landesmedienanstalt darüber entscheiden, für welchen Teil des dualen Systems diese Frequenz zur Verfügung gestellt wird. Da stehen unterschiedliche Vorstellungen im Raum, aber es ist eine politische Entscheidung. Ich bin zuversichtlich, daß sie wohlüberlegt im Interesse aller getroffen wird. Man kann die Entscheidung hinterher kritisieren, aber das Verfahren ist ein Gutes.

Herr Meinecke, ich bedanke mich für das Gespräch.

Für die *saarbrücker hefte* Uwe Loebens

Kein Grund, morgens aufzustehen

Die Morgen-Shows von Radio Salü und SR 1 Europawelle Saar im Vergleich

Soviel wurde schon über die Austauschbarkeit der *Radio Salü Morningshow* und des *Neuen Morgens* von SR 1 EUROPAWELLE SAAR geredet, diskutiert und geschimpft. Deshalb beschloß die Redaktion der SAARBRÜCKER HEFTE, einen ebenso aufopferungsvollen wie heldenmütigen Selbstversuch zu unternehmen. Am Donnerstag, den 10. April, zeichnete sie von 6.00 bis 9.00 Uhr parallel beide Radiosendungen auf. Aus Platzgründen kann auf den folgenden Seiten nur das Forschungsergebnis der ersten Stunde dokumentiert werden. Und aus Gründen der besseren Vergleichbarkeit insbesondere der Nachrichten beginnen die Aufzeichnungen unter Verzicht einer zeitlichen Synchronisation mit 6.04 Uhr und enden mit 7.04 Uhr. Auch nach mehrmaligem Hören nicht identifizierbare Passagen sind mit „xxx“ gekennzeichnet. Auf der Internetseite www.saarbruecker-hefte.de finden Sie den kompletten Ertrag der Versuchsanordnung in einer synchronisierten Zeitleiste.

Laut ärztlicher Bulletins der Kliniken auf dem Saarbrücker Sonnenberg ist der Gesundheitszustand der involvierten Redakteure inzwischen stabil, aber unverändert besorgniserregend.

Radio Salü

6.04 Uhr

Jingle 3: Guten Morgen Saarland. Hier sind Wallitzek und Co, die neue Radio Salü Morningshow. Danke fürs Einschalten. (9")

(Musik)

6.07 Uhr

männl. Stimme: Mähäh, mähäh. Konnten Sie auch schlecht schlafen, in Schaf(!)-Brücke? Ja?

weibl. Stimme: Eeh (glucks).

männl. Stimme: Entschuldigung, das war ich. Da bin ich gestern durchgefahren.

weibl. Stimme: Ehm.

männl. Stimme: Und das fand ich so lustig. Und da hab ich das Fenster runtergekurbelt und mähäh gemacht, mähäh.

weibl. Stimme: Ehiih. Morgen Walli.

männl. Stimme: Schönen guten Morgen bei Wallitzek und Co, der neuen Radio Salü Morningshow. 7 nach 6. (20")

Jingle 4: Saarlands schnellste Sterne. Das 60-Sekunden-Horoskop bei Wallitzek und Co. (*männl. Stimme verzerrt*) Laß mich in die Glaskugel schauen. (8")

(von Musik unterlegt)

männl. Stimme: Widder: Warum so zaghaft? Etwas mehr Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten sollten Sie schon haben. Der Erfolg wird sich dann schon einstellen.

weibl. Stimme: Stier: Jemand aus Ihrem privaten

SR 1 Europawelle Saar

6.04 Uhr

Jingle 3a: Guten Morgen (*Krähen*). SR 1, der neue Morgen mit Colette Dryja und Thomas Rosch.

(über die Musik gesprochen)

männl. Stimme: Guddn Morjen-morjen.

weibl. Stimme: Morgennn.

Jingle 3b: Oh yeah. SR 1. (11")

(Musik)

6.07 Uhr

männl. Stimme: Ein ereignisreicher Tag gestern in Bagdad. Die Saddam-äh-Statue stürzt vom Sockel. Ansonsten heute die Schlagzeilen in den Zeitungen – die BILD-Zeitung hat 'ne riesengroße Schlagzeile, steht nur in vier Buchstaben „Sieg“ mit einem Soldaten, der die Hände in den Himmel hebt und – ja –, was hat sich die Nacht über in Bagdad ereignet. Eine Zusammenfassung gleich nach der nächsten Platte und die kommt von ...

weibl. Stimme: ... Alexander ...

männl. Stimme: Ach, der da ...

weibl. Stimme: ... Take me tonight

männl. Stimme: Achgott-achgott.

weibl. Stimme: Mmmm. (26")

(Musik)

Umfeld sagt Ihnen nicht die Wahrheit. Vertrauen Sie Ihrem Instinkt. Dann finden Sie schnell heraus, wer's ist.

männl. Stimme: Zwillinge: heute ist Konzentration gefragt. Sonst passieren Fehler, die nicht sein müssen.

weibl. Stimme: Krebs: Sie werden mit Komplimenten überschüttet und haben glänzende Flirtchancen.

männl. Stimme: Löwe: Ihre finanziellen Aussichten bessern sich so langsam wieder. Halten Sie aber auch weiterhin an Ihrem Sparkurs fest.

weibl. Stimme: Jungfrau: Die Liebe spielt heute die Hauptrolle. Machen Sie also auf gar keinen Fall Überstunden, sondern genießen Sie den Abend mit allen Sinnen.

männl. Stimme: Waage: Ihre Energie ist fast unerschöpflich und sie erledigen heute Ihre Arbeit für zwei. Achten Sie darauf, daß Ihre Leistung auch belohnt wird.

weibl. Stimme: Skorpion: Im Job können Sie auf Schwierigkeiten stoßen. Berufen Sie sich auf Ihr diplomatisches Geschick, dann können Sie die Situation entschärfen.

männl. Stimme: Ja, Schütze: Jemand will Sie mit vollmundigen Versprechungen beeindrucken. Lassen Sie sich davon nicht blenden, beurteilen Sie, bitte schön, nur die Fakten.

weibl. Stimme: Steinbock: Wenn Singles heute nicht ihren neuen Favoriten erobern, sind sie selber schuld.

männl. Stimme: Wassermann: Sie haben sich berufliche Ziele gesetzt, die richtig und realistisch sind. Gratulation.

weibl. Stimme: Fische: Sie haben einen Fehler gemacht. Na und? Sie haben auch schließlich eine Menge Erfolge vorzuweisen.

weibl. Stimme: Und das dreizehnte Sternzeichen ist heute einer der vielbeschäftigsten deutschen Schauspieler, Heiner Lauterbach. Der wird heute 50 Jahre alt, wurde in Köln geboren und sein Durchbruch gelang ihm 1985 mit dem Film *Männer*.

männl. Stimme: Tja, und daß Heiner Lauterbach Geburtstag hat, merken Sie hauptsächlich daran, daß die Leergutannahme in Ihrem Supermarkt das Personal aufstockt heute.

weibl. Stimme: Eih (glucks).

männl. Stimme: Das ist aber noch so'n richtiger Mann, ja.

weibl. Stimme: Jaaaa.

männl. Stimme: Das, das ist nicht so'n Öliger.

weibl. Stimme: M-m.

3. männl. Stimme: Und das, obwohl er über die zweitgrößten Erdölvorkommen der Welt verfügt.

weibl. Stimme: Ehöhi.

6.12 Uhr

weibl. Stimme: Das ist der Superstar Alexander mit *Take me tonight*. 6 Uhr und 12 Minuten. Der Neue Morgen Saarland. Bagdad ist gefallen. Das Regime von Saddam Hussein scheint beendet. Gestern gingen die Bilder von jubelnden Irakern um die Welt. Christian Otterbach jetzt bei uns hier bei uns im SR 1-Studio. Christian, ist es denn heute Nacht ruhig geblieben?

3. männl. Stimme: In Bagdad schon. Dort waren die Straßen nach Korrespondenten-Berichten ziemlich leer. Es herrschte heute Nacht eine – wenn auch – gespannte Ruhe in der Stadt. Dafür gab es im Nordirak die heftigsten Luftangriffe seit Kriegsbeginn. Man darf eben nicht vergessen, daß nur die Hauptstadt gefallen ist, in die Hände der Amerikaner gefallen ist. Im Norden sind die Städte Mossul und Kirkuk weiter umkämpft. Dort geht es ja um die Kontrolle über die nördlichen Ölfelder des Irak und die Rolle der Kurden, die ja an der Seite der Amerikaner dort kämpfen.

männl. Stimme: Hm. Es gibt ja Gerüchte, Saddam Hussein könne sich ebenfalls nach Norden abgesetzt haben. Weiß man da schon Genaueres mittlerweile?

3. männl. Stimme: Nein. Noch nicht mal der amerikanische Verteidigungsminister Rumsfeld sagt was Genaueres. Die Gerüchte sind eben ganz Verschiedene. Einige sagen tatsächlich, er sei in seine Heimatstadt Tikrit geflüchtet. Und dort konzentriert sich jetzt wohl auch der Widerstand der Saddamtreuen Militärs, die die Niederlage noch nicht akzeptieren. Aber wo Hussein ist, das weiß angeblich noch nicht mal der irakische UN-Botschafter Mohammed Alduri (*O-Ton Alduri*) „I have no communication with Iraq. I am here, so I know nothing about xxxx.“ Er sagt, er habe keinen Kontakt, keine Beziehung zum Irak und auch zum Regime, wisse auch nicht, wo die Verantwortlichen seien. Vorher hat Alduri wörtlich gesagt: Das Spiel ist aus. Er wün-

3. *männl. Stimme*: Dann kann auch nichts mehr schiefgehen.

männl. Stimme: Hähähähähä. (1' 47'')

Jingle 4: Saarlands schnellste Sterne. Das 60-Sekunden-Horoskop bei Wallitzek und Co. Auch unter www.salue.de. (8'')

6.09 Uhr

(Musik)

6.13 Uhr

männl. Stimme: Jetzt aber raus aus den Federn. Es ist schon spät genug. Ja, es ist 13 nach 6 am Donnerstagmorgen. Und Sie hören die neue, immer wieder neue, neue Radio Salü Morningshow Wallitzek und Co. Schön, daß Sie mit dabei sind. Der Himmel heute, der ist ja so ein bißchen wie Matte unter dem Wettermüller.

2. *männl. Stimme*: Hm?

männl. Stimme: Man blickt einfach nicht durch.

2. *männl. Stimme*: Uhahahahaha. Da hast Du recht, Walli. Anfangs scheint die Sonne, später dann mehr und mehr Wolken. Vereinzelt können auch einige Schauer herunterkommen. Maxi-Werte 5 - 11, aktuell -3 - 0 Grad. Morgen, am Freitag, verändert sich nicht allzuviel. Am Samstag kommt dann der Frühling zurück bei 10 - 16 und in der kommenden Woche sogar um 20 Grad.

männl. Stimme: Ich muß nochmal sagen. 20 Grad, ja, das ist eine 2 mit einer Null.

2. *männl. Stimme*: Oh, genau.

weibl. Stimme: Super!

männl. Stimme: Ja, das ist unglaublich, nächste Woche.

weibl. Stimme: Mm!

männl. Stimme: Damit kann Sabine wieder den Rollkragenpullover ein bißchen hochkrepeln.

2. *männl. Stimme*: Olalala.

männl. Stimme: Ja.

2. *männl. Stimme*: Oooh. Wir freuen uns auch schon sehr.

weibl. Stimme: Ja?

männl. Stimme: Freuen Sie sich auch gleich auf *TV-Total*, das Beste von gestern abend und auf die Corrs und auf Phil Collins. Und – och, das reicht ja auch erst mal. (56'')

6.14 Uhr

(Eigenwerbung; Werbung; Eigenwerbung)

6.17 Uhr

Jingle 5: Herzlich Willkommen bei TV-Total. (7'')

(aus dem Fernsehen, Stefan Raab): „Sie haben es vielleicht mitbekommen: Der Krieg im Irak ist offensichtlich vorbei. Die Amerikaner haben Bagdad eingenommen und es gab unfassbare Szenen auf der

sche dem irakischen Volk Frieden, sprach's und ist von New York nach Informationen des News-Senders Fox Richtung Paris abgeflogen.

weibl. Stimme: Ja. Und gestern wurde ja auch die Saddam-Statue vom Sockel gestoßen. Nun könnte man – ja also gestürzt, konnte man im Fernsehen sehen. Und die Iraker haben ihren Diktator vor den Kameras beschimpft. Sind die USA denn jetzt zufrieden?

3. *männl. Stimme*: Zufriedenheit merkt man schon. Aber auch Warnungen sind weiter zu hören. Es sei noch nicht vorbei. Regierungssprecher Ari Fleischer freut sich über den Freiheitswillen der Iraker: (*O-Ton Fleischer*) „The power of freedom, that we're seeing in the streets of Baghdad, the Iraq people, who learn to be free.“ Ja, die irakischen Menschen, die vor Freude, daß sie frei sind, geschrien hätten, gerufen hätten. Verteidigungsminister Rumsfeld fühlte sich an den Fall der Berliner Mauer erinnert. Das hat er gestern abend gesagt. Er setzte aber gleich eine Warnung hintendrauf, und zwar an den arabischen Staat Syrien: (*O-Ton Rumsfeld*) „Seeing your regime people moving out of Iraq into Syria and Syria is continuing to send things into Iraq.“ Syrien gebe einerseits Teilen des Regimes Zuflucht und liefere andererseits auch weiter Waffen in den Irak. Man sieht also, der scharfe Ton gegen die Länder, die die USA nicht unbedingt als zuverlässig ansehen, geht weiter.

männl. Stimme: So, die Briten, die Amerikaner jubeln natürlich. Wie reagiert der Rest der Welt auf den Fall von Bagdad?

3. *männl. Stimme*: Natürlich hauptsächlich mit Erleichterung. Aber die arabische Welt betont jetzt schon, die Iraker selbst müßten am Aufbau einer neuen Regierung mitwirken. Da spürt man schon die Vorbehalte gegen eine mögliche amerikanische Militärverwaltung. In Deutschland ist man natürlich erleichtert. Vor allem Kanzler Schröder hat sich sehr erfreut gezeigt.

weibl. Stimme: Aktuelle Informationen in Sachen Irak-Krieg. Vielen Dank an Christian Otterbach im SR 1-Studio. 6 Uhr und 14 Minuten. Musik von Avril Lavigne, *I'll with you*. Der beste Mix. News und Hits. Einen schönen Donnerstagmorgen. (2' 58'')

6.14 Uhr

(Musik)

6.18 Uhr

Jingle 4: Der beste Mix. News und Hits. SR 1, 1. (5'')

(Musik)

6.21 Uhr

weibl. Stimme: All 4 one, *I swear*. Es ist 6 Uhr 21. Der

Straße. Ok, die Stimmung war noch nicht ganz so gut, weil – die Cheerleaders sind noch nicht da. Ja. Aber jubelnde Bevölkerung auf den Straßen. Die Amerikaner haben sich gleich einen Stern mehr in die Flagge reingemacht, jaaa, hehe gut. Viele jugendliche Demonstranten sind jetzt sauer, ja, weil – jetzt müssen sie vormittags wieder in die Schule, ja. Gut. Frau Judith Schulte-Loh, über die wir schon häufiger berichtet haben, hat hin und wieder den äääh den ein oder anderen Wortdreher im Programm, wie auch hier wahrscheinlich: Damit, womit man dann also Geld machen will, soll vollkommen veraltet sein. Verdienen werden also am Riederbauauf ... natürlich, nur es ist der Wiederaufbau, aber Frau Schulte-Loh legt noch einen drauf, schauen Sie her – ... es soll von seiten der israelischen Regierung, also von ihrer Seite, Vorbehalte gegen diesen Flapan geben ... Tja. Ja, meine Damen und Herren, dann was bei Punkt 12 – Sie wissen, da gibt es ein Rätsel zu lösen und da kann man ein paar tausend Euro gewinnen. Und Moderatorin Katja Burkhardt stellt die Rätselfrage, schauen Sie her: Mit wem singt Enrique Iglesias ein Duett? – Hallo, Simone Österreich. – Frau Österreich, wie finden Sie eigentlich Enrique Iglesias? – Oh, super. – Ehrlich, und im Duett mit Lionel Richie?“ (1'23'')

Jingle 6: TV-Total. Exklusiv bei Wallitzek und Co und unter www.salue.de. (6")

(Musik)

Jingle 7: Radio Salüüüüü, einfach mehr Abwechslung. (10")

(Musik)

6.26 Uhr

männl. Stimme: Ringdigidingigidingdingdingdingdingiiiiiiiiingjeeemjum ...

weibl. Stimme: Alles klar, Walli?

männl. Stimme: ... juuumemjemjemjemjemjem-
jemjem

weibl. Stimme: Walli?

männl. Stimme: Ööhmnömnömnömnömnöm – ja,
in drei Wochen ist ja schon wieder Start zur neuen
Saison des *Deutschen Tourenwagen-Masters*, ...

weibl. Stimme: Aah!

männl. Stimme: ... kurz DTM. Und gestern gab's im *Europapark* in Rust schon 'ne richtig actiongeladene Show.

weibl. Stimme: Ehm.

männl. Stimme: Und unsere Sportgöttin Anne-Iren Ossenbrink, die war dabei. Was sie dort alles erlebt hat, das erfahren Sie gleich auf der anderen Seite der Radio Salü Schlagzeilen. Außerdem gibt's Avril Lavigne mit ihrem Megahit *Complicated*. Bleiben Sie bei uns. (31'')

Neue Morgen im Saarland. Und die alliierten Truppen haben Bagdad unter Kontrolle. Das Ende des Irak-Kriegs scheint nah. Vereinzelt gibt es noch Widerstand in Bagdad. Ansonsten konzentrieren sich die Amerikaner und ihre Verbündeten auf den Kampf gegen verbliebene irakische Einheiten im Nordirak.

männl. Stimme: Weitere Themen bei uns heute morgen: Nicht die Bürger, sondern vor allem die Großunternehmen sollen mehr Steuern zahlen. Darauf einigte sich der Vermittlungsausschuß von Bundestag und Bundesrat. Das soll dem Staat Einnahmen in Höhe von 4,4 statt der von der Regierung geplanten 15 Mrd. Euro bringen. Den Steuerkompromiß verkündete der saarländische Ministerpräsident Peter Müller. *(O-Ton Müller)* „Keine Steuererhöhungen für die Bürgerinnen und Bürger dieses Landes, keine Steuererhöhungen für die Personengesellschaften in diesem Land. Alle Vorhaben zur Dienstwagenbesteuerung, zur Eigenheimzulage, zu Korrekturmitteilungen sind vom Tisch. Es ist gelungen, im Vermittlungsausschuß durchzusetzen, daß es all diese Steuererhöhungen nicht gibt.“

weibl. Stimme: Ja. Und neu in den saarländischen Kinos: die James-Bond-Parodie *Johnny English*, der Agent-äh Agent, der es versiebt. Und auch SR 1 hat seinen Superagenten. Der heißt nämlich nicht Johnny English, sondern heißt:

männl. Stimme (verzerrt): Tommy Saarländisch,
(prust) hihihihi.

weibl. Stimme: Genau, Thomas Null Null Rosch will nämlich heute morgen seine super, suba, suba Prüfungen, Agentenprüfungen ablegen.

männl. Stimme: Ja, soll ich diesen tollen Namen ..., dieses tolle Wortspiel, ja, Johnny English und ...

weibl. und männl. Stimme: Tommy Saarländisch.

weibl. Stimme: Ja!

männl. Stimme: Heute morgen werde ich in Aktion treten, ja.

weibl. Stimme: Ach du lieber Gott, Hoffentlich ...

männl. Stimme: (brust) Hämhämhämhäm.

weibl. Stimme: ... hat ..., komme ich da heil raus. 6
Uhr 23. Musik gleich von Atomic Kitten, *The last
goodbye*. Bis gleich. (1'28")

6.23 Uhr

(Werbung) (2' 28'')

6.25

Jingle 5: Raus aus den Federn. Guten Morgen. SR 1.
(5")

(Musik)

6.30 Uhr

(Eigenwerbung) (28")

Jingle 8: Radio Salü, der schnellste Verkehrs- und Blitzreport fürs Saarland. Präsentiert von *Toyota Heisel* in Merzig und Völklingen. (11")

weibl. Stimme: Hier sind Wallitzek und Co, die neue Radio Salü Morningshow. Ich bin Sabine. Guten Morgen. Folgende Blitzer wurden für heute angekündigt: Auf der A1 zwischen Eppelborn und dem Autobahnkreuz Saarbrücken, auf der L 147 zwischen Tholey und Nonnweiler sowie in Schmelz sollen heute noch Radarkontrollen durchgeführt werden. Nur Radio Salü hat die aktuellsten Staus und die meisten Blitzer. Melden auch Sie Ihren jetzt unter 0800 Radio Salü, natürlich kostenlos. (22")

männl. Stimme: Und gerade erreicht uns hier noch die Nachricht, daß die Homburger Innenstadt aufgrund eines Brandes zur Zeit gesperrt ist. Wir informieren Sie natürlich, soweit wir nähere Einzelheiten wissen, ausführlich. (9")

Jingle 9: Besser unterwegs mit *Toyota Heisel*, seit Jahren die Nummer 1 in Verkauf und Kundenzufriedenheit aller Toyotahändler im Saarland. (8")

6.27 Uhr

männl. Stimme: Es ist 3 vor halb 7. Guten Morgen Saarland. (2")

Jingle 10: Radio Salü Schlagzeilen. Das Wichtigste heute früh. (4")

3. männl. Stimme: Ich bin Martin Sailer, guten Morgen. Das Ende des irakischen Regimes in Bagdad ist international überwiegend begrüßt worden. Das Weiße Haus in Washington sprach von einem historischen Moment. Gleichzeitig wurde aber betont, der Krieg sei noch nicht vorbei. (*Geräuschtrenner*) Deutsche und französische Polizisten wollen heute die Suchaktion nach der Leiche des kleinen Pascal fortsetzen. Mit Spürhunden soll ein weiterer Teil der Kiesgrube bei Forbach überprüft werden. (*Geräuschtrenner*) Gesundheitsministerin Schmidt muß heute dem Untersuchungsausschuß Wahlbetrug Rede und Antwort stehen. Geklärt werden soll, ob sie die Öffentlichkeit im Wahljahr 2002 ausreichend über die Lage der gesetzlichen Krankenkassen informiert hat. (*Geräuschtrenner*) Die Mitarbeiter der saarländischen AOK sind heute zum Warnstreik aufgerufen. Sie fordern mindestens 3 Prozent mehr Lohn. Das Angebot der Arbeitgeber beträgt 1 Prozent. (*Geräuschtrenner*) Im Viertelfinale der *Fußball-Champions-League* gewann Inter Mailand am Abend gegen Valencia mit 1:0, Juventus Turin und der FC Barcelona trennten sich 1:1. (*Geräuschtrenner*) Radio Salü informiert Sie immer fünf Minuten früher. Die nächsten News um 5 vor 7. Und damit zurück zu Dir, Walli. (59")

männl. Stimme: Dankeschön, Martin.

Jingle 6: SR 1 Schlagzeilen. Alles, was Sie wissen müssen. (6")

weibl. Stimme: Es wird 6 Uhr 30. Und im Studio Christian Otterbach.

3. männl. Stimme: Weiter Kämpfe im Nordirak: Nach dem Fall der irakischen Hauptstadt Bagdad herrscht weltweit Erleichterung. In Bagdad war's in der Nacht weitgehend ruhig. Schwere Kämpfe werden aus dem Nordirak gemeldet. Dort gibt es die heftigsten Luftangriffe seit Kriegsbeginn. Auch die Heimatstadt von Saddam Hussein, Tikrit, ist schwer umkämpft. – Irakischer UN-Botschafter räumt Niederlage ein: Mohammed Alduri sagte wörtlich: Das Spiel ist aus. Zugleich räumte er ein, daß er keinen Kontakt mehr habe zur Führungsriege um Saddam Hussein. – Vermittlungsausschuß einigt sich auf Steuerkompromiß: Die Einigung sieht Änderungen bei der Körperschaftsteuer vor. Diese sollen dem Staat Einnahmen in Höhe von 4,4 Mrd. Euro bringen. – Und das Wetter heute: zunehmend bewölkt und Regen, Temperaturen zwischen 5 und 11 Grad. (48")

Signal + Jingle 2

männl. Stimme: Und wir haben keine Meldungen zur Verkehrslage heute morgen. Aber die Polizei blitzt auch heute, am Donnerstag, und zwar unter anderem auf der A1 zwischen Eppelborn und dem Saarbrücker Kreuz, auf der L 147 zwischen Tholey und Nonnweiler, außerdem in Schmelz. (13")

Jingle 7: SR 1. Der beste Verkehrsservice im Saarland. Melden Sie Staus und Blitzer gebührenfrei unter 0 800 700 8000. SR 1. (9")

(*Signal*)

Radio Salü *Jingle 11:* Das Wetter wird präsentiert von Höll, die gute Wurst. (5")

männl. Stimme: Schönen guten Morgen, Saarland. Heute ist Donnerstag, der 10. April. Und was uns heute alles von oben erwartet, das weiß unser Wettermüller.

2. *männl. Stimme:* Also, stellenweise können wir einen flotten Dreier aus Sonne, Wolken und Schauern entdecken. Ansonsten bleibts beim Zweier ohne Schauer. Niederschlagswahrscheinlichkeit 61 Prozent. Das Ganze bei Maxi-Werten zwischen 5 und 11 Grad. Kopf hoch: Heute und morgen müssen wir noch durchhalten. Am Samstag kommt dann langsam aber sicher der Frühling back ins Saarland.

männl. Stimme: Hu.

2. *männl. Stimme:* Dazu wird es täglich wärmer. Am Weekend schon bis 16 Grad. (26")

Jingle 12: Ob warm oder kalt, immer ein Genuß. Höll – himmlisch fein, höllisch gut. (6")

6.29 Uhr

männl. Stimme: Hier sind Wallitzek und Co, die neue Radio Salü Morningshow.

weibl. Stimme: Ahaa.

männl. Stimme: Gleich mit allen Infos zur *Deutschen Tourenwagen Masters*.

weibl. Stimme: Ahaa.

männl. Stimme: In drei Wochen gehts los.

weibl. Stimme: Ahaa.

männl. Stimme: Vorher noch entsprechend schnelle Musik bei uns. Avril Lavigne mit u-huh *Complicated*. Und danach das Wamdue-Project, one wonder Wamdue-Project mit *King of my castle*. Hier sind Wallitzek und Co am Donnerstag. Schön, daß Sie mit dabei sind.

weibl. Stimme: Morgen.

männl. Stimme: Morgen. (26")

(Musik)

Comedy (Schröder-Imitation): Mal unter uns. Der Wallitzek wird ganz sicher mein nächster Superminister. So einer fehlt uns hier noch in Berlin. (7")

(Musik)

6.36 Uhr

weibl. Stimme: 6 Uhr 36 bei Wallitzek und Co, der neuen Radio Salü Morningshow. Guten Morgen, Saarland.

männl. Stimme: Besser hätte ich es gar nicht sagen können.

weibl. Stimme: Mm. Hmhmmhmm (*glucks*).

männl. Stimme: Schönen guten Morgen am Donnerstagmorgen. Stefan Effenberg will sich jetzt in Florida niederlassen.

weibl. Stimme: Ooh.

männl. Stimme: Hat er der BILD-Zeitung verraten.

6.31 Uhr

männl. Stimme: Du kennst ja diese kleinen Terrier, ne, diese Yorkshire, ne, diese ganz, ganz Kleinen, die so fies bellen (Klaffen im Hintergrund) und sich immer so in Deine...

weibl. Stimme: Jaanaa.

männl. Stimme: ... Waden verbeißen. (Hundequietschen im Hintergrund) Und so'n Terrier ...

weibl. Stimme: In Deine wahrscheinlich.

männl. Stimme: ... und so'n Terrier ist jetzt zum Tierarzt gekommen. Und dann haben sie festgestellt, daß er ein 18 cm langes Küchenmesser verschluckt hat. Ja.

weibl. Stimme: Bitte?

männl. Stimme: Terrier verschluckt ein 18 cm langes Küchenmesser. Der wollt' bestimmt mal wissen, wie das ist, ein Spitz zu sein.

weibl. Stimme: Ahehehehe.

männl. Stimme: Ehmhmhmhmhm. (21")

(Musik)

Dort hat er gesagt: Ich werde ein Haus kaufen, gleich in der Nähe unseres Hauses, daß ich vor einigen Jahren mit Martina gekauft habe.

weibl. Stimme: Aah?!

männl. Stimme: Ja, Martina seine Exfrau, wohlge-
merkt.

weibl. Stimme: Ehn.

männl. Stimme: Da fragt man sich: Ist der blöd oder
Strunz-doof?

weibl. Stimme: Eheh (*glucks*).

männl. Stimme: Ja. Effe sucht ein Haus gleich neben
seiner Exfrau.

weibl. Stimme: Jaa.

männl. Stimme: Antonia Rados ist bereits vor Ort,
um live vom Häuserkampf zu berichten.

weibl. Stimme: Ehöhöhöhöhö.

männl. Stimme: Gleich für Sie alle Infos zur DTM,
Deutschen Tourenwagen Masters. Da war unsere
Sportgöttin Ann-Iren Ossenbrink gestern im *Euro-
park* in Rust, wo's schon eine actiongeladene
Show gab. Außerdem die Brandaktuelle von Mr.
Lover lover hmmm Shaggy com howa mit *Strength
of a woman*. Bleiben Sie bei uns. (49")

6.37 Uhr

(Werbung; Eigenwerbung; Werbung)

6.39 Uhr

männl. Stimme: Dankeschön fürs Einschalten am
Donnerstagmorgen. Hier sind Wallitzek und Co. In
drei Wochen ist der Start zur neuen Saison der *Deut-
schen Tourenwagen Masters*, kurz DTM. Und ge-
stern gab es im *Europark* in Rust schon eine
actiongeladene Show der Superlative mit allen Fah-
rern und mit den neuen Autos. Ann-Iren Ossen-
brink, unsere Sportgöttin, hat sich das Spektakel
natürlich nicht entgehen lassen und sich die neue
DTM mal aus der Nähe betrachtet. Und, äh, Ann-Iren
scheint mir schwer beeindruckt zu sein.

2. *weibl. Stimme:* Ja, ich bin wirklich schwer beein-
druckt. Mir dröhnen jetzt noch die Ohren. Wahn-
sinn, was so'n Auto für einen Krach machen kann.
(Autolärm)

männl. Stimme: Wow.

2. *weibl. Stimme:* So hat sich das gestern angehört.
Auch die Fahrer haben ganz schön was drauf. Die
haben xxxx vorgeführt und haben richtig Gummi
auf der Straße liegen lassen. Und die Dinger sind
verdammt schnell und nicht so wie dein Auto, Walli,
ne.

männl. Stimme: Jajajajaja. Jetzt laß mal mein Auto
aus dem Spiel. Am 27. April geht ja die neue DTM-
Saison los. Aber dann mit einigen Änderungen,
oder?

2. *weibl. Stimme:* Genau. Es wird so'n bißchen wie

6.39 Uhr

männl. Stimme: SR 1. Der beste Mix. News und Hits.
6 Uhr 39. *Der Zwischenruf* jetzt mit Alfred Rempe.
Und ich glaube, wenn Alfred Rempe kein Pfarrer ge-
worden wäre, wäre er heute Produktmanager bei
Langnese. Ehmhm.

weibl. Stimme: Ahehehehe. Ja. Denn er hat sich
gefragt, ob es geschmacklos ist, wenn das neue *Mag-
num*-Eis von Langnese sich ausgerechnet 7 *Sünden*
nennt. Beziehungsweise manche Kirchenleute mei-
nen das. Und in seinem *Zwischenruf* meint Alfred
Rempe, irgendwas werden die Eismänner einem
Christen aber doch schon zu sagen haben.

4. *männl. Stimme:* Mit 7 *Sünden*: Geiz zum Beispiel.
Geiz ist geil. Der Werbespruch war schnell ein geflü-
geltes Wort. Kurz danach trumpfte eine Frikadellen-
Kette auf mit einem neuen Burger, der sei geiler als
Geiz. Doch - Geiz ist in. Seltsam, daß die Eiscrème-
Edition nicht ebenfalls „Geiz“ heißt, sondern „Hab-
gier“ mit Tiramisu-Geschmack, Kaffeesoße und
Amaretti-Stückchen. Macht Lust auf immer mehr,
angeblich. Geiz oder Habgier, das sind nur zwei ver-
schiedene Wörter für eine von sieben Hauptsün-
den, wie sie die alte kirchliche Moral aufgezählt hat.
Immer mehr haben wollen und an mich reißen
oder alles unbedingt festhalten, was ich schon habe,
das sind zwei Seiten einer Medaille. Geiz ist zwar
vielleicht schick oder sogar geil. Geiz ist auch ver-

in der Formel 1, also, es soll zuschauerfreundlich werden. Und es gibt zwei Boxenstopps. Die sind Pflicht. Dann dürfen die Autos erstmals nachgetankt werden. Das gabs auch noch nie in der DTM. Und es wird länger gefahren, nämlich nicht mehr 100 Kilometer wie bisher, sondern 160 Kilometer, und das in einem einstündigen Rennen.

männl. Stimme: Damit nicht genug, fährt auch noch ein Saarländer ganz vorne mit, der St. Ingberter Bernd Schneider. Und das ist ja ein ganz lustiger Bursche, gell?

2. weibl. Stimme: Ja, Bernd Schneider, dem ist das Herz aufgegangen, als er gehört hat: Die Presse aus dem Saarland ist da. Er lebt ja seit 11 Jahren in Monaco. Und dort gibt es „?“ (*O-Ton*) „Einmal im Jahr – ööööh – ein Saarländertreff. Und da gibts Schwenkbroode und Karlsberschbier und da freuen wir uns immer besonders drauf.“ Wir drücken ihm die Daumen, daß es diesmal klappt mit dem Titel in der DTM.

männl. Stimme: In drei Wochen ist Start der neuen Saison der *Deutschen Tourenwagen Masters*, der DTM. Im *Europapark* in Rust gestern schon mal ne kleine Premiere mit den neuen Autos und mit allen Fahrern. Unsere Sportgöttin Ann-Iren Ossenbrink war dabei. 6 Uhr 41. (1' 55")

6.41 Uhr

(Musik)

6.44 Uhr

männl. Stimme: Heute ist Donnerstag. Heute ist der 10. April und Sie hören genau den richtigen Sender. Hier ist nämlich Radio Salü, die Nummer 1 im Saarland mit Wallitzek und Co, der Show, bei der es ganz wichtig ist, daß Sie bitte nicht Nachtfrost mit Nachtfrost verwechseln.

2. männl. Stimme: Mhmhuhuhahahahahahah.

männl. Stimme: Das sind zwei völlig unterschiedliche Sachen. Auch heute nacht hier wieder unter 0 Grad.

2. männl. Stimme: Äähm!

männl. Stimme: Am Tage knapp um die 10. Haben die kalten Tage uns insgesamt mit dem Frühling zurückgeworfen, Wettermüller? Oder noch schlimmer, verzögert er sich dadurch?

2. männl. Stimme: Also, der starke Frost, der hat in Südwestdeutschland vor allem bei der Kirschbaumblüte für erhebliche Schäden gesorgt, weil es im März viel zu mild war. Da war es 3 bis 4 Grad zu warm. Der Blüte, also die Blüte ist sehr früh gestartet und der starke Frost, naja, der hat denen ganz schön zugesetzt.

männl. Stimme: Emm.

2. männl. Stimme: Also im Prinzip ist die Verzöger-

ständig, macht wirklich ein gutes Gefühl, alles zu haben und sich noch mehr leisten zu können. Andererseits, geizige und habgierige Menschen sind auch unausstehlich, machen ihr Herz und die Brieftasche ganz fest zu, wenn jemand noch so sehr Hilfe braucht und sie helfen könnten. Geben um keinen Preis was her, auch nicht vom eigenen Überfluß. Wären alle so, könnten Menschen kaum zusammenleben, im einzelnen Land nicht und auf Dauer auch nicht weltweit. Gott sei Dank gibt es auch die anderen: Die für *Misereor* spenden oder für *Brot für die Welt* oder für die Hunger- und Aufbauhilfe im Irak, damit die dann ganz schnell wieder starten kann, wenn erst die Sünde des Angriffskrieges vorbei ist. 7 *Sünden, Habgier*, die Sonderedition kommt im Juni in die Eistruhen. Ich gönne jedem und jeder diese Versuchung aus Tiramisu und Amarettini. Aber vielleicht lassen sich manche hier auch gelegentlich verführen, Habgier und Geiz zu vergessen, das Eis in der Truhe zu lassen und aus dem Geld eine Spende zu machen. Da draußen in der Welt sind genug Menschen, die an Kaffeesoße und Habgier nicht mal denken können. (2' 09")

6. 41 Uhr

Jingle 8: Der beste Mix. News und Hits. News und Hits. Das ist der Neue Morgen auf SR 1. (7")

(Musik)

6.47 Uhr

Jingle 9: (Trööt) Guten Morgen. (4")

männl. Stimme: Wir wecken jetzt jemanden, der einen ziemlich tiefen Schlaf hat. Normaler-haha-weise. Frank Heuser. Grüß Dich, Frank

Hörer: Ja. Schönen guten Morgen.

männl. Stimme: Du bist in Mannheim zuhause. Und wir haben den Weckauftrag bekommen. Schon vor ein paar Tagen. Und haben immer versucht, Dich um Viertel nach 6 aus dem Bett zu holen. Aber das hat nie funktioniert. Du hast'n ziemlich tiefen Schlaf, will ich mal sagen, ne?

Hörer: Nein. Da liegt Ihr total falsch.

männl. Stimme: Wieso?

weibl. Stimme: Warst' schon aus dem Haus?

Hörer: Ja.

männl. Stimme: Ouuuh.

weibl. Stimme: Oooh. Dann haben wir zu spät angerufen. Aber um 6 Uhr 12 doch nicht. Oder?

Hörer: Morgens um 5 Uhr 10.

weibl. Stimme: Oochhh.

männl. Stimme: Na, dann weiß aber Sara Hoff nicht

mi'm Weihnachtsmann.

männl. Stimme: Naja, so in etwa.

4. *männl. Stimme (verzerrt):* Ich kann's nicht glauben. Mein Papa hat den auch in der Gefriertruhe. Das ist mein letztes Wort. (1' 28'')

Jingle 14: Wallitzek und Co-ho. Hier, hier, hier ist die Nummer 1 im Saarland. Hier, hier, hier ist die neue Radio Salü Morningshow. Radio Salüüü. (10'')

6.50 Uhr

(Werbung; Eigenwerbung; Werbung)

6.52 Uhr

Jingle 15: Das Beste von heute und die Megahits der 90er. Radio Salüüüüü. (8'')

(Musik)

6.54 Uhr

männl. Stimme: xxxxx. Mehr Rock hier bei uns. Gleich 'ne schöne Popnummer aus den Charts von den Counting Crows *Big yellow taxi*. Heute ist übrigens der Tag der gesunden Ernährung.

weibl. Stimme: Mm.

männl. Stimme: Ja, das ist der Tag, an dem Sabine dann das kleinere Übel wählt und gänzlich auf Nahrung verzichtet.

weibl. Stimme: Ehehehehe. (15'')

6.55 Uhr

Jingle 8 (10'')

weibl. Stimme: Hier sind Wallitzek und Co, die neue Radio Salü Morningshow. Ich bin Sabine. Guten Morgen. Die Homburger Innenstadt ist wegen eines Brandes voll gesperrt. Und Abstandsmessungen werden durchgeführt auf der A1 Saarbrücken Richtung Trier in Höhe Hasborn. Und folgende Blitzer wurden für heute noch angekündigt auf der L 147 zwischen Tholey und Nonnweiler, sowie in Schmelz sollen heute noch Radarkontrollen durchgeführt werden. Nur Radio Salü hat die aktuellsten Staus und die meisten Blitzer. Sie haben auch einen entdeckt? Dann rufen Sie an, 0800 Radio Salü, natürlich kostenlos. (29'')

Jingle 9 (8'')

männl. Stimme: Es ist 5 vor 7. Radio Salü-Nachrichten jetzt mit Martin Sailer. Guten Morgen.

3. *männl. Stimme:* Hallo Walli. Erleichterung nach Zerfall des Regimes im Irak, Feuer in der Homburger Innenstadt und Sieg für Inter Mailand in der *Champions-League*.

männl. Stimme: Von mir das Wetter heute im Saarland. Sonne-, Wolkenmix, ab und zu vereinzelt Schauer, Maxi-Werte bis 11 Grad. Mehr vom Wetter gleich. (16'')

Jingle 16: Radio Salü Nachrichten. Das bewegt das Saarland, Deutschland und die Welt. (8'')

6.55 Uhr

Jingle 11: Der beste Mix. News und Hi-its. Mhm-hmm-mhmhmmhm. SR 1. (12'')

(Eigenwerbung)

Jingle 4

(Werbung) (3' 34'')

3. *männl. Stimme*: Guten Morgen. Das Ende des irakischen Regimes in Bagdad ist international überwiegend mit Erleichterung aufgenommen worden. Washington sprach von einem historischen Moment. Der Krieg sei aber noch nicht vorbei. Aus dem Norden Iraks wurden am Morgen erneut Gefechte gemeldet. Über den Verbleib von Saddam Hussein wird weiter spekuliert. Der Öffentlichkeit hatte er sich bis zuletzt als der starke Mann des Irak präsentiert. Dirk Oberjasper mit einem Rückblick: „Am 24. Juli 1979 übernimmt Saddam das Präsidentenamt, baut 5 Geheimdienste auf und beginnt sofort mit großflächigen Säuberungsaktionen. Mordaufträge, Drogenhandel, Massenvernichtungswaffen – Hussein und sein alles beherrschender Familienclan schreckt nicht einmal vor der Ermordung engster Angehöriger zurück. Saddams Stern beginnt erst zu sinken, als er im August 1990 den kleinen Nachbarstaat Kuwait überfällt. Eine multinationale Truppe unter Führung der USA kämpft das Land anschließend nieder, läßt den brutalen Diktator allerdings im Amt. 24 Jahre nach Saddams Machtübernahme liegt der Irak wirtschaftlich am Boden, und das, obwohl er über die zweitgrößten Erdölquellen der Welt verfügt.“ (*Geräuschtrenner*) Der Streit um Steuererhöhungen ist beigelegt. Der Vermittlungsausschuß von Bund und Ländern hat einen Durchbruch erzielt. Die Belastung für Unternehmen wird demnach um 4,4 Mrd. erhöht, und zwar nur für Kapitalgesellschaften. Auf den Bürger kommen keine weiteren Abgaben zu. Saarministerpräsident Peter Müller ist mit dem Ergebnis sehr zufrieden: (*O-Ton Müller*) „Es wird Veränderungen nur im Bereich der Körperschaftsteuer geben. Alle darüber hinausgehenden Veränderungen, die das Steuervergünstigungsabbaugesetz zum Gegenstand hatte, sind vom Tisch. Das heißt, die Botschaft des Vermittlungsausschusses lautet: Keine Steuererhöhungen für die Bürgerinnen und Bürger dieses Landes, keine Steuererhöhungen für die Personengesellschaften in diesem Land. Alle Vorhaben zur Dienstwagenbesteuerung, zur Eigenheimzulage, zu Korrekturmitteilungen sind vom Tisch. Es ist gelungen, im Vermittlungsausschuß durchzusetzen, daß es all diese Steuererhöhungen nicht gibt.“ (*Geräuschtrenner*) Die Homburger Feuerwehr ist zur Stunde im Großeinsatz. Um kurz nach 6 ist ein Brand in der Gaststätte *Blue Night* ausgebrochen. Mehrere Löschzüge sind im Einsatz. Die Homburger Innenstadt ist für den Verkehr gesperrt. (*Geräuschtrenner*) In der Kiesgruppe bei Forbach starten deutsche und französische Polizisten heute eine weitere Suchaktion nach der Leiche des kleinen Pascal. Dabei sollen erneut Leichenspürhunde einge-

6.59 Uhr

Jingle 12a: SR 1. Nachrichten. Alles, was Sie wissen müssen. (*unterlegt auch Schlagzeilen*).

2. *männl. Stimme*: Erneut Explosionen am Rand von Bagdad. Regierung und Union legen Steuerstreit bei. Feuer in der Homburger Innenstadt. Und das Wetter: heute örtlich Regen, bis 11 Grad.

Jingle 12b (22")

(*Zeitsignal*)

7.00 Uhr

2. *männl. Stimme*: 7 Uhr. Bagdad: Die Außenbezirke von Bagdad sind am Morgen erneut von schweren Explosionen erschüttert worden. In der Nacht war es weitgehend ruhig geblieben. US-Verteidigungsminister Rumsfeld erklärte, Bagdad sei zwar gefallen, doch die Kämpfe seien noch nicht vorbei. Jochen Zierhut: „Der Krieg geht weiter. So haben auch in der Nacht US-Truppen gemeinsam mit kurdischen Milizen Mossul im Nordirak bombardiert, ebenso Kirkuk, eines der wichtigen Ölfördergebiete. Und auch in Tikrit, dem Geburtsort Saddam Husseins, wurden irakische Widerständler beschossen. Dennoch gilt wohl: Das Spiel ist vorbei. Das gestand in der vergangenen Nacht auch Iraks Botschafter bei den Vereinten Nationen in New York ein – und fügte hinzu, er hoffe, das irakische Volk werde in Frieden leben können. Die Frage nach Saddam Hussein wehrte der Botschafter schroff ab: Er habe keinen Kontakt zur Regierung. Unterdessen sprießen die Spekulationen, ob der Diktator tot sei, nach einem erneuten Bombardement eines seiner Bunker in Bagdad, ins Kraut. Oder – ob er längst geflohen ist. Die neueste Version: Es soll Beweise geben, daß Syrien, pro-irakischer Nachbar im Westen, zumindest Familienmitgliedern des Irakführers zur Flucht verholfen haben könne. Das jedenfalls behauptet US-Verteidigungsminister Rumsfeld.“ Dubai: Die US-Streitkräfte haben angekündigt, Mitglieder der bisherigen irakischen Staatsführung weltweit zu jagen. Generalstabschef Meyers sagte dem arabischen Sender ABUDABI-TV, man werde sie verfolgen, wo immer sie seien. Washington: Die USA haben für Samstag zu einer Konferenz eingeladen, bei der über den Aufbau einer Übergangsregierung im Irak gesprochen werden soll. Vize-Präsident Cheney sagte, die Konferenz finde in der Stadt Nassirija im Südirak statt. Daran sollen mehr als 40 irakische Politiker teilnehmen. Eine große schiitische Oppositionsgruppe will das Treffen boykottieren. Berlin: Der monatelange Streit um Steuererhöhung ist beigelegt. Regierung und Opposition verständigten sich in der Nacht im Vermittlungsausschuß zwischen Bundestag und Bundesrat auf einen Kompromiß. Aus Ber-

setzt werden. Die Ermittler gehen nach wie vor davon aus, daß der Junge das Opfer einer Kinder-schänderbande geworden ist. Die Suche war in den vergangenen Wochen mehrfach abgebrochen worden, weil der Boden in der Grube zu tief gefroren war. (*Geräuschtrenner*) Die Mitarbeiter der saarländischen AOK sind heute zum Warnstreik aufgerufen. Die Gewerkschaft Ver.di will so Druck im Tarifstreit machen. Die Angestellten fordern eine Lohnerhöhung von drei Prozent plus x. Die Arbeitgeber bieten bislang 1 Prozent. (*Geräuschtrenner*) In der *Fußball-Champions-League* kam es am Abend zu den beiden weiteren Viertelfinal-Hinspielen. Juventus Turin und der FC Barcelona trennten sich 1:1 unentschieden. Inter Mailand siegte gegen FC Valencia mit 1:0. – Radio Salü informiert Sie immer 5 Minuten früher. Die nächsten News um 5 vor halb acht. Damit zurück zu Dir, Walli. (2' 59")

männl. Stimme: So'n unscheinbarer Typ, der Martin Sailer.

3. *männl. Stimme:* Und das, obwohl er über die zweitgrößten Erdölvorkommen der Welt verfügt.

weibl. Stimme: Ehmhmhmh (Glucks). (6")

Jingle 11 (5")

männl. Stimme: Auch heute scheint sie wieder, die Sonne im Saarland. Wahrscheinlich kann man auch von oben aus schon den Freitag sehen. Oder?

2. *männl. Stimme:* Ohehehahahah. Und dann steht das Wochenende vor der Türe mit Werten bis 16 Grad und viel Sonnenschein. Heute sieht's anfangs auch sehr nett aus. Dann kommen mehr und mehr Wolkenfelder. Und die lassen stellenweise ein paar Tröpfchen von oben rausfallen. Maxi-Werte 5 bis 11 Grad. Auch morgen, am Freitag, dann so etwa wie heute. Aber dann heißt es: willkommen zurück, Frühling. (22")

Jingle 12 (6")

7.00 Uhr

Jingle 1: Guten Morgen Saarland. Guten Morgen in Merzig, Riegelsberg und Völklingen. Guten Morgen Saarland. Wallitzek und Co-hoho. (11")

männl. Stimme: Hier ist die jeden Tag aufs neue, neue Radio Salü Morningshow am Donnerstagmorgen. Schön, daß Sie mit dabei sind. Wie Sie sich 400 Euro holen können, erfahren Sie gleich nach den Counting Crows *Big yellow taxi* und 'ner schönen Nummer aus den 90ern, von OMD *Walking on the milkyway*". Schönen guten Morgen, Saarland.

weibl. Stimme: Morgen.

männl. Stimme: Morgen. (23")

Jingle 2 (13")

(Musik) (2' 31")

7.04 Uhr

lin Jens-Peter Markwart: „Vor allem die Union fühlte sich am Ende als Sieger. Denn von Hans Eichels Steuervergünstigungsabbaugesetz, in den Augen der Union ein Horrorkatalog, blieb am Ende nur wenig übrig: nur Belastungen für Kapitalgesellschaften nämlich, aber keine Belastungen für die Bürger und den Mittelstand. Also keine gekürzte Eigenheimzulage und keine höhere Dienstwagensteuer, auch keine verschlechterten Abschreibungsmöglichkeiten, nur mehr Körperschaftssteuer zum Beispiel durch eingeschränkte Verlustverrechnungen zwischen Konzernen und ihren Tochterunternehmen. Außerdem werden Gewerbesteuer-Oasen wie Norderfriedrichskoog in Schleswig-Holstein ausgetrocknet. Macht unterm Strich rund 4 Mrd. Euro mehr für Bund und Länder.“ Berlin und Saarbrücken: Der Tarifstreit bei den Allgemeinen Ortskrankenkassen geht weiter. Die Gewerkschaft Ver.di hat zahlreiche Dienststellen zu Warnstreiks aufgerufen. Betroffen ist auch das Saarland. Die AOK-Beschäftigten in Saarbrücken, Neunkirchen und Saarlouis sollen ab 7 Uhr 30 vorübergehend die Arbeit niederlegen. Damit will Ver.di vor der vierten Verhandlungsrunde den Druck auf die Arbeitgeber erhöhen. Diese bieten 1 Prozent mehr Geld. Die Gewerkschaft verlangt eine 3 vor dem Komma. Homburg: Wegen eines Brandes in einer Gaststätte sind in der Homburger Innenstadt mehrere Straßen gesperrt. Nach Angaben der Polizei war das Feuer im Dachstuhl des Gebäudes ausgebrochen. Der Brand ist inzwischen gelöscht. Es wurde niemand verletzt. Das waren die Nachrichten mit Andreas Kindel. SR-Nachrichten auch im Internet unter sr-online.de. (3' 26")

Jingle 1: SR 1, der beste Mix. News und Hits. Das Wetter. (5")

weibl. Stimme: Heute vormittag noch etwas Sonne. Später, von Norden her kommen die Wolken und es kommt auch noch Regen, im Hochwald sogar ein bißchen Schnee. Höchstwerte 5 bis 11 Grad. In der kommenden Nacht gering bewölkt oder klar. Tiefstwerte 3 bis 0 Grad. Und wie gehts weiter: Ab und zu ein paar Regenschauer und milder. Die Temperatur am Flughafen Saarbrücken heute morgen um 6 Uhr minus 2,5 Grad. (18")

Signal + Jingle 2: SR1, der beste Verkehrsservice im Saarland. (4")

männl. Stimme: Und auf den Straßen im SR 1-Land läuft alles regulär. Keine Meldungen zur Verkehrslage. Aber die Polizei blitzt auch heute, am Donnerstag, und zwar unter anderem auf der A1 zwischen Eppelborn und dem Kreuz Saarbrücken, auf der L 147 zwischen Tholey und Nonnweiler, außerdem in Schmelz. (14")

7.04 Uhr

Gesucht wird: eine Vision für's Radio

Ein Gespräch mit Peter Winterhoff-Spurk

In seinem als „psychologische Attacke“ bezeichneten Vortrag *Lebenslust in merkantilen Räumen*, den er am 2. Februar 2003 im Rahmen der vom *Saarländischen Staatstheater*, der *Landeszentrale für politische Bildung* und der *Universität des Saarlandes* veranstalteten Vortragsreihe *theatrum mundi – die Stadt als Bühne* (siehe auch S. 81ff.) hielt, beklagt der Medienpsychologe Peter Winterhoff-Spurk unter anderem die Durchkommerzialisierung und Uniformisierung der Innenstädte. Der Verlust von Urbanität sei die unausweichliche und unwirtliche Folge. Im Gegenzug fordert er die Wiederbelebung der Innenstädte durch Rekultivierung. Der vielfältig genutzte Saarbrücker St. Johanner Markt diene als ein Beispiel dafür, wie die Stadt in eine Bühne öffentlichen Lebens zurückverwandelt werden kann.

Saarbrücker Hefte: Herr Winterhoff-Spurk, Sie haben in Ihrem Vortrag Lebenslust in merkantilen Räumen Stadtlandschaften beschrieben und gezeigt, wie diese Stadtlandschaften durch die allzu starke merkantile Nutzung veröden, gleichförmig und unmenschlich werden. Wenn man versucht, das auf die Medienlandschaft zu übertragen, kann man – glaube ich – etwas ähnliches beobachten, oder?

WINTERHOFF-SPURK (lacht): Ja, das ist eine schöne Analogie, das empfinde ich auch so. Man kann sogar empirisch nachweisen, daß mit dem „medienpolitischen Urknall“, also mit den damaligen Kabelpilotprojekten, sich die Medienwelt deutlich verändert hat – und eigentlich auch unumkehrbar kommerzialisiert hat. Der Quotendruck ist in die Welt gekommen. Damit wird der Massengeschmack zum Kriterium für eine gute oder schlechte Produktion. Ästhetische Maßstäbe, journalistische Maßstäbe treten demgegenüber in den Hintergrund, und im Bestreben, den Massengeschmack zu treffen, verändern Journalisten, glaube ich, auch ihre eigenen Maßstäbe. Der ehemalige RTL-Chef Thoma sagte: „Der Wurm muß dem Fisch schmecken und nicht dem Angler.“ Das hat zur Folge, daß

der Journalist nur noch nach den Fischen schießt und sein Publikum in der falschen Weise erzieht.

Heißt das: die Würmer schmecken den Fischen tatsächlich, oder wissen die Fische nur nicht, daß es noch schmackhaftere Würmer gibt?

Sie schmecken den Fischen sicherlich, aber daß es vielleicht auch noch was anderes gibt, und daß man vielleicht auch mal einen Tag ohne Wurm auskommen kann – ich will das Beispiel jetzt auch nicht zu Tode reiten –, diese Einsicht geht dadurch verloren. Und daß Medienprodukte nicht nur etwas sind, was Massengeschmack bedienen soll, daß es zumindest in Grenzbereichen auch Beziehungen zur Kunst gibt, daß Medien auch Teil der Hochkultur sind, das geht natürlich verloren oder wird in Reservate abgedrängt.

Das ist ja nun die ureigenste Aufgabe von öffentlich-rechtlich veranstaltetem Rundfunk, der per se keine Quote zu machen hat. Wieso nimmt er diese Aufgabe immer weniger wahr?

Ja, es ist für mich auch die Frage, warum das eigentlich so ist. Denn sowohl was die Übernahme von Erfolgskriterien als auch von Gestaltungsmerkmalen der Produkte angeht, kann man empirisch nachweisen, daß der öffentlich-rechtliche Bereich – verschämt zwar und immer mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung – aber gleichwohl auf diesen Weg eingeschwenkt ist. Wir haben in einem Forschungsprojekt *Gewalt im Fernsehen* Inhaltsanalysen von Fernsehnachrichten gemacht für die Jahre 1996, 1998, 2000 und 2002. In diesem Projekt haben wir Öffentlich-Rechtliche und Private verglichen. Man findet zum einen – wie erwartet – daß die Privaten mehr Gewalt zeigen, daß die Gewaltdarstellung zunimmt von rund 10 auf dann rund 20 Prozent. Zum anderen zeigt sich, daß die Öffentlich-Rechtlichen hinterherkommen. Sie machen es ein wenig später, erreichen aber dann auch nahezu dasselbe Niveau von Zahl und Häufigkeit gewalthaltiger Einstellungen in Nachrichten wie die Privaten ein paar Jahre vorher.

In Nachrichten muß es nicht bluten

Sie sagen also, die Gewalt in den Nachrichten ist aus Gründen der Unterhaltung ausgewählt?

Man kann natürlich auch so argumentieren: Die Gewalt ist in der Welt, also muß sie auch im Medium sein. Die Frage ist nur: Was wählt man

aus, und wie stellt man es dar? Zumindest die Privaten sagen, wir stellen die Gewalt in den Vordergrund, um Betroffenheit auszulösen, Mitleid zu erzeugen, zu Spendenaktionen aufzurufen oder was auch immer – ich finde diese Argumentation geheuchelt. Man sieht an der Wahl der Darstellungsmittel, daß es nicht darum geht, Mitgefühl zu evozieren – das könnte man mit anderen Stilmitteln machen. Man würde viel ruhiger erzählen. Und es muß dafür auch nicht unbedingt bluten.

Jetzt ist doch gerade das Nachrichtenmachen etwas, was die Öffentlich-Rechtlichen als ihre große Kompetenz reklamieren – trotzdem, das haben Sie gerade gezeigt, folgen sie eher dem Trend bei den Privaten, anstatt sich bewußt in die Gegenposition zu stellen. Warum?

Das müßten Sie die Nachrichtenredaktionen fragen, nicht mich. Ich verstehe es auch nicht. Ich glaube, die öffentlich-rechtlichen geben kampflos einen Bereich preis, in dem sie sich bewußt anders positionieren könnten. Teilweise tun sie es ja auch – zwischen der Tagesschau und einem RTL-Magazin liegen immer noch Welten, so ist es nicht –, nur die Karavane zieht insgesamt in diese Richtung. Also die Frage warum – ich kann sie nicht beantworten.

Auf den Hörfunk treffen diese Beobachtungen in ähnlicher Weise zu. Sie haben ja auch Hörgewohnheiten von Menschen untersucht – was erwarten Radiohörer von ihrem Radio?

Das Radio insgesamt ist zu einem Unterhaltungsmedium geworden mit einigen Informationsinseln. Ob uns das gefällt oder nicht – das ist so. Nun kann man als öffentlich-rechtlicher Rundfunk überlegen: Wie reagiert man darauf? Fügt man sich diesem Trend? Oder beschleunigt man ihn gar, indem man sich an die Spitze der Bewegung setzt? Oder versucht man ihn aufzuhalten, oder entwickelt man Gegenmodelle? Und wenn es beim SR so ist, daß – wie man hört – beim SR1 die Arbeit bald ganz unter den Unterhaltungszwang gestellt werden soll, dann sehe ich die Gefahr, daß der Hörer sich irgendwann einmal fragt: Ja, warum muß ich eigentlich noch Gebühren zahlen? Denn dasselbe – einen Musikteppich mit Informationslöchern – krieg' ich bei den Privaten, ohne daß ich was dafür bezahle. Diese Gefahr sehe ich bei dieser Entwicklung, nämlich daß der öffentlich-rechtliche Rundfunk sich auf Dauer überflüssig macht.

Das andere wäre die Frage, ob man dem unterstellten Wunsch von Hörern, dauernd berieselt

zu werden, immer so nachgeben muß. Ob nicht – im Gegenteil – der öffentlich-rechtliche Rundfunk auch eine Erziehungsaufgabe hat. Ob er nicht auch neue Gewohnheiten prägen muß und neue Formen entwickeln muß – Formen, die nicht so *easy go lucky* sind –, bei denen der Zuhörer meint, er müsse sich nicht anstrengen. Denn die psychische Haltung, die man gegenüber dem Medium einnimmt, die bestimmt letztlich, was man daraus gewinnt.

Der öffentlich-rechtliche Rundfunk macht sich überflüssig

Das heißt, das Ruder ist durchaus auch wieder herumzureißen? Es ist also nicht so, daß sich dann die Hörer alle abwenden werden, sondern sie wollen auch angestrengt werden – verstehe ich Sie da richtig?

Ja, das ist in der Tat so – das kann man bei der Entwicklung von SR2 sehen. Da ist ein Format entwickelt worden, das nicht mehr so betulich ist, wie es vielleicht früher noch war. Da war SR2 ein *closed shop*. Was Koch und Johannsen nun gemacht haben: Sie haben neue jüngere Hörersegmente ins Auge gefaßt, haben geguckt, was deren Lebensstil ist, ihr Hintergrund, welche Werte sie haben, was sie vom Leben erwarten. Und in dieses Muster ist nun das neue Programm von SR2 eingefügt. Wenn man sich ein bißchen Zeit läßt, kann man so auch Erfolge erzielen.

Jetzt sind wir aber wieder bei dieser sehr merkantil geprägten Denkweise, die Radiohörer zu Kunden macht, zu potentiellen Käufern, und ich frage mich, ob das auf Dauer die richtige Umgangsweise mit Menschen ist. Sie beschreiben es am Beispiel Stadt sehr eindrucksvoll, wie durch den rein merkantilen Umgang mit Menschen eine unterschwellig aggressive Gleichgültigkeit in der Gesellschaft entsteht. Gibt es wirklich keine andere Möglichkeiten mehr, miteinander umzugehen und öffentliche Räume zu schaffen – und Hörfunk- oder Fernsehveranstaltungen sind ja auch öffentliche Räume. Wie wäre also Ihr Modell der idealen Stadt zu übertragen auf die Medienlandschaft?

Sie sprechen da einen Punkt an, der mir auch Sorge macht – als Psychologe, der sich mit Anwendungsfeldern der Psychologie befaßt –, eine Entwicklung, die man eigentlich in der gesamten Gesellschaft in den letzten Jahren findet: die totale Durchkommerzialisierung aller Lebensbe-

reiche. Ob das Kirchen sind, die sich von McKinsey beraten lassen, ob das Krankenhäuser sind, die plötzlich von Kunden statt von Patienten sprechen, ob das Universitäten sind, in denen der Erfolg von Professoren an der Höhe der eingeworbenen Mittel und nicht an den guten Gedanken oder den klugen Büchern gemessen wird ...

... im Bereich des Rundfunks sprechen wir mittlerweile von Mediennutzern statt von Zuschauern oder Hörern ...

... Genau! Auch in der Kultur: Bücher werden nur noch gedruckt mit dem Blick auf die möglichst hohe Auflage, die kleinen Verlage kämpfen ums Überleben – wir finden da eine Kulturveränderung, die mir wirklich Sorge macht. Ich habe überhaupt nichts gegen Kommerz und merkantile Aspekte in der Gesellschaft – das war immer Teil der Gesellschaft und das muß auch sein. Kommerzielles Handeln darf nur nicht alle Bereiche der Gesellschaft – fast möchte ich sagen: durchseuchen, weil eine Gesellschaft nur dann lebendig bleibt, wenn sie unterschiedliche Systeme hat, die sich gegenseitig korrigieren und gegenseitig auch provozieren und anstoßen.

Totale Durchkommerzialisierung aller Lebensbereiche

Wir brauchen zum Beispiel auch Bereiche, wie die Kultur, die reflektieren, die Entwicklungen frühzeitig erahnen, vorbegrifflich deutlich machen müssen – in der Malerei, der Musik, im Theater. Und wir brauchen vor allen Dingen auch die Kultur- und Gesellschaftswissenschaften, die solche Dinge kritisch begleiten und Theorien entwickeln, wie es denn auch sein könnte. Und in diesem Bereich: zwischen Wissenschaft und Kultur, da sehe ich die Rolle der kommerzfreien Medien. Und hier müßte man mal die Phantasie blühen lassen, um zu überlegen: Gäbe es nicht ein eigenes Feld für die öffentlich-rechtlichen Medien? Und um zu sagen: Hört auf mit diesem Nachlaufen, hört auf damit, das Medium als kommerzielles Produkt, als Ware zu betrachten, versucht, eine völlig neue und eigene Kultur zu entwickeln, die sich von den merkantilen Überlegungen trennt!

In Ihrer Stadtanalyse von Saarbrücken ist der St. Johanner Markt als der funktionierende öffentliche Raum dargestellt, in dem es auch Kommerz gibt, in dem aber auch Inseln der



Prof. Dr. Peter Winterhoff-Spurk, geb. 1945 in Grimma, Lehre als Bankkaufmann, Studium der Psychologie und Soziologie in Marburg, Diplom in Psychologie in Marburg 1977, Promotion 1983 und Habilitation 1988 in Mannheim, seit 1992 Professor an der Universität des Saarlandes und Leiter der Arbeitseinheit für Medien- und Organisationspsychologie.

Ruhe vorhanden sind, des Nachdenkens; ein Raum, der relativ begrenzt ist, überschaubar, aber auch offen nach außen – wie könnte so ein Raum in einer Medienlandschaft aussehen?

Das ist eine hübsche Überlegung. Sozusagen der St. Johanner Markt als Modell für eine neue Medienlandschaft ... kommunikativ, offen ...

... vielfältig auch.

Ja, genau. Das ist es. Das ist das zentrale. Ich habe den St. Johanner Markt in meinem Vortrag ja auch deswegen als Gegenbild genommen, weil er ein Platz ist, auf dem das *theatrum mundi* stattfinden kann. Auf dem sich Menschen in unterschiedlichen Rollen erproben können, auch sehen können und, wie Sennett es sagt, die Voraussetzungen des eigenen Handelns reflektieren und kritisieren können. Und vielleicht könnte das ein Medien-Habitat werden, in dem *theatrum mundi* in diesem Sinne stattfindet: Also Reflexionen des eigenen Lebens ausprobieren, Modelle gezeigt bekommen, aber

eben auch mit einer sinnlichen und einer besinnlichen Qualität, und auch mit Fluchtwegen und so, daß man sich wohlfühlt. Aber kein überwiegend merkantiler Raum, das sicher nicht. Auf der anderen Seite – und deswegen habe ich eben mit der Antwort etwas gezögert – möchte ich nicht, daß der St. Johanner Markt als eine Idylle gesehen wird. In einer Idylle reflektiert man nicht, da tut nichts weh. Das ist ein bißchen wie der Musikantenstadl – der St. Johanner Markt darf aber nicht der Musikantenstadl für Frankophile und Zugereiste werden. Und jetzt zurück zu Ihrer Frage: Es wäre überlegenswert – mehr, es wäre wünschenswert, daß öffentlich-rechtliche Medien auch Funktionen der Kultur in diesem Sinne übernehmen. In dem sie auch mal wehtun, indem sie zur Reflexion zwingen, provozieren, aber ohne den *succès de scandal*, wie man es bei den Privaten oft sieht: Die Feldbusch zeigt ihre Brüste oder so. Das meine ich nicht. Sondern wehtun, wie gutes Theater manchmal wehtun muß.

Stil als Auftrag der Medien

Ein wesentlicher Begriff, den Sie in diesem Zusammenhang benutzt haben, ist Stil. Was ist Stil?

Im Vortrag waren schlicht und einfach Baustile gemeint, denen die Menschen, die sich darin bewegen, bestimmte Eigenschaften zuschreiben. Aus dieser Zuschreibung ergibt sich ein bestimmtes emotionales Erleben, ein bestimmtes Grundgefühl. Wenn es dann noch historische Stile sind, dann kommt das Erlebnis der historischen Tiefe hinzu. Sowas mögen Menschen, weil es ihnen das Gefühl gibt: Vor mir sind schon andere Menschen dagewesen, ich lebe jetzt in dieser Kette und nach mir wird es andere geben. Das nimmt uns das Gefühl der Geworfenheit in die Welt, um es mal etwas drastischer zu sagen.

Aber das ist doch etwas, was zum permanenten Lebensgefühl gehört, nicht nur, wenn ich mich von Häusern umgeben sehe: die Erfahrung, daß Menschen eine Geschichte haben, an die sie sich erinnern können. Und das ist ja nun etwas, was Medien ganz maßgeblich transportieren müssen – in letzter Zeit aber immer weniger tun, da sie sich immer stärker der Aktualität verpflichtet sehen, und ständig der Gegenwart hinterherrennen.

Ja, so ist es, und es ist nicht mal nur Aktualität, es ist so was wie – um mal ein anderes Bild zu gebrauchen – ein Teich, bei dem der Wind die Oberfläche kräuselt. Es sind nicht einmal mehr Wellen, die dargestellt werden – also: Gesetzmäßigkeiten – sondern es gibt im Grunde nur noch eine politische Eventkultur. Ob man über ein Open-Air-Fest oder einen Verkehrsunfall oder einen Krieg berichtet – das hat alles denselben Charakter. Ein Patchwork von Ereignissen, die irgendwie Erregung beim Betrachter produzieren. Daß es da auch innere Zusammenhänge gibt, Ursachen und Wirkungen, Gesetzmäßigkeiten, daß manches aus der Geschichte heraus verständlich ist oder aus der Ökonomie, der Soziologie – das erfahren wir so nicht mehr. Und so wird die Welt sozusagen eine große Halle voller Lärm. Sie hören keine Themen mehr, sondern nur noch *noise*, und wo es am lautesten ist, da gucken Sie hin. Das ist – ob gewollt oder nicht – eine Art der Verdummung.

Ein Urteil kann man sich nur bilden, wenn man die Hintergründe kennt, die historischen, die ökonomischen, die soziologischen. Und in diesem Sinne politisch denken lernt. Das tun die Medien nicht mehr: vermitteln und aufklären darüber, daß politisches Geschehen Ursachen hat.

Und Sie haben recht, wenn man das unter Stil verstehen will und unter historischer Tiefe. Dann kann man das Bild vom St. Johanner Markt auch auf eine neue Medienlandschaft übertragen. Das ist auch eine Aufgabe von Medien. Nun kann man dem entgegenhalten, daß wir ja eigentlich Systeme in unserer Gesellschaft haben, die so etwas machen müßten: Erklären, Alternativen entwickeln etc. – nämlich die Politik, insbesondere die politischen Parteien. Aber sie sind zu Netzwerken verkommen, die vor allem dem Machterwerb und der Machtsicherung dienen. Sie liefern keine Erklärungen, keine Modelle und schon gar keine Utopien mehr. Wenn aber die politischen Parteien versagen, wer soll's dann tun? Das macht im Augenblick nur noch die Kultur – die Wissenschaft macht's auch kaum mehr. Meine Hoffnung wäre, daß das auch eine Funktion von Medien würde – wenn es die Politik nicht mehr leistet.

Also die Funktion der Vierten Gewalt.

Die gibt es ja schon – aber eben nur vordergründig, in diesem *mainstream* von *action* und *event*, nämlich da, wo individuelle Fehlleistungen aufgeklärt werden. Politiker, die sich mal auf ein Schiff gesetzt haben, das einem Un-

ternehmer gehört, oder die eine Dienststreife nicht abgerechnet haben. Oder diese hirnrisige Sache mit den angeblichen Affären von Schröder. Was hat das mit dem Funktionieren von Gesellschaft zu tun, wenn der in einem anderen Bett übernachtet? Das ist nur dann relevant, wenn es einen Einfluß auf das politische Verhalten hat, also wenn er erpressbar würde.

Da funktionieren die Medien – oder besser gesagt –, da inszenieren sich die Medien als Vierte Gewalt. Aber sie tragen nicht dazu bei, daß reflektiert wird, daß Strukturen erkannt und Alternativen diskutiert werden. Sie tragen eher dazu bei – und das macht es noch schlimmer – daß die Leute denken, was sie eh schon denken, nämlich: Politik verdirbt den Charakter, die da oben wirtschaften sowieso nur in ihre eigenen Taschen, also geh' ich auch nicht mehr zu den Wahlen und betreibe privates *cocooning*. Politisches Engagement geht in diesem windaufgetriebenen Geplätscher im wahrsten Sinn des Wortes baden.

Eine sehr erschreckende Erkenntnis einer Ihrer Studien ist ja auch, daß 80 Prozent der Nachrichten von den Zuschauern erst gar nicht behalten werden.

Das stimmt. Ich glaube, das ist sogar eine psychisch kluge Reaktion von Menschen. Sie vergessen so viel, weil es so wenig mit ihnen zu tun hat – vordergründig. Und das liegt daran, daß die Nachrichten diese Funktion – es sind Informationen zum Danach-Richten! – nicht wahrnehmen. Sie sagen mir nicht mehr: Was hat der Krieg im Irak mit mir zu tun? Wenn nicht erklärt wird, wenn nicht in die Tiefe gegangen wird, wenn nicht die Konsequenzen deutlich gemacht werden, sondern nur eventbezogen berichtet wird, dann ist es auch eine angemessene Reaktion, wenn der Zuschauer sagt: Das muß ich mir nicht merken.

Wir brauchen eine Utopie der Medien

Wenn Sie nun die schwierige Situation des SR betrachten, der – das ist nunmal leider so – nun auch an Programm-Mitteln sparen muß, so daß es weniger Programm geben wird: Welche Empfehlung würden Sie dem SR geben, wo es etwas zu sparen gäbe und wo auf keinen Fall gestrichen werden dürfte?

Ich will mir nicht anmaßen, Empfehlungen zu geben. Aber durch die Übernahme der Metapher „St. Johanner Markt“ auf dieses Thema

haben Sie eine schöne Idee entwickelt, nämlich ein Bild zu finden, in dem sich die zukünftige Funktion des öffentlich-rechtlichen Rundfunks zusammenfassen läßt. Das wäre mein Wunsch: Genauso wie wir eine Utopie von der Stadt brauchen, sollten wir gemeinsam eine Utopie von unserem öffentlich-rechtlichen Rundfunk entwickeln. Damit das nicht auch so Flickschustereien werden wie bei der Stadtentwicklung. Flickschustereien ohne theoretische Gesamtkonzepte sind immer in der Gefahr, unter rein kommerziellen Gesichtspunkten zu erfolgen. Und so, glaube ich, ist es auch beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Wenn wir keine gemeinsame Utopie davon haben, wie er morgen sein soll, dann wird es ein Folge von Einzelmaßnahmen geben, die sich am Markt orientieren und die immer unter der Vorgabe von „Geld einsparen“ oder „Geld machen“ durch Quote stehen. Deswegen wäre der erste Schritt, jetzt – spätestens jetzt! – einen intensiven Diskurs darüber anzulegen, wie es sein soll.

Mir ist neulich bei einer Ver.di-Veranstaltung aufgefallen: Wieviel Angst unter den Kollegen ist und wieviel Wut – das hat mich richtig angerührt. So viele kluge Menschen, die bereit sind, sich zu engagieren und Vieles und Gutes zu geben, und auch kreativ sind, wach sind, lebenswert sind, auch ein bißchen neurotisch – aber das ist ja egal, das gehört dazu ... Ich habe das Gefühl, daß gerade in dieser Krisensituation viel Bereitschaft da ist, sich neu zu engagieren. Die Führung des SR ist jetzt gefordert, dieses Engagement aufzugreifen, gemeinsam – nicht ein Unternehmensleitbild, das ist mir jetzt schon wieder zu nah am Kommerziellen – sondern eine Utopie für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk zu entwickeln, indem sich die, die es machen, und die, die es rezipieren, gemeinsam wiederfinden. Das scheint mir das dringendste zu sein. Und von da aus kann man dann überlegen, wie der Weg sein soll, das zu realisieren.

Ich sag's nochmal: Wir müssen einen Diskurs führen über die Utopie des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in der Zukunft. Die kann nicht das verschämte Hinterhertappen hinter den Privaten sein, die Orientierung am Kommerz – denn dann wird eines Tages die Frage gestellt werden: Wofür zahlen wir eigentlich unsere Gebühren, wenn es eh dasselbe ist?

Für die saarbrücker **hefte** Sven Rech



DIE LÖSUNG IST IMMER SO GUT WIE DAS TEAM.

Qualifikation, Kreativität und Engagement unserer Mitarbeiter und eine Zusammenarbeit, die keine Grenzen kennt, bestimmen den Erfolg von SAP Retail Solutions. Auf Basis der SAP-Lösungen liefern wir kompetente Services von der Softwareentwicklung bis hin zu umfassenden Beratungsleistungen. Ausgehend vom Standort Saarland begleiten wir unsere Kunden weltweit in eine erfolgreiche Zukunft. SAP Retail Solutions, St. Ingbert, www.sap-retail.de.

THE BEST-RUN BUSINESSES RUN SAP



Natascha Pötz
Zeichnungen

- 1973 geb. in Frankfurt/Main
 1994-95 Architekturstudium in Kaiserslautern
 ab 1995 Studium der freien Kunst an der HBK Saar
 bei Prof. Bodo Baumgarten und
 Prof. Ulrike Rosenbach
 1997 Mitbegründerin des *Ausstellungsraum-SB*
 2001 Diplom, anschließend Vertiefungsstudium an
 der HBK Saar bei Prof. Daniel Hausig



- Ausstellungen
 1997 *flattern surren zubereiten*,
 Ausstellungsraum-SB
Im Dunkeln, Ausstellungsraum-SB
 1998 Ausstellung zum *Malersommer Völklingen*
 in der Handwerker-gasse Völklingen
Finale, Ausstellungsraum-SB
 1999 *Der dramatische Kreis*, LPM, Dudweiler
 von Studierenden der Klasse
 Prof. Ulrike Rosenbach
Kunst im Kasten, Saarländisches Künstlerhaus,
 Saarbrücken
 Ausstellung mit Werner Constroffer in der
wasserundbrotmaschine, Galerie Peter Dörr,
 Saarbrücken
 2000 *mediasplit*, Deutsche Bank Saar,
 Saarbrücken von Studierenden der
 Klasse Prof. Ulrike Rosenbach
vita brevis – kurzes leben, Ausstellung mit
 S. Hoppe, E. Hufschmid und H. Kreck,
 Saarländisches Künstlerhaus, Saarbrücken
 2001 Ausstellung der Diplomarbeit im K4-Forum,
 Saarbrücken
 Ausstellung von Fotografien zu den Industrie-
 standorten Göttelborn, Reden und Völklingen
 auf dem Grubengelände Göttelborn
 Projekt *wzgórza trzy* in Lipnica Murowana
 und Krakau
 2002 Jahresausstellung, Galerie K4, Saarbrücken



oben:
o.T., Buntstift auf Papier,
100 x 70 cm, 2002

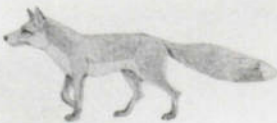


links:
o.T., Buntstift auf Papier,
70 x 50 cm, 2002



oben:
o.T., Buntstift auf Papier,
150 x 130 cm, 2002

links:
Igel, Bleistift auf Papier,
150 x 130 cm, 1999



oben:
o. T., Buntstift auf Papier,
150 x 130 cm, 2002

links:
Fuchs, Bleistift auf Papier,
150 x 130 cm, 1999



oben:
o.T., Buntstift auf Papier,
100 x 70 cm, 2002



rechts:
o.T., Buntstift auf Papier,
100 x 70 cm, 2002

Untersuchungsobjekt

Universität

Gestaltungsvorschläge für die Universität des Saarlandes

Von Christian Scholz und Volker Stein

Vorbemerkung

Die Einstiegsvorlesung unseres betriebswirtschaftlichen Hauptfachs „Organisation und Personalmanagement“ an der Universität des Saarlandes wird von einer Semesterarbeit begleitet. Mit ihr sollen Studierende eine komplexe und vielleicht sogar unverständliche Organisation analysieren sowie theoriekonforme Gestaltungsvorschläge erarbeiten. Zum Einsatz kommt dabei die Methodik der multiperspektivischen Organisationstheorie*. Im Wintersemester 2002/03 war die Universität des Saarlandes bei uns zum ersten Mal das Untersuchungsobjekt: Im Hinblick auf *Involvement* (Beteiligung an Veränderungsprozessen) und *Commitment* (Selbstverpflichtung zum Mitmachen) bei den Betroffenen gibt es kaum ein relevanteres Untersuchungsobjekt!

Von rund 250 Teilnehmern der Vorlesung haben 189 Studierende an der diesjährigen Semesterarbeit teilgenommen und europäische und amerikanische Universitäten sowie die Universität des Saarlandes untersucht. 43 Teams von drei bis fünf Personen führten die Untersuchung durch – mittels leitfragengestützter Dokumentenanalysen, Interviews mit mehr als 50 teilweise hochkarätigen Universitäts-Insidern, Expertenhearings und des *WissenschaftsForumSaar*.

Im Januar 2003 wurden die Ergebnisse für die Universität des Saarlandes anhand von sechs Perspektiven zusammengefaßt: der strategischen, mechanischen, organischen, kulturellen, intelligenten und der virtuellen Perspektive. Das Endergebnis waren Befunde, *Benchmarks*, Bewertungen sowie Basisempfehlungen – dargestellt in einer 219-seitigen Publikation. Angesprochen wurden damit drei Adressaten: das saarländische Ministerium für Bildung, Kultur und Wissenschaft, die Universitätsleitung und die Abteilung Wirtschaftswissenschaft. Am 4. Februar 2003 wurde die Studie in der Vorlesung den Zielgruppen präsentiert: dem saarländischen Kul-

tusminister, dem Universitätspräsidium sowie dem Prodekan der Abteilung Wirtschaftswissenschaft. Die Präsentation entwickelte eine beachtliche Eigendynamik. Sie wirkte polarisierend im Hinblick auf die angesprochenen Zielgruppen und produzierte ein großes Echo in Zeitung, Radio und Fernsehen (aktiviert durch den öffentlichen Terminkalender des Kultusministers). Sie führte zu universitären Reaktionen und schließlich zu diesem Artikel. Er faßt die sechs Perspektiven und den Stand der Dinge zusammen.

Strategische Perspektive:

Universität als Unternehmen!

Die strategische Perspektive beruht auf der Überlegung, daß sich die Sinnhaftigkeit von Strukturen und Prozessen nur vor dem Hintergrund ihrer konkreten Strategie beurteilen läßt. Spätestens seit dem amerikanischen Management-Vordenker Peter Drucker weiß man, daß die Aussage „Es ist egal, was man macht – Hauptsache, man macht es richtig.“ veraltet und falsch ist.

Wo aber findet man diese Strategie? Unternehmen beantworten die Frage nach der Strategie zum einen manchmal mit mehr oder weniger guten Strategiepapieren. Zum anderen gibt es aber auch die unbewußt-praktizierte Strategie: Sie existiert immer, prägt Verhalten – muß aber nicht sinnvoll sein. Schriftliche und unbewußte Strategie stimmen manchmal nicht überein. Dann erklärt das Unternehmen die strategische Bedeutung von Bereich A, investiert aber primär in Bereich B. Genau das kann auch an einer Universität passieren, etwa bei Schwerpunktsetzungen auf Fachrichtungen oder bei der Festlegung des Stellenwertes der Lehre – im Vergleich zu Forschung, Existenzgründung und Unternehmensberatung.

Eine solche strategische Analyse fokussiert methodisch auf vorhandene Planungen (vor allem den Universitätsentwicklungsplan) und auf Aussagen der Strategieverantwortlichen sowie auf tatsächliches Verhalten (zum Beispiel Mittelverteilung). Nur – kann und soll die Universität wirklich wie ein Unternehmen analysiert werden? Die Antwort: Sie kann und muß! Denn egal ob es sich um *Profit*-Unternehmen oder *Non-Profit*-Unternehmen handelt, die Strategie ist ausschlaggebend und auch der externe Veränderungsimpuls hilf-



Das Studierendenteam

reich. Gerade deshalb beauftragen immer mehr öffentliche Verwaltungen für teures Geld Unternehmensberatungen (die im Prinzip das gleiche tun wie unsere Studenten).

Für die inhaltliche Ausgestaltung der Strategie gibt es eine Vielzahl von Ansatzpunkten, die auch die Studierenden in ihrer Semesterarbeit behandeln. Einer davon ist das Konzept der „echten“ Kernkompetenzen. Danach hat die Universität des Saarlandes drei bewußt verfolgte Kernkompetenzen, nämlich die internationale Ausrichtung, die naturwissenschaftlich-technische Forschung sowie die Kognitionswissenschaften. Daneben bestehen nach Ansicht der Studierenden Kernkompetenzen im Bereich der Medizin, der Wirtschaftswissenschaften sowie der *Virtuellen Saar-Universität*: Sie existieren, werden aber nicht durch strategische Aktivitäten forciert.

Konsequenz: (Unter anderem) explizites Kernkompetenzmanagement auf allen Ebenen, beginnend mit einer klaren Zielvereinbarung zwischen Präsidium und Ministerium zu nachprüfbaren Kernkompetenzen.

Mechanische Perspektive: Service statt Bürokratie!

Die mechanische Perspektive befaßt sich mit der Aufbau- und Ablauforganisation, deren Planung, Verwaltung, Kontrolle und Budgetierung. Entsprechend erfordert die Analysemethodik eine Auseinandersetzung mit Organisationsstrukturen, Kommunikationssystemen oder dem *Controlling*.

Die Studierenden vertreten die Position, daß die Universität des Saarlandes trotz der angestrebten Prozeßoptimierung in die falsche Richtung steuert: Zum einen gibt es eine wahrnehmbare Bürokratierhöhung, zum anderen eine verstärkte Entscheidungscentralisation (Beispiel: Laut Universitätsgesetz kann

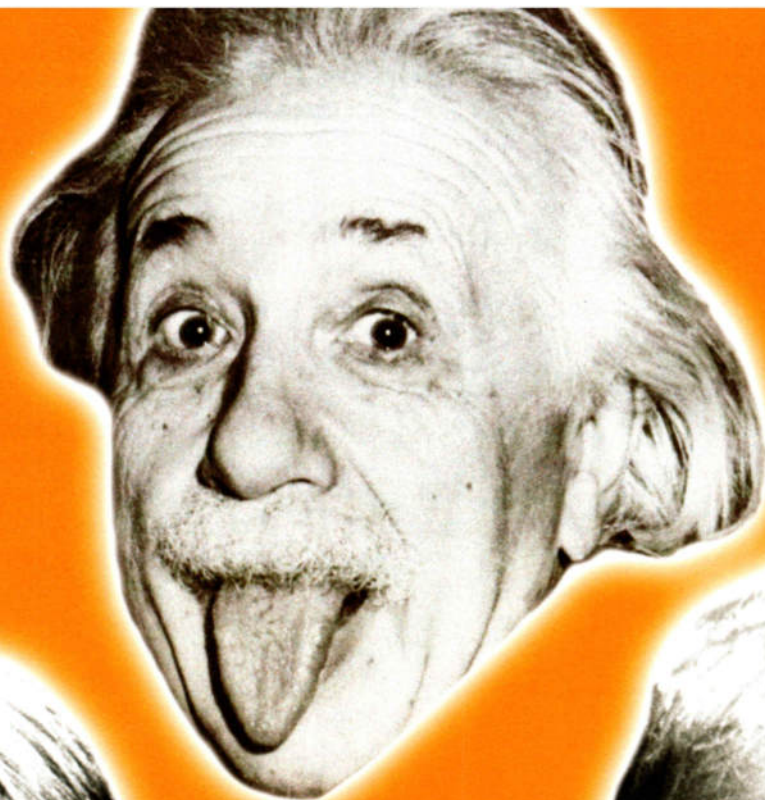
der Universitätspräsident im Präsidium nicht überstimmt werden). Es gilt daher, auf mehr Dezentralität und Autonomie zu setzen – was aber eine Gesetzesänderung impliziert.

Das Votum der Studierenden spricht dagegen, in der nächsten Zeit vorrangig das Rechnungswesen zu verbessern. Dies wäre so, wie wenn eine Mannschaft, die in der Vergangenheit meist 0:0 gespielt hat und jetzt Pluspunkte zur Vermeidung des Abstiegs braucht, ausschließlich auf einen Ausbau der Abwehr setzte. Es ist vielmehr effektiver, über innovative Vorschläge nachzudenken, etwa über Globalhaushalte auf Fakultätsebene. Sie würden die verschleierte Weiterführung der Kameralistik verhindern und zu einer eigenverantwortlichen Gestaltungsfreiheit auf Lehrstuhlebene führen, wenn diese mit ihren Finanzmitteln über Kalenderjahre hinaus disponieren könnte. Zudem ist es auch überlegenswert, die Universitätsverwaltung und ihre angeschlossenen Einheiten als Service-Institutionen auszurichten (wie es teilweise schon geschehen ist).

Organische Perspektive: Universität am Wendepunkt!

Aus der organischen Perspektive werden Organisationen als eigenständige Organismen betrachtet, die – wie alles Leben – bestimmte Charakteristika aufweisen und Wachstumsphasen durchlaufen. Der Umgang mit und das Überleben in hochkomplexen Umwelten wird danach nur dann möglich, wenn man begreift, daß Organisationen in ständigen Austausch- und Anpassungsverhältnissen mit der Umwelt stehen und sich organisch verändern.

Aus organischer Sicht geraten Organisationen in klar identifizierbare Krisen, die Folge einer natürlichen Entwicklung und nicht unbedingt falscher Entscheidungen sind. Nichtsdestoweniger muß man sie ernst nehmen und



Schlaue
Stromer
befinden
sich in
bester
Gesellschaft.

energis

adäquat auf sie reagieren. In einer Autonomiekrise beispielsweise wäre es die falsche Lösung, zu zentralisieren, und darauf zu verzichten, Entscheidungskompetenz an subsidiäre Einheiten zu delegieren. Die organische Analyse fokussiert methodisch auf historische Entwicklungs- und Wachstumsverläufe sowie die Beobachtung des Ausmaßes von Ressourcenkopplungen.

Laut Analyse der Studenten steckt die saarländische Universität (in der Terminologie der betriebswirtschaftlichen Wachstumsmodelle) in einer Mischung aus Autonomiekrise und Aristokratiephase. Erfahrungen anderer Universitäten haben gezeigt, daß man eine solche Krise über die Einrichtung autonomer und selbstverantwortlicherer Einheiten bewältigen kann. Für die Richtigkeit des Studierenden-Votums spricht die Eindeutigkeit der Befunde, da drei Analyseansätze zum analogen Ergebnis kommen.

Kulturelle Perspektive: Symbolik in die richtige Richtung!

Spätestens seit dem Bestseller *In Search of Excellence* von Peters und Waterman gilt die Organisationskultur als ein entscheidender Erfolgsfaktor. Die kulturelle Perspektive sieht daher Organisationen als Kultur- und Sinngemeinschaften. Diese „Kultur“ mit ihren unterschiedlich zu bewertenden Merkmalen erschließt sich dem geschulten Auge unmittelbar über eine Vielzahl von Wegen und gehört deshalb zu Recht zum Standard amerikanischer Managementkurse.

Danach analysiert man eine Kultur weniger über Fragebögen, sondern – wie vor allem der MIT-Professor Schein immer wieder erläutert – über qualitative Analyseverfahren und Beobachtungen. Zum Beispiel knüpft eine solche eher anthropologische Vorgehensweise am Internetauftritt des Untersuchungsobjektes an. Dort gibt es meistens eine Seite mit den besonders wichtigen Fotos. Wenn man jetzt auf diesen Fotos fast immer den Vorstandsvorsitzenden sieht, selten aber Kunden und nie Mitarbeiter, so spricht dies vor allem dann eine klare Sprache, wenn der Pressesprecher des Vorstandsvorsitzenden diese Fotos ausgewählt und niemand im Unternehmen mit Erfolg widersprochen hat. Wichtig ist auch der auf Konzepten der *American Psychiatric Asso-*

ciation basierende Ansatz des *Insead*-Professors Kets de Vries, bei dem es um pathologische Kulturen geht (nicht aber um pathologische Individuen!).

In der Semesterarbeit diagnostizieren die Studierenden zum einen dominante Grundwerte im Bereich der Forschung sowie der Naturwissenschaft beziehungsweise Informatik. Hier sprechen alle Artefakte eine klare und dieselbe Sprache. Zum anderen wurde eine zunehmend depressive Kultur lokalisiert: Sie wird in der Theorie unter anderem mit Vertrauensdefizit, Innenorientierung sowie mangelndem Interesse an Marktbedingungen beschrieben und ist an der Universität des Saarlandes im omnipräsenten Rekurs auf fehlende finanzielle Mittel erkennbar. Mögliche Begleiterscheinungen sind Führungsvakuum und „politische Spiele“.

Dies ist die schlechte Nachricht. Die gute Nachricht ist, daß man etwas dagegen tun kann. Der erste Schritt dazu ist, das Problem zu akzeptieren. Auf der sichtbaren Ebene gehört der Student in den Mittelpunkt – sei es durch Öffnungszeiten von Büros, oder dadurch, daß man bei der Renovierung von Hörsälen auf Lehrveranstaltungen mindestens die gleiche Rücksicht nimmt wie auf kommerzielle Veranstaltungen. Wichtig sind auch Leitfiguren: Im betriebswirtschaftlichen Bereich wären dies vielleicht nicht diejenigen, die sich primär als Unternehmensberater verstehen, sondern als Wissenschaftler und Hochschullehrer. Insbesondere die kulturelle Perspektive wird schnell unterschätzt. Doch gerade sie ist es, die profilbildende Identität und leistungsfördernde Motivation liefert.

Die Zielgruppe





HAUS

Bank1Saar

die persönlichere Note

ie Baufinanzierung der Bank 1 Saar. Damit Träume keine bleiben.

Intelligente Perspektive: Lernen – aber das Richtige!

Organisatorische Intelligenz entwickelt sich dann zum erfolgsfördernden Wettbewerbsfaktor, wenn ein Unternehmen aus geglückten oder nicht-geglückten Anpassungsprozessen lernt und dieses Wissen als Grundlage für weiteres Vorgehen nutzt. Das Faszinierende an dieser simpel erscheinenden Erkenntnis ist, daß sich Unternehmen zwar auf der einen Seite leicht zu intelligenten Systemen erklären, auf der anderen Seite aber eine Fülle von Mechanismen entwickeln, die sinnvolle Lernprozesse verhindern (wie gelernte Unfähigkeit oder Verdrängung).

Aus der intelligenten Perspektive leiten die Studierenden die Forderung nach einem verbesserten Umgang mit organisatorischer Intelligenz ab – in unserer Wissensgesellschaft eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Hier könnte die saarländische Universität ideell und finanziell interdisziplinäre Zusammenarbeit unterstützen. Schlimm wird es aber, wenn Organisationen das Falsche lernen – vor allem im Umgang mit Kritik und dem Einbringen von Verbesserungsvorschlägen. Hier gibt es bekannte Reaktionsmuster: die pauschalisierte Basiskritik der Methodeninkompetenz, die Bezugsgrößenkritik der punktuellen Erhebung, die Eigenimmunisierung durch Verweis auf unerkannte Leistungen, die Mythenbildung der Fremdinszenierung und die moralische Keule der Rufschädigung.

Aus dem Umgang mit der von den Studierenden vorgelegten Semesterarbeit wird man lernen. Viel wird davon abhängen, wie man mit den ambitionierten Studierenden umgeht, die sich vor dem Hintergrund ihrer universitär vermittelten betriebswirtschaftlichen Spezialkompetenz für das Wohl ihrer eigenen Universität engagiert haben. Hier sind positive Signale unübersehbar: Etwa als der Kultusminister, ein vorgebrachtes Defizit aufgreifend, einen saarländischen Preis für exzellente Lehre ankündigte und zudem das Angebot der kritischen Durchsicht aller Basisempfehlungen machte. Oder als der Prodekan der Abteilung Wirtschaftswissenschaft die Richtigkeit bestimmter Aussagen durch positive Erfahrungen mit Eigenevaluation der Lehre unterstrich. Oder als ein Vizepräsident den bildungspolitischen Mut der 200 Studierenden würdigte.

Virtuelle Perspektive: Mit den Besten in die Zukunft!

Die virtuelle Perspektive befaßt sich mit organisationalen Grenzen und ihrer Überwindung. Eine Möglichkeit ist ein „künstlicher“ Verbund von Kernkompetenzen, die aber nach außen mit einem *One-face-to-the-customer* auftreten (Beispiel: Nike). Eine andere ist es, mit modernen Informations- und Kommunikationstechnologien das Unternehmen virtuell nachzubilden.

Die Studierenden betonen unter anderem den letztgenannten Punkt, der bis zur *Virtuellen Saar-Universität* (VISU) reicht. Weitergehende Vorschläge laufen auf eine neue Form der Virtuellen Universität hinaus, die nicht nur einen universitätsweiten, sondern letztlich einen deutschlandweiten Verbund der verfügbaren Kernkompetenzträger anvisiert – eingebettet in ein pointierteres Integrations- und Medialisierungskonzept.

„Noch-lange-nicht-Schluß“-Bemerkung

Die Betriebswirtschaftslehre will Studenten ausbilden, die in unserer Wirtschaft, in unserer Gesellschaft und in unserem Land Verantwortung übernehmen und etwas zum Besseren bewegen – zu unser aller Nutzen! Die Semesterarbeit hat in dieser Hinsicht im Vorgehen und im Ergebnis gezeigt, welches Potential in den Studierenden steckt und wie man es zusätzlich positiv verstärken könnte. Die Kernbotschaft: Unsere Universität hat ihre positiven Seiten und eine Verbesserung von Defiziten müßte durch ein konstruktives Zusammenarbeiten möglich sein.

Für uns beide als Organisationsforscher beginnt jetzt ein besonders interessanter Teil: Bestätigt die Eigendynamik der Reaktionen auf die Befunde die studentische Analyse oder aber widerlegt sie diese? In jedem Fall: Die Veränderung der Universität geht noch lange weiter und auch die begleitende Forschung mit dem Untersuchungsobjekt „Universität“.

* Christian Scholz, Strategische Organisation. Multiperspektivität und Virtualität, *Landsberg/Lech (moderne industrie)* 2000.

Die Stadt als Bühne

Thesen zur städtebaulichen

Zukunft Saarbrückens

Von Rena Wandel-Hoefer

Beim nachfolgenden Text handelt es sich um den für die SAARBRÜCKER HEFTE bearbeiteten Vortrag, der am 23.3.2003 im Rahmen der vom Saarländischen Staatstheater und Kooperationspartnern veranstalteten Vortragsreihe *theatrum mundi – die Stadt als Bühne* gehalten wurde.

Stadt ohne Gedächtnis

Der Schriftsteller Italo Calvino entwirft in seinem Roman *Die unsichtbaren Städte* 55 Miniaturen, Visionen oder Gleichnisse imaginärer Städte. Darunter finden sich zwei Bilder, die ich an den Anfang meiner Überlegungen stellen möchte: das erste Bild, *Fedora*, erzählt von der Unmöglichkeit, die für alle und für alle Zeit gültige Ideal-Planung einer Stadt zu finden, das zweite, *Fillide*, erinnert uns daran, daß die Wahrnehmung der Stadt immer eine subjektive, mit individueller Lebenserfahrung verwobene ist.

Welches Innenbild ihrer Stadt haben die Einwohner von Saarbrücken? Wie nehmen sie ihre Stadt wahr, was bleibt in Erinnerung? Ist Saarbrücken identisch mit dem Postkarten-Bild der historischen Stadt, mit St. Johanner Markt, Schloß und Ludwigskirche? Oder gibt es emotionale Verbindungen mit Stadträumen aus unserer Zeit, von unserer Generation oder der unserer Eltern geschaffen? Fällt uns dazu mehr ein, als der von Hochhäusern flankierte und von der Stadtautobahn durchschnittene Flußraum mit Berliner Promenade oder die gesichtslose austauschbare Bahnhofstraße?

Das im Krieg weitgehend zerstörte Saarbrücken hat in den vergangenen fünf Jahrzehnten viele Ansätze von Stadtplanungskonzepten gesehen, von denen die meisten Fragment blieben und von denen die wenigsten gelungen sind. Dabei verstehe ich unter gelungenen Ansätzen diejenigen, die sich nach der medialen Verwertung ihrer Entstehungszeit im Alltag der Bewohner entfalten, verändern, verankern konnten und die versprechen, auch der Zukunft eine Basis zu bieten.

Die Lücken, die diese fragmentarisch umgesetzten Großkonzeptionen hinterlassen haben, wurden in den Diskussionen der letzten Veranstaltungen immer wieder aufgedeckt. Mein Nachdenken über die Zukunft Saarbrückens wird keinen Katalog von Reparaturvorschlägen präsentieren. Ich interpretiere das Thema dieser Gesprächsreihe, indem ich versuche, für Saarbrücken die Notwendigkeit, die Möglichkeit und die Chancen einer zeitgemäßen städtebaulichen Bühne aufzuzeigen, einer Bühne, für die die Zeit reif ist und die für die Zukunft der Stadt existentiell sein könnte.

Die Stadt als Bühne – Bühne als Verortung hypothetischer Lebensentwürfe und Stadt als reale Kulisse dieses Lebens –, dieses heute scheinbare Gegensatzpaar beschrieb in den Anfängen sowohl von Stadt wie von Bühne eine verflochtene Einheit, war Synonym für die Beziehung von Stadt, Gemeinschaft und Individuum und hatte damit eine zutiefst politische Bedeutung.

Für die Athener der perikleischen Zeit war neben der Agora das Theater auf dem Hügel Pnyx Zentrum der städtischen Gemeinschaft. Dort traf sich die *ecclesia*, die Versammlung aller Bürger Athens, vierzig mal im Jahr zu großen politischen Versammlungen. Das Theater war Bühne der politischen Rhetorik. Gleichzeitig bildeten die urbanen Räume die Bühne des individuellen Schicksals. Es war für einen Griechen jener Zeit nicht vorstellbar, daß sein Schicksal von Geschicken der *polis* getrennt werden könnte. Ebenso undenkbar war eine Trennung von Individuum und Stadtgemeinschaft, von Bühne und Bild der Stadt für die Bewohner der antiken Stadt Rom. Den Römern verdanken wir den Begriff des *theatrum mundi*. Für sie, deren Weltbild noch von der heidnischen Formel „sieh und glaube“ geprägt war, wurde die Stadt zur Bühne der Selbstvergewisserung der Gemeinschaft. Das steinerne Rom, in dem die Kaiser ihre Legitimität mit architektonischer Prachtentfaltung wortwörtlich untermauerten, fand sich verdichtet in der geschlossenen Form des Amphitheaters gespiegelt.

Ein krasser, aber vielleicht erhellender Zeitsprung ist es von der Stadt als Bühne und der Bühne als Welt in der Stadt der Antike in das Saarbrücken der 50er Jahre und bis heute. Die Stadt als Bühne der Gemeinschaft – spielte diese Idee in der Politik und Stadtplanung



Bahnhofstraße Ecke Reichstraße

Saarbrückens in den letzten 50 Jahren eine Rolle? Welches Bild von Stadtplanung hat das Verhältnis von Öffentlichkeit und Politik geprägt?

Nach dem 2. Weltkrieg entwickelte der französische Stadtplaner und Corbusier-Schüler Pingusson ein kluges und weitsichtiges Konzept für Wiederaufbau und Neugestaltung des weitgehend zerstörten Saarbrückens, ein Konzept, dessen Qualität wir heute sehen, das aber seinerzeit am Widerstand der Bevölkerung und der deutschen Verwaltungsspitze scheiterte. Ob Pingussons Ideen auch deshalb nicht zu vermitteln waren, weil er als Vertreter der Besatzungsmacht gesehen wurde, diese Frage ist heute müßig. Sein Kündigungsschreiben, mit dem er 1949 sein Engagement für Saarbrücken beendete, wirft jedoch eine grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Landespolitik und Landeshauptstadt auf, die leider nichts an Aktualität eingebüßt hat.

In seinem Schreiben bekundet Pingusson sein Erstaunen, „daß ein Staatsoberhaupt, Ministerpräsident und Aufbauminister nie das Interesse gezeigt hat, eine Diskussion mit den regionalen oder hauptstädtischen Verantwortlichen für die Stadtplanung zu führen und jede angebotene Entwicklungsmöglichkeit grundlos verschoben hat. (...) Der Verzicht, diese Möglichkeit zu nutzen, sowie jeden Tag mit ansehen zu müssen, wie man sich weiter von dieser Gelegenheit entfernt, ist eine Entscheidung, der ich mich nicht unterordnen kann. Es bleibt mir also nur übrig, mein Amt niederzulegen.“

Kann es sein, daß hinter dieser indifferanten Haltung der Landespolitik der Landes-

hauptstadt gegenüber eine tiefes Unbehagen an der eigenen Geschichte lag, die Angst vor dem öffentlichen Raum als Projektionsfläche dieser Geschichte? Die Heimatliebe der Saarländer wurde wie in keiner anderen Grenzregion in Deutschland immer wieder zu patriotischen Bekenntnissen motiviert, oder müßte man nicht richtiger sagen: verführt und instrumentalisiert? Vor dem 2. Weltkrieg war das Stadtbild Saarbrückens noch geprägt von sichtbarem öffentlichen Engagement und geschichtsbewußter Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt. Seit über 50 Jahren jedoch wird das Bild Saarbrückens geprägt durch den Rückzug der Bürger, der Geschäftsleute auf die private Parzelle und ihre abwehrende Distanz gegenüber den Konzeptionen häufig externer Stadtplaner. Verunsicherung an der Geschichte und damit auch an der Zukunft von Stadt und Land spiegelt sich auch im Verhältnis der heutigen Landespolitik Saarbrücken gegenüber.

Der Verlust des öffentlichen Lebens

Die saarländische Landesregierung hat im September 2000 ihr Programm für die Umstrukturierung der alten Grubenstandorte unter dem Titel *Industriekultur Saar* vorgestellt. Dieses Grundsatzprogramm für die Zukunft des Saarlandes geht mit lobenswertem Mut die heiligen Kühe des historischen Industriestandortes an. 200 Mio. Euro an Eigen- und Fremdmitteln sollen bis 2010 in die so genannten „Zukunftsstandorte“ Göttelborn, Reden, Völklingen investiert werden. Jedoch –

„Prunkstück“ Saarbrücker Bahnhof und sein Vorplatz





Inszenierte Stadt am Hauptbahnhof

welche weitreichenden Funktionen diese Zentren der Innovation für das kleine Saarland übernehmen sollen, Zielsetzungen, die im offiziellen Kommissionsbericht *Industriekultur Saar* formuliert wurden, diese Visionen lassen am Interesse der Landesregierung an der Landeshauptstadt, am Verständnis von deren politischer Bedeutung zweifeln:

„Göttelborn hat das Zeug dazu, die ‚Ikone des modernen Saarlandes‘ zu werden. Zumindest gibt es keinen anderen Standort, der dafür solche Voraussetzungen anbietet ... Göttelborn soll ... zur Zukunftswerkstatt ebenso wie zum Ort der kritischen Reflektion entwickelt werden. Dort sollten die Künste wieder zusammengeführt werden, die im Laufe des letzten Jahrhunderts aus dem gemeinsamen Haus ausgewandert sind: die Architektur, die Gartenkunst, das Design, die bildenden Kunst, die Musik.“

Der Verlust des öffentlichen Lebens in der Stadt und der Idee von Öffentlichkeit wird am Versuch deutlich, weit außerhalb Saarbrückens, in einer menschenleeren Industriebrache und ohne jeden Bezug zur Stadt, ein Laboratorium der Kreativität aus der Taufe zu heben.

Um die Maßstäbe zurechtzurücken, darf ich an ein paar Fakten erinnern: Das Saarland ist mit einer Mio. Einwohner nach dem Stadtstaat Bremen kleinstes Flächen-Bundesland. Saarbrücken liegt mit 183.000 Einwohnern auf

Rang 41 der deutschen Großstädte. Mit Universität, Musik- und Kunsthochschulen, Theater und Rundfunk hat Saarbrücken als drittkleinste Landeshauptstadt *noch* Chancen in der regionalen Konkurrenz zu Metz, Nancy, Kaiserslautern, Trier. Voraussetzung ist aber, daß sich die Landespolitik offensiv zur Landeshauptstadt bekennt. Saarbrücken hat Anspruch auf Größe und Bedeutung und auf einen herausgehobenen Platz in den Bereichen Infrastruktur, Bildung und Kultur. Dies ist die *wirksamste* Strategie, das Image des gesamten Saarlandes zu stärken.

Und – damit dieser Appell nicht als Wasser auf die Mühlen der Opposition mißverstanden wird: Saarbrücken ist für die zukünftige Selbständigkeit des Saarlandes zu wichtig, als daß seine Rolle zwischen Stadt- und Landespolitik bei wechselnden parteipolitischen Konstellationen ausgespielt werden darf. Stadt als Bühne erfordert aktive und kontroverse politische Debatten über die räumliche Hülle des Gemeinwesens, Konsens muß aber über die *Notwendigkeit* dieser Bühne bestehen.

Nun hat die Stadt als Bühne und als Welt ihren ganzheitlichen Bezug, den ich mit den Beispielen der Antike geschildert habe, nicht nur in Saarbrücken schon vor geraumer Zeit verloren. Hinter der Spaltung der Stadträume in ganz Europa liegen die Spaltungen zwischen individuellem Lebensentwurf und gemeinsamem Schicksal der Stadtgemeinschaft.

Richard Sennett zeigt in seinem Buch *Fleisch und Stein*, wie eng Erfahrung und Körperbild des Individuums mit dem Wesen der Stadtgemeinschaft verbunden sind, daß urbane Räume weithin durch die Weise Gestalt annehmen, wie die Menschen ihren eigenen Körper erfahren.

Der scharfe Schnitt der Lärmschneise

Im 19. Jahrhundert begann mit der Einführung der Technologien der Bewegung, des Gesundheitswesens und des privaten Komforts, der Funktion des Marktes, der Planung von Straßen, Parks und Plätzen in die Stadtplanung die Herauslösung des Individuums aus der Masse. Sennett schreibt: *„Städte, die ihre moderne Gestalt durch die spaltenden Tendenzen des Individualismus angenommen haben, sind geprägt durch die Routen, auf denen man die Städte verläßt, diese Fluchtbahnen des Individualismus leugnen im Kern ein gemeinsames Schicksal.“*

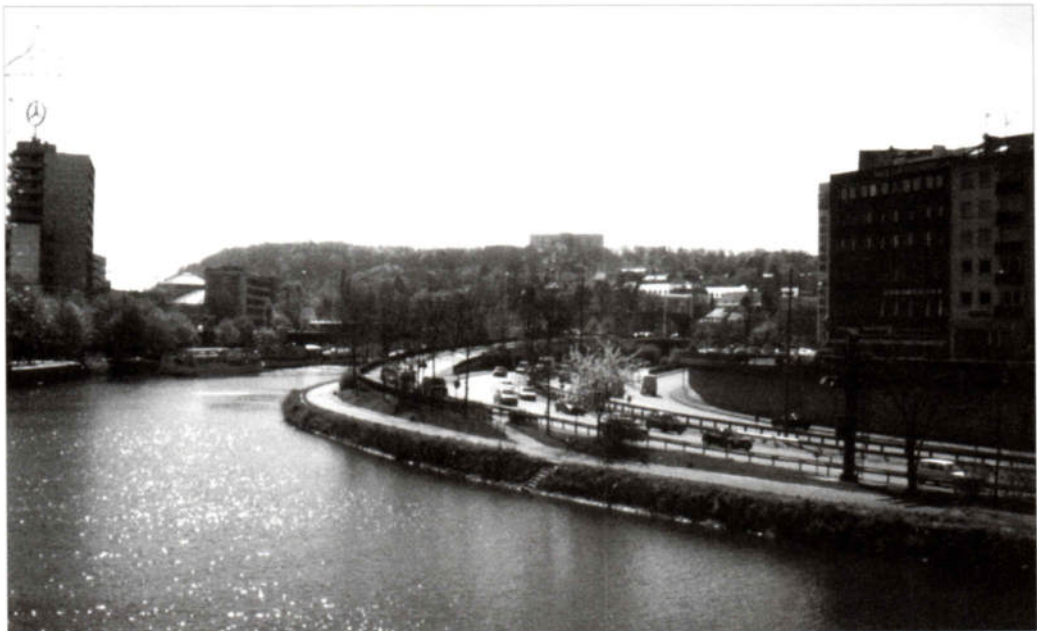
Die Mitte Saarbrückens wird heute beherrscht von der Stadtautobahn, Sinnbild der statistisch-mathematischen, von der Verkehrsplanung dominierten Stadtplanung der 50er Jahre. Der zuständige Baudezernent Feien, an dessen Widerstand auch Pingusson scheiterte, war Tiefbauingenieur. Statt die zerstörte In-

nenstadt als Wohnraum wieder aufzubauen, wurde mit der Stadtautobahn die Mitte der Stadt für Verkehrsströme geopfert, in denen sich diejenigen, die aus der Stadt in die Randgebiete ausgewichen sind, wieder in die Stadt hineinbewegen: zum Arbeiten, Einkaufen, zu kulturellen Veranstaltungen.

Man braucht sich nur exemplarisch den Neumarkt anzusehen, um zu erkennen, wie sehr der Stadtraum verarmt, das Gefüge der Stadt zerfallen ist: Vor den Zerstörungen des 2. Weltkriegs lag das gemeinsame lebendige Zentrum der zusammenwachsenden Städte Alt-Saarbrücken und St. Johann am Neumarkt. Der Platz war umgeben von öffentlichen Gebäuden, in denen sich das gesellschaftliche Leben Saarbrückens abspielte: im Städtischen Saalbau fanden Konzerte und Theatervorstellungen, Presse- und Bühnenbälle, Sport- und Schauveranstaltungen statt, der Platz selbst wurde zum Ort wichtiger politischer Kundgebungen. Heute sind die Fragmente des Platzes durch Hochwasserumfahrt und Brückenbauwerk zerschnitten und abgeriegelt. Wo früher die Luisenanlage Stadt und Saar verband, bricht sich heute der Verkehrslärm an der hohen Autobahnmauer.

In der enormen Lärmemission der Stadtautobahn liegt im übrigen ihre stadträumlich zerstörerischste Wirkung, eine Wirkung, der niemand entgehen kann und an der jeder noch

Die Stadtautobahn Richtung Wilhelm-Heinrich-Brücke





Luisenbrücke Blick Richtung Kultusministerium

so gut gemeinte Gestaltungsversuch im Umfeld scheitern wird. Der Lärmpegel der Autobahn liegt mit bis zu 80 dbA weit über den Richtwerten für Wohngebiete, ja selbst über denen für Industriegebiete und bewirkt bei Daueraufenthalt Gesundheitsschädigungen.

Diese Lärmschneise wird gekreuzt von der Wilhelm-Heinrich-Brücke, die bis zu fünf Meter über dem Platzniveau des historischen Neumarktes die Autobahn überwinden muß und die Sichtverbindungen von Ufer zu Ufer auf Augenhöhe der Fußgänger zerschneidet. Anfang der 70er Jahre wurden auf beiden Seiten der Wilhelm-Heinrich-Brücke Hochhäuser als „städtebauliche Mitte“ errichtet, wie es der damalige Baudezernent Krajewski formulierte, stolz darauf, die erste Stadtautobahn Deutschlands zu besitzen: *„In dem engen Tal wurde ein großer Raum um die Wilhelm-Heinrich-Brücke geschaffen, eine spürbare Mitte, welche die Trennung in die drei Stadtteile Alt-Saarbrücken, St. Johann und Malstatt-Burbach überwinden hilft“*. Die symbolische Geste ersetzte den öffentlichen Raum der Begegnung, der Kommunikation, der individuellen Erfahrung und Erinnerung. Den Bedürfnissen des Verkehrs und der schnellen Individualbewegung wurden die sinnlichen Ansprüche an den Raum geopfert. Oder wie Sennett formuliert: *„Die Bewegung hat dazu beigetragen, den Körper zu desensibilisieren.“*

Aber sind wir heute dagegen gefeit, verbliebene Fragmente öffentlichen Raumes neuen Götzen zu opfern? Ich erinnere an die Diskussion um ein Einkaufszentrum, für das die Politik allen Ernstes den Theatervorplatz, den Brückenkopf der Alten Brücke und die Gebäude von Wirtschafts- und Finanzministerium als möglichen Standort zur Verfügung stellen wollte.

Ein Einkaufszentrum als Stadtplanungssurrogat

Wie armselig ist unser Verständnis des öffentlichen Raumes und seiner gesellschaftlichen Bedeutung geworden, wenn Politiker einer Stiftung mit dem Titel *Lebendige Stadt*, hinter der die wirtschaftlichen Interessen des Einzelhandelskonzerns ECE stehen, auf den Leim gehen und ihr auf einem sogenannten „Innovationskongreß“ die Definition von der „Stadt als Bühne“ überlassen. Peter Neitzke, Publizist und Mitherausgeber der BAUWELT FUNDAMENTE, formuliert dazu pointiert:

„Minister, Oberbürgermeister, Dezernenten, Manager, Kulturschaffende, Wissenschaftler meinen selten dasselbe, wenn sie dieselben Wörter gebrauchen, eignen sich aber dazu, diese oder jene Sache von öffentlichem Interesse, mit ihrem Namen und ihrem ‚Engagement‘ als förderungswürdig zu beglaubigen. Eine im Herbst 2000 gegründete Stiftung ist eine solche Sache. Name und Programm sind affirmativ codiert (für Interessenten aus der Wirtschaft) und attraktiv (für das allgemeine Publikum): Stiftung Lebendige Stadt. Das hochmotivierte Personal will der Krise der Städte mit positiven Signalen, ‚stadttinnovativ‘ genannten Initiativen und leuchtenden Projekten entgegenzutreten. Die Stiftung wolle, heißt es, dazu beitragen, ‚Urbanität zu fördern und Auflösungstendenzen entgegenzuwirken‘. (...) Genauer steht in Paragraph 2 der Satzung: Die Stiftung widme sich ‚den europäischen Städten als Zentren für Leben, Arbeiten, Wohnen, Kommunikation, Kultur und Handel‘. Darüber, was diese einigermaßen dürftige Idee als wesentliches Interesse motiviert, klärt derselbe Paragraph auf: Man verfolge ‚ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts steuerbegünstigte Zwecke der Abgabenverordnung. – Urbanität lebendig steuerbegünstigt.“

Getarnt durch ein Programm gegen die „Auflösungstendenzen der Stadt“ betreiben die Geschäftspartner Stiftung und ECE die Auflösung der Stadt, zugunsten ihrer Funktionalisierung für das urbane Restprogramm „Kaufen und Verkaufen“. Wenn die Stiftung auf einem Innovationskongreß über „Die Stadt als Bühne“ diskutieren läßt, meint sie das Surrogat der Stadt aus Kulissen, Shows, Events und Mitmachaktionen, funktionierend wie ein

Theaterbetrieb, dessen Publikum, dafür hat es schließlich bezahlt, von der Intendanz erwarten kann, die jeweilige Inszenierung störungsfrei genießen zu können.

Warum konnte diese Stiftung – hoffentlich nur vorübergehend – das Ohr der Landesregierung und Einfluß auf die Stadtplanung in Saarbrücken gewinnen? Warum reagiert die Stadtplanung immer nur auf Anträge privater Investoren, statt gezielt zu lenken? Hat die Stadt kein Bild von sich selbst, gibt es keine für die Bürger verständlichen Ziele der Stadtplanung, die politisch getragen und langfristig verfolgt werden?

Stadtplanung in Saarbrücken muß Ebenen auf sehr unterschiedlichem Maßstab verbinden: Vom Oberzentrum in einem Agglomerationsraum, der weit über die Stadtverbands Grenzen bis nach Lothringen reicht, über den Stadtverband selbst mit seinen unterschiedlichen, ihre Individualität betonenden Unterebenen, die Innenstadt mit den historischen Kernstädten Alt-Saarbrücken und St. Johann, bis zu den kleinmaßstäblichen, aber nicht weniger wichtigen Problemen der Stadtteile, ja einzelner Nachbarschaften um Straßen und Plätze.

Auf der Suche nach einem Ort der Identifikation

Die öffentlichen Diskussionen über Stadtplanungsthemen bewegen sich seit geraumer Zeit im kleinsten Maßstab, bei Bürgerinitiativen für oder gegen – in der Regel gegen – Einzelprojekte, bei der Forderung nach Stadtteilmanagement und Sauberkeit, beim Kampf um Straßenbäume und Parkplätze. Diesen Diskussionen ist gemeinsam, daß sie mit großem Einsatz und guten Argumenten um Refugien des Individualismus kämpfen in einem Stadtgebilde, dessen Geschichte, dessen innere Zusammenhänge, dessen Bedeutung für das Land unverständlich oder gleichgültig geworden sind. Diese spaltenden Tendenzen des Individualismus zu überwinden, ist Herausforderung an Politik und Stadtplanung.

Angesichts der gesellschaftlichen Komplexität können städtebauliche Veränderungen heute nicht mehr durch Pläne befohlen und durch einfache Infrastrukturinvestitionen durchgesetzt werden. Sie verwirklichen sich nur noch dann, wenn alle Beteiligten ein akti-



Erlebnisräume:

*St. Johanner Markt (oben) und Fußgängerzone
Bahnhofstraße (Mitte)*

unten:

Bauruine Luisenstraße Nähe Bahnhofstraße

ves Interesse und persönliche Motivation in die gemeinsame Arbeit einbringen.

Die Frage nach den städtebaulichen Leitbildern der Zukunft wird in den meisten europäischen Städten gestellt. Gemeinsam ist Städten wie Regionen, daß das weltwirtschaftliche System bereits jetzt und erst recht in Zukunft Stadt nur noch in einem sehr eingeschränkten Sinn braucht; der ungeschützte Mensch dagegen braucht sie als sozialen und kulturellen Halt stärker denn je. Stadtbilder der Zukunft werden darum jenseits der Funktionalität wieder emotional verankert sein müssen, das Verhältnis von Stadt und Natur, unser Verständnis von Geschichte, die Rolle von Kultur und Kunst einbeziehen müssen.

Thomas Sieverts, der Städtebauer, Stadtforscher und Hochschullehrer, hat das so formuliert: *„Der Entwurf aktivierender Bilder und von positiven Atmosphären regt die Phantasie an und begrenzt die Leere der Unbestimmtheit mit einem Hoffungsraum als offen gestimmte Bühne, die zur Bespielung, Anregung und Inbesitznahme anregt.“*

Damit stoßen wir wiederum auf den Begriff der Bühne in der Stadt, diesmal als Projektion der spielerischen Imagination, aber auch als zentrales Bild der Identifikation.

Wo kann Saarbrücken diesen Ort der Identifikation für die Zukunft finden? Der öffentliche Ort der Vergangenheit, den sich die Bürger in den 70er Jahren zurückeroberten, der St. Johanner Markt, droht mittelfristig unter dem Übermaß emotionaler Funktion für die Innenstadt zu ersticken: Kneipendichte, Märkte, Feste, Kundgebungen kollidieren mit den Resten innerstädtischen Wohnens. Die Erwartungen an Idealbilder städtischer Öffentlichkeit verbiegen den Markt zur vordergründigen Heile-Welt-Kulisse und überdecken den unaufhaltsamen Niedergang der umgebenden Stadtviertel: die verrottende Berliner Promenade, die zunehmend mit Billigläden besetzte Bahnhofstraße, die heruntergekommene Viktoriastraße, sterbende Eisenbahn- und tote Kaiserstraße.

Wir müssen endlich sehen, daß das bißchen Altstadtfest-Kulisse vom Schloß bis zum St. Johanner Markt uns die Augen verkleistert für die brennenden Innenstadtp Probleme, für Leerstände und heruntergekommene Bausubstanz, für Vergreisung der schwindenden Wohnbevölkerung und Auszug der wenigen Dienstleistungs-Arbeitsplätze.

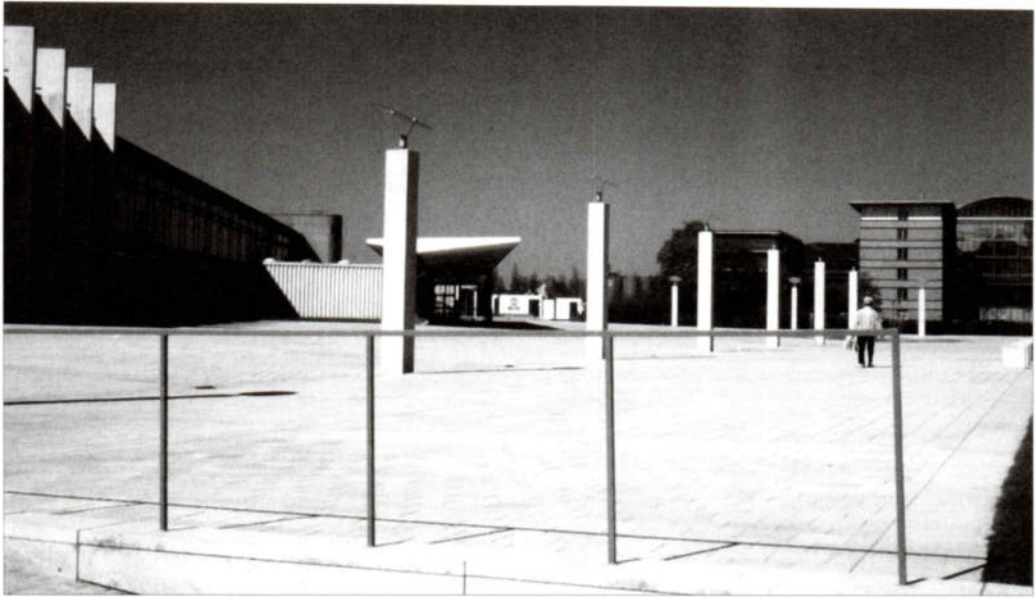
Seit zehn Jahren versucht der Städtebaubeirat Saarbrückens, den Blick auf die Mitte der Stadt und damit auf die Bühne ihrer Zukunft zurückzulenken. Der Städtebaubeirat, dessen Vorsitzende ich zur Zeit bin, ist ein Gremium unabhängiger und ehrenamtlich tätiger Stadtplaner und Architekten, die sich ihrer Stadt verpflichtet fühlen. Wir nehmen uns die Freiheit, ohne Rücksichtnahme auf parteipolitische oder sonstige Interessen, über die Zukunft der Stadt nachzudenken und uns zu Grundsatzfragen der Stadtplanung ungefragt zu Wort zu melden.

Stadt am Fluß

Genauso lange bemüht sich der Städtebaubeirat, Saarbrücken als „Stadt am Fluß“ in Erinnerung zu bringen und dies Schritt für Schritt als Zukunfts-Leitbild zu entwickeln. Alle wesentlichen Elemente der Stadt sind in Saarbrücken bereits um diesen Flußraum oder in seiner unmittelbaren Nähe versammelt: Theater und Museen, Gastronomie und Einzelhandel, Parlament und öffentliche Verwaltungen. Wie sehr dieses Thema im öffentlichen Bewußtsein gereift ist, zeigen viele Einzelvorschläge von Planern, Studenten, Bürgerinitiativen, von der Berliner Promenade über den Theatervorplatz, den unteren Schloßplatz bis zum Saarufer, die aber letztlich alle der Kernfrage der Autobahn ausweichen.

Ich bin überzeugt, daß sich jetzt ein Zeitfenster öffnet, in dem wir zeigen können, daß in dem kritischen Potential der Stadtautobahn, der größten städtebaulichen Sünde der Nachkriegszeit, auch eine einmalige Chance steckt. Ihre Ausweisung als Bundesautobahn hat sie bisher aus dem Gestaltungsfokus der Stadtplaner ausgeblendet. Seit Jahren kurieren wir an Symptomen, die letztlich nur Folge der Stadtautobahn sind, ja schlimmer noch, wir drohen diese Probleme weiter zu zementieren, indem zum Beispiel die Hochwasserproblematik zur angeblich wichtigsten Fragestellung publizistisch aufgebauscht wird.

Wir müssen die doppelt und dreifach den Flußraum vereinnahmenden Asphaltbänder als städtische Magistrale begreifen, als Kernstück der Stadt, auf dem nicht wie in einem Hinterhof die innerstädtischen Verkehrsprobleme abgeladen und vergessen werden können, als ein Gebilde, das weder in seiner Or-



Bühne ohne Publikum, der neu gestaltete Johannes-Hoffmann-Platz vor der Kongreßhalle

ganisation noch in seiner raumgreifenden Form unabdingbar oder unveränderlich ist. Der Städtebaubeirat bereitet zur Zeit ein erstes öffentliches Symposium zum Thema „Stadtmitte am Fluß“ für den 12. Juni vor. In diesem Symposium sollen nach intensivem Austausch mit Stadt-, Verkehrs- und Landesplanung realistische Visionen vorgestellt und diskutiert werden.

Im Leitbild der „Stadt am Fluß“ ist die ganze Tradition der europäischen Stadt enthalten, die Erinnerung an das geschichtliche Erbe, die Verbindung mit der Natur des Landschaftsraumes, der Reichtum von Kunst und Kultur, aber auch der soziale Aspekt der Freude und Selbstentfaltung.

Die Stadt am Fluß könnte wieder zum Raum kollektiver Erinnerung und persönlicher Erfahrungshintergründe für alle Bürger der Stadt werden, aber auch für diejenigen, die die Stadt in der Zukunft aufnehmen und integrieren wird. Die Mitte der Stadt würde ihren Bürgern zurückgegeben. Sie würde zur Bühne in der Stadt und für die Stadt. Diese lebendige Mitte könnte vielfach ausstrahlen: in die umgebenden Stadtviertel ebenso wie in die Region. Das Netz der auseinanderfallenden Stadtteile würde über die gemeinsame Mitte und intensivere Verbindungen wieder fester miteinander verknüpft. Richtig gesetzte Prioritäten der Stadtplanung könnten verkrusteten Stillstand in der Umgebung auflösen,

der Resignation motivierende Visionen entgegensetzen und die Verödung der Innenstadt umkehren. Das Wohnen könnte leicht zurückfinden in eine ruhigere, erlebbare Stadtmitte. Saarbrücken könnte sich im Wettstreit der Regionen mit einem dynamischen und strahlkräftigen Innenstadtbild präsentieren.

Ich weiß, daß der Weg zu dieser realistischen Vision gerade erst beginnt, daß wir das öffentliche Interesse für Geschichte und Zukunft Saarbrückens motivieren und ehrliches politisches Bemühen einfordern müssen. Ich schließe mit Thomas Sieverts: *„Ohne lebendige Bilder einer besseren, menschlicheren Stadt, ohne das Prinzip Hoffnung ist kein auf eine bessere, menschlichere Stadt gerichteter Städtebau denkbar.“*

Literaturhinweise:

Italo Calvino, Die unsichtbaren Städte. Roman, München / Wien 1984.

Marlen Dittmann, Von der verkehrsgerechten zur bürgergerechten Stadt? Konzepte, Probleme, Ergebnisse aus 45 Jahren Stadtplanung in Saarbrücken, Vortragsmanuskript.

Richard Sennett, Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation, Berlin 1996.

Elisabeth Blum / Peter Neitzke, Boulevard Ecke Dschungel. Stadtprotokolle, Hamburg 2002.

Thomas Sieverts, Fünfzig Jahre Städtebau. Reflexion und Praxis, Stuttgart / Leipzig 2001.

Shop till you drop

Die Stadt und das Center

Von Igor Torres

Seit Ende vergangenen Jahres diskutiert Saarbrücken Pläne für ein neues Einkaufszentrum. Mit einer Entscheidung für Standort und Investor wird nach der Sommerpause des Stadtrats gerechnet. Im nachfolgenden Text untersucht der Architekt Igor Torres die Wechselwirkungen von Kommerz und urbaner Lebensqualität. Der Städtebaurat erörterte am 12. Juni in dem Workshop *Stadt am Fluß* die Entfaltungsmöglichkeiten von Leben und Wohnen, von Kommerz und Kultur in Saarbrücken. Seine Ergebnisse wurden der Öffentlichkeit am selben Tag um 19.00 Uhr in der Architektenkammer in Saarbrücken vorgestellt.

„Wenn die Passage die klassische Form des Interieurs ist, als das die Straße sich dem Flaneur darstellt, so ist dessen Verfallsform das Warenhaus. Das Warenhaus ist der letzte Strich des Flaneurs. War ihm anfangs die Straße zum Interieur geworden, so wurde ihm dieses Interieur nun zur Straße, und er irrte durchs Labyrinth der Waren wie vordem durch das städtische.“¹

1 Walter Benjamin,
Charles Baudelaire –

Ein Lyriker im Zeitalter
des Hochkapitalismus,
Gesammelte Schriften I,
Frankfurt/M 1972.

2 Rem Koolhaas,

Shopping – Harvard Project
on the City, in: *Mutations, Arc
en Rêve centre d'architecture*,
Bordeaux 2000.

3 Charter of the New Urbanism,
Congress for the New Urbanism,
San Francisco 1993.

Dieser *Flaneur*, Prototyp des städtischen Fußgängers zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hat sich zu dessen Ende in den Passanten verwandelt, der eilig, zielorientiert und gleichgültig Einkaufszonen durchquert, die in ihrer Gleichförmigkeit keinen Anlaß zum Verweilen und Kommunizieren geben. Als Reaktion darauf entwickelte der Handel einen neuen Stadtbaustein, der die Stadt zu einer Bühne räumlicher und sinnlicher Inszenierungen macht, einen transitorischen, kommer-

ziellen Raum, in dem die Besucher durch flüchtige, schnell konsumierbare visuelle und akustische Reize einer ständigen Simulation von Urbanität ausgesetzt sind – das Shopping-Center.

Einkaufszentren können im Gegensatz zum ortsansässigen Handel auf wachsende Erlöse verweisen. Dieser empfindet sie deshalb als Bedrohung. Urbanisten lehnen sie als stadtfreundlich ab. In der Entwicklung der Gesellschaft zur sogenannten Freizeit- und Spaßgesellschaft, im Verzicht auf kulturelle und soziale Partizipation zugunsten der Identifikation durch Konsum formuliert sich eine eindeutige Aussage: „Shopping ist die fundamentale Seinsweise des Menschen im globalen Dorf (...) Es scheint unvermeidlich, daß die komplette Sättigung der Welt mit Shopping Auswirkungen auf die Architektur haben wird.“²

Jetzt wird Saarbrücken als Standort für ein weiteres Center gehandelt. Die Stadtverwaltung befürwortet das Projekt, da sie sich zusätzliche Steuereinnahmen und Arbeitsplätze erhofft, sowie eine verbesserte Position gegenüber der stark wachsenden Konkurrenz im Umland. Ein neues Shopping-Center bietet eine Menge Konfliktstoff zwischen Verwaltung, Bürgern, Denkmalschützern, Architekten und ansässigen Einzelhändlern, weil sich mit ihm grundsätzliche Fragen der Stadtentwicklung verbinden. Es sind Fragen, die Architekten seit langem an die Zukunft europäischer Städte richten.

Die Stadt

Was die europäische Stadt ausmacht, ist heute unklarer denn je; schon der Begriff ist problematisch. Europa hat eine ungeheure Vielfalt an Strukturen und Formen städtebaulicher Gefüge entwickelt. Komplexität und Widerspruch kennzeichnen die Lage. Im Vergleich mit der amerikanischen Stadt und dem *new urbanism*³ als scheinbares US-amerikanisches Spiegelbild gewinnt die europäische Stadt dennoch Kontur. Sie hat im 19. und 20. Jahrhun-



dert tiefgreifende Veränderungen ihrer Funktionen erfahren, ein Prozeß, der sich in den letzten Jahrzehnten beschleunigt hat. Sie kann die Erwartungen, die über Jahrhunderte an sie gerichtet wurden, nicht mehr erfüllen; neue, teils widersprüchliche Anforderungen werden an sie gestellt.

Die Städte um 1900 waren im allgemeinen die Zentren politischer Funktionen mit einer relativ stabilen Bevölkerungsschicht, die diese Funktionen ausfüllte. Als Verkehrsknotenpunkte konzentrierten sie die Verwaltung auf sich; sowohl der innerstädtische Kern als auch die Peripherie wurden als Produktionsstandorte genutzt. Einer zahlenmäßig großen Wohnbevölkerung stand ein dichtes und nur hier verfügbares Freizeit-, Bildungs-, Wissens- und Informationsangebot zur Verfügung. Stadt und Land waren eindeutig voneinander abgegrenzt – im Mittelalter durch die Stadtmauer noch klar definiert. Gerade diese klare Abgrenzung ist heute aufgehoben, die von Thomas Sieverts beschriebene Zwischenstadt⁴ die Realität. Die kompakte Stadt der kurzen Wege war im 19. Jahrhundert die Stadt des Industrieproletariats. Die einzige Möglichkeit, den sozialen, ökologischen und ökonomischen Zwängen der Stadt zu entfliehen, war der Auszug aus ihr. Die steigende Individualisierung der Gesellschaft artikulierte zugleich eigene Vorstellungen von Wohnen und Leben.

Gleichzeitig begannen Architektur und Stadtplanung alternative Städtebaumodelle zu entwickeln, um die Situation in den Städten zu verbessern. Diese mündeten schließlich in der *Charta von Athen*⁵, die wie kein anderes Manifest der Moderne weitreichende Folgen für die Stadt haben sollte. In der Charta wurden anhand der untersuchten Verhältnisse in mehreren Städten allerdings recht allgemein gehaltene Verbesserungsvorschläge gemacht. Die neue Stadt, bei Le Corbusier die *Cité Radieuse*, wurde in funktionelle Zonen (Wohnen, Arbeiten, Verkehr, Erholung) eingeteilt und im Gegensatz zur alten Stadt, in der diese vertikal gestapelt und durchmischt waren, nun entmischt und in die Fläche verteilt. So beschränkten sich etwa die Wohnbauten vorrangig auf inselhafte Wohnhochhäuser, großzügig von Abstandsgrün umzäunt. Dieser Stadtentwurf wurde schnell zu einem Dogma der damaligen zukunftsgerichteten Städteplanung und für Architekturschulen und Planungsbüros quasi obligatorisch. Mit dem Ziel, die Städte von den durch die Industrialisierung verursachten Problemen zu befreien, verbunden mit einer starken Fixierung auf den Massenindividualverkehr, wurde der städtische Raum völlig verändert, und „die Stadt ergoß sich wie überkochende Milch über das Umland“⁶. Die Innenstadt verödete zugunsten eines rationalen Gefüges aus nebeneinan-

Schöne neue Einkaufswelt: Die Firma Management für Immobilien Mfi aus Essen plant ein Einkaufszentrum Ecke Reichs-, Trierer- und Viktoriastraße; Ausriß SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 29.11.2002

4 Thomas Sieverts,
Zwischenstadt, zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Bauwelt-Fundamente 118, Braunschweig 1997.

5 Le Corbusier,
Charta von Athen. Texte und Dokumente, Kritische Neuausgabe, Bauwelt-Fundamente 56, Braunschweig, 2. Aufl. 1988.

6 Bogdan Bogdanovic,
Die Stadt und der Tod. Essays, Klagenfurt 1993.

derliegenden Wohn-, Arbeits-, Konsum- und Freizeitflächen, deren Qualität sich nun im Vergleich zur Stadt der Jahrhundertwende verbessert hatte, jedoch unter Preisgabe ihrer Geschichte, Vielfalt und Lebendigkeit.

Eine erste Kritik dieser Verhältnisse äußerte zu Beginn der 60er Jahre Jane Jacobs, die in *Tod und Leben großer amerikanischer Städte* vor allem die in Folge der Flächensanierung betriebene Zerstörung der gewachsenen Stadtstruktur anprangerte. Die neuen Siedlungen seien „wahre Muster an Langeweile und Uniformität, fest verriegelt gegen jegliche Schwungkraft und Lebendigkeit des Großstadtlebens“.⁷

Im 21. Jahrhundert entdecken Architekten und Städteplaner die europäische Stadt alten Musters wieder, und so kommt der Städtebau nun bei einem Stadtentwurf an, der am Ende des 19. Jahrhunderts Anlaß für radikale Gegenentwürfe war. Bei dem Versuch, die soziale und technische Revolution in den Städtebau zu übersetzen, wurde die Stadt europäischen Typs beinahe zerstört. Als Konsequenz der digitalen Revolution (Globalisierung, Internet, Individualisierung) versucht man nun, Stadt erneut als ein formbares Produkt zu begreifen und zu revolutionieren. Funktionsmischung und Dichte sind die Zauberwörter; Wohnen, Arbeiten,

Freizeit, Mobilität und Kommunikation sollen ihren Platz inmitten der Stadt zurückerobern. Urbanität wird angestrebt – die Mischung aus Boulevards, Cafés, Restaurants, Ladengalerien und Passagen, darüber angeordnet Büros und Wohnungen. Zusätzlich sollen Kinos, Theater und sonstige Kultur- und Freizeiteinrichtungen angeboten werden.

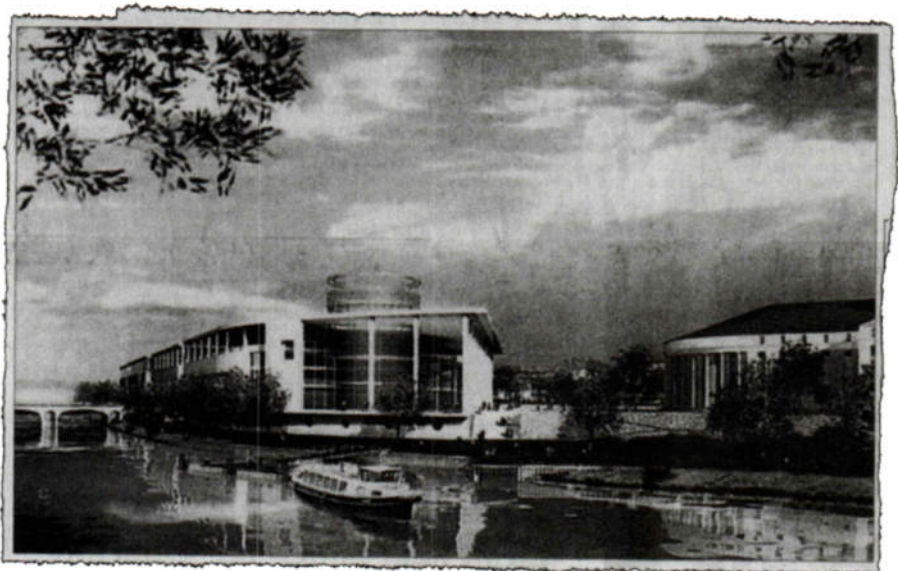
Stadt und Handel

Heute ist angesichts leerer Kassen die Handlungsfähigkeit der Städte stark eingeschränkt. Der Handel wird als möglicher Retter auserkoren. Er reagiert darauf mit Schlagwörtern wie *24-Stunden-Stadt*, *Erlebniswelt*, *Eventstadt*. Renditedenken und Wegwerfarchitektur entwickeln jedoch neue Schreckensszenarien. Die Gefahr steckt in den verführerischen Bildern der Investoren, die flott gezeichnet und ohne Bezug zu ihrem Standort unreflektiert propagiert werden. Die Stadt degeneriert zu einer künstlichen, vom Kapital am Leben gehaltenen Inszenierung.

Ob es sich um die Entwicklung der griechischen Polis handelt, die ohne die Agora als ihr räumliches (Handels-) Zentrum nicht zu denken ist, oder um die Wiederauferstehung der europäischen Stadt im Mittelalter, die ihr erstes

⁷ Jane Jacobs, *Tod und Leben großer amerikanischer Städte*, Bauwelt-Fundamente 4, Braunschweig 1963.

Kommerz- und Kulturtempel:
Die Hamburger ECE-Projektmanagement GmbH will anstelle des Finanzamts ein Einkaufszentrum bauen;
AUSRIß SAARBRÜCKER ZEITUNG
vom 29.11.2002



Bürgertum aus den ansässigen Händlern rekrutierte und mit der Partizipation von Gilden und Zünften an der Regierung der Städte einen Meilenstein auf dem Weg zur modernen Gesellschaft setzte – schon immer war der Handel ein Motor der Stadtentwicklung. Im 19. Jahrhundert führten Industrialisierung, Eisenbahn und eine städtische Versorgungstechnik, die es erlaubte, Menschenmassen zu jeder Tages- und Nachtzeit auf engem Raum zu konzentrieren, zur Ausbildung der großen Städte und Metropolen. Dort entstanden in zentraler Lage die ersten Einkaufsstrassen, Passagen und schließlich Kaufhäuser. Paris, die „Hauptstadt“ des 19. Jahrhunderts, gilt als Prototyp schlechthin einer fruchtbaren und erfolgreichen Beziehung von Bahn, Boulevard und Konsumtempel.

Steigender Wohlstand, ausgebauter Transport- und Kommunikationsnetze führten im 20. Jahrhundert zu Suburbanisierung und Peripherisierung der Städte. Wo die moderne Industriegesellschaft nicht auf städtische Strukturen traf, entwickelte sie völlig neue Siedlungsformen, die mit der überkommenen Gestalt der europäischen Stadt nichts gemein haben. Im Ruhrgebiet zum Beispiel verstädterte das Umland, der überkommene Gegensatz von Stadt und Land wurde zugunsten eines Gemenges von Arbeiterdörfern und Industrieanlagen, in dem die Ortsmitte durch eine Fabrik markiert ist, aufgehoben. Mit der Suburbanisierung und der Entstehung von Unterzentren wandern immer mehr Funktionen, die einst die Kernstadt auszeichneten, an die Stadtränder oder sogar ins Umland ab. Der Handel folgt diesem Prozeß; Supermärkte und Einkaufszentren erobern die „grüne Wiese“.

Folge des Umzugs ins Umland und gestiegener Mobilität ist eine abnehmende Identifikation mit der Heimatstadt. Bei der Wahl des Einkaufsorts geben Kriterien des kostengünstigsten Angebotes, der Erreichbarkeit sowie der problem- und kostenlosen Parkmöglichkeit den Ausschlag. Der Konsum ersetzt sukzessive das öffentliche

Leben. Die amerikanische Stadt, in der das Auto den öffentlichen Nahverkehr abgelöst hat, wird zum Prototyp einer Stadtbaukultur ohne Stadt im europäischen Sinne. Die Umlandgemeinde mit Autobahnanschluß tritt an deren Stelle und das Einkaufszentrum auf der grünen Wiese ersetzt das Konsumangebot einer ganzen City.

Noch gravierender wirken sich die qualitativen Veränderungen der Sozialstruktur aus, die mit dem Prozeß der Suburbanisierung einhergehen. Die sozial, politisch, ökonomisch und kulturell aktive Bevölkerung konzentriert sich im Umland, während die Kernstadt zum Auffangbecken sozialer Randgruppen wird. Mit der Privatisierung des öffentlichen Raumes werden die Bevölkerungsschichten ausgeschlossen, die ökonomisch nicht in der Lage sind zu partizipieren. Was die Stadt über Jahrhunderte ausgezeichnet hat, die Fähigkeit zur Aufnahme und Verschmelzung unterschiedlichster Lebensentwürfe, macht einem ökonomischen Selektionsprozeß Platz.

Das Center

Center sind, wie das Bundesverfassungsgericht definiert, „von vornherein einheitlich geplante, finanzierte, gebaute und verwaltete Gebäudekomplexe mit mehreren Einzelhandelsbetrieben verschiedener Art und Größe“⁸. Als Erfinder der Shopping Center gilt der aus Wien stammende amerikanische Architekt Victor Gruen. Das erste Modell – gewissermaßen den Prototyp – eines regionalen Einkaufszentrums konnte Gruen 1951–54 bezeichnenderweise in Detroit realisieren, der Stadt, in der das Fließband und damit die preisgünstige Massenproduktion des Automobils seine Wiege hatte. Eine Erfindung, die die Welt verändern und – mit der unaufhaltsamen Entwicklung der Vororte – eine tiefgreifende Umgestaltung der Stadtlandschaft vorantreiben sollte. Gruens ursprüngliche Absicht war es, einen *urban organism* zu schaffen, der „den

⁸ MSWKS NRW, Innerstädtische Einkaufszentren, Anforderung und Integration, 1999.

Kaufrausch in der
Bergwerksdirektion:
Derzeit favorisiert die Stadt
Saarbrücken eine Erweiterung
der Saargalerie nach dem
Entwurf der Firma Manage-
ment für Immobilien Mfi aus
Essen; Ausriß SAARBRÜCKER
ZEITUNG vom 1/2.2.2003



Geist des antiken griechischen und römischen Marktplatzes vermitteln⁹⁹ sollte.

Bereits im 18. und 19. Jahrhundert finden sich in europäischen Metropolen Vorbilder des Shopping Centers in den Passagen, Galerien und Kaufhäusern – öffentlich anmutender, gleichwohl privater Stadtraum (z.B. *Galerie Vittorio Emanuele II*, Mailand). War dieser Bautypus früher in die Stadt integriert und wuchs mit ihr, so hat er sich heute von ihr emanzipiert und ist den Bewohnern in die Stadtrandlagen und das Umland gefolgt, wo Doppelhaushälften mit Garage und Abstandsgrün sich aneinanderreihen und Bauland kosten- und verkehrsgünstig ist. Eine Trendwende scheint sich nun anzubahnen, da in Europa Center nur noch in städtebaulich integrierten Lagen genehmigt werden sollen. Das Center kommt zurück in die Stadt. Die neue städtebauliche, ökonomische, soziale und ökologische Herausforderung heißt Integration der Einkaufszentren ins bestehende Stadtgefüge.

Auch die USA haben aus der Vergangenheit gelernt. Nach der leidvollen Geschichte des Niedergangs der Innenstädte seit Mitte des 20. Jahrhunderts und dem Versagen der Steuerungselemente der öffentlichen Hand,

versuchen seit Beginn der 1990er Jahre zahlreiche Städte in den USA, sich am Modell der europäischen Stadt zu orientieren. Statt Autos sollen Fußgänger Straßen und Plätze beleben. So baut ausgerechnet die Autostadt Los Angeles wieder ein Schienensystem auf. Die Revitalisierung des heruntergekommenen Hollywood soll nicht zuletzt durch eine neue Untergrundbahn nach *Downtown* gefördert werden.

Die innerstädtischen Center sind komplex verwobene Konstrukte, in denen der Handel zunehmend mit Dienstleistung und *Urban Entertainment* zusammenwächst, Gebilde, die Stadtstrukturen annehmen, jedoch nach innen gerichtet sind, zur Stadt hin aber undurchlässig. Die neue Fokussierung der Einkaufszentren auf die Stadt, auf Stadtmitte, Stadtteile und Vorstädte verwandelt ein ehemals autonomes Handelsgebilde außerhalb der gewachsenen Stadt in einen schwierigen neuen Baustein innerhalb des vielschichtigen städtischen Gefüges. Sie konkurrieren mit der Stadt um deren angestammte Qualitäten wie Dichte, Angebot an Waren und Dienstleistungen, Plätze und Wege, Atmosphäre, Ambiente, Landschaft, Vergnügen und Feste. Kurz: Diese Center erheben den Anspruch, Stadt ersetzen

⁹⁹ Victor Gruen,

The Heart of Our Cities. The urban crisis: diagnosis and cure, New York 1964.

zu können, städtisches Leben als Idylle zu simulieren, ohne soziale oder politische Fragen aufzuwerfen.

Inwiefern dies den Untergang oder den Erhalt der europäischen Stadt bedeutet, hängt von vielen Faktoren ab: von der Standortwahl zum Beispiel oder der Gestaltung eines Centers. Offen angelegt, kann es als Initialzündung auf die Entwicklung der direkten Umgebung wirken und damit sogar zum Erhalt der urbanen Stadt beitragen. Anstatt nur der Massenproduktion der Konsumgüterindustrie und global agierenden Handelsunternehmen eine Plattform zu bieten, können Center auch kleinmaßstäblich handeln, indem sie regionale und lokale Angebote aufnehmen und Raum für andere Geschäftsformen schaffen. Das macht sie natürlich zur Konkurrenz für den ortsansässigen Einzelhandel.

Wenn es gelingen soll, mit dem Center einen Anreiz für neue Orte öffentlichen Lebens in der Stadt zu schaffen, gilt es Leitlinien zu beachten, wie sie zum Beispiel die *Erklärung von Malaga* 1999 bzw. die *Leipziger Erklärung* 2001¹⁰ formuliert haben:

„Regionaler Markt. Center können dann eine lokale Identität aufweisen, wenn die Mehrzahl der Einzelhändler aus der Region stammt und regionale Produkte auf den Markt kommen. Center sind in der Lage, aufgrund ihres Branchenmixes die Diversifikation des Handels und die Kleinteiligkeit des Angebotes gegenüber der Innenstadt ergänzend zu sichern.

Planungskultur. Center in der Stadt müssen gemeinsam vom Projektträger und der Kommune konzipiert werden, um für beide Seiten eine langfristig stabile Entwicklung zu gewährleisten. Dies leistet ein tragfähiger Rahmenplan. Damit ist eine hohe Verantwortung und Stärkung des Bürgersinns, der Politik und der Gestaltung verbunden. [...]

Stadtbild. Center in der Stadt müssen die Identität der Stadt respektieren und fortschreiben. Dazu zählt das Bild der Stadt ebenso wie das in der Regel feingliedrige Gefüge aus Parzellen,

Straßen, Plätzen und Landschaftsräumen.“

Fazit

Trotz der Behauptung, Stadtplanung sei gegenüber dem weltumspannenden Markt ohnmächtig, besteht nach wie vor ein politisches Monopol, das bestimmt, wo und in welchem Kontext sich die Stadt entwickelt. Kein Einkaufszentrum entsteht ohne Planungsrecht, kein Neubau- oder Gewerbegebiet wächst einfach aus dem Acker, und kein Kilometer Autobahn wird gebaut, ohne daß der Staat zuvor die Rahmenbedingungen festgelegt hat. Dazu zählen eine weitsichtige, durchsetzungsfähige Stadtplanungs- und -entwicklungspolitik, die Vorgänge antizipiert, selbst das Tempo vorgibt und nicht den Entwicklungen hinterherläuft, ebenso wie eine interessierte und engagierte Bevölkerung, die sich aktiv an solchen Prozessen beteiligt. Zu dieser Baukultur gehören seriös durchgeführte Architekten-Wettbewerbe statt der bunten, von Investoren gelieferten Bilder, in denen nicht der städtische Kontext, sondern die geplante Bruttogeschoßfläche den Maßstab und die Kulissenarchitektur als bunter Mix der Baustile das Aussehen vorgeben.

In der Diskussion über ein Center, wie jetzt in Saarbrücken, müssen nicht nur die Historie der Stadt berücksichtigt, sondern auch Visionen für ihre Zukunft entwickelt sowie ein fairer Wettbewerb zwischen den konkurrierenden Stadt- und Handelsmodellen hergestellt werden. Solange Straßenbau dem öffentlichen Nahverkehr vorgezogen wird, Umlandgemeinden Gewerbegebiete zum subventionierten Selbstkostenpreis abgegeben, das Wohnen auf der grünen Wiese stärker als die Altbausanierung gefördert wird und Steuergelder in der Stadt erwirtschaftet, aber im Umland gezahlt und ausgegeben werden, solange hat eine nachhaltige, zukunftsorientierte Stadtentwicklung keine Chance.

¹⁰ Erklärung von Malaga, Europäischer Kongreß für Handel und Stadt, Torremolinos, Malaga 1999; Leipziger Erklärung, Kongress Leipzig 2001.

Das Wort des Führers ist unser Befehl

Heinrich Schneider,
ein deutscher Patriot
Von Erich Später

Es war ein Auftrag von höchster nationaler Bedeutung. Die mit Leitern, Werkzeugen und Blechschildern bewaffneten „Arbeiterkolonnen“ der Saarbrücker Stadtverwaltung handelten im Sinne des saarländischen Landtagspräsidenten und Führers der *Demokratischen Partei Saar* (DPS), Heinrich Schneider.

In den letzten Monaten des Jahres 1956 wurde das Straßenbild Saarbrückens von allen Erinnerungen an den „nationalen Verrat“ der Jahre 1945-55 gesäubert. Die Fraktion der DPS, die im Saarbrücker Stadtrat über die absolute Mehrheit verfügte, hatte mit Unterstützung der CDU am 25. September 1956 beschlossen, die unter der Regierung Hoffmann „obwaltenden antideutschen Instinkte“ im öffentlichen Raum auszumerzen.

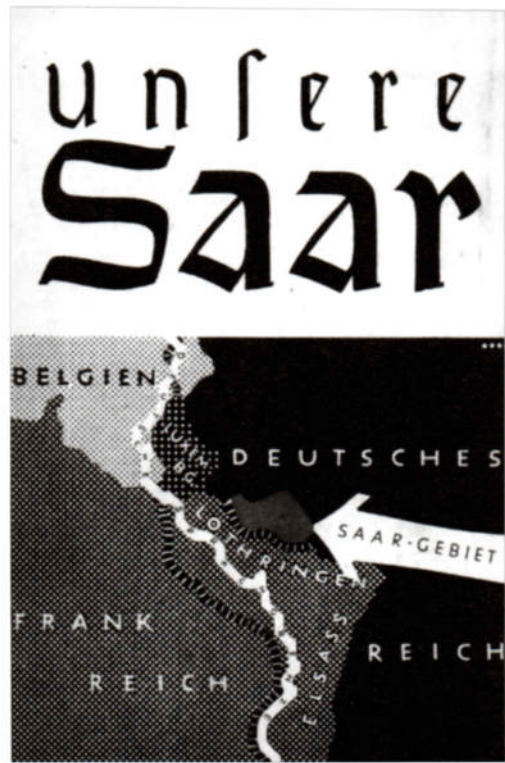
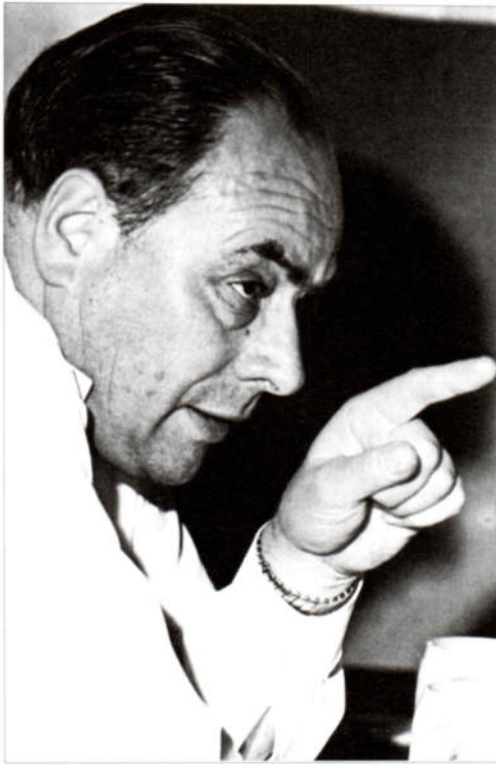
Die späte Rache patriotischer Gesinnung

Heinrich Schneider ließ es sich nicht nehmen, persönlich der *Straßenumbenennungskommission* vorzusitzen. Ähnlich wie in den meisten Städten und Dörfern des Saarlandes wurde auch in Saarbrücken dafür gesorgt, daß preußischen Generälen, den verlorenen deutschen Ostgebieten, regionalen Feudalherren und Kämpfern gegen den französischen Erbfeind öffentliche Würdigung zuteil wurde. Auch ein Saarbrücker Steinmetz fand Beschäftigung bei der nationalen Schilder- und „Säuberungsaktion“. Er wurde beauftragt, aus der früheren Saargemünder, nun nach Bismarck benannten Brücke folgende Inschrift zu entfernen: „Am 1. Juni 1946 wurde diese wiederhergestellte Brücke von Herrn Colonel Grandval, Gouverneur des Saargebietes, eingeweiht.“ Der ehemalige Kommandeur der französischen Resistance in Nancy und oberste Repräsentant der französischen Republik an der Saar war für Schneider ein besonderes Haßobjekt, verkörperte er doch die von ihm lebenslang bekämpften politischen und kulturellen Traditionen der französischen Republik.

Ins Visier der deutschen Volkstumskämpfer der DPS geriet auch die Saarbrücker *Marschall Ney-Schule*, das heutige *Deutsch-Französische Gymnasium*, das als nationaler „Fremdkörper“ betrachtet wurde und für dessen Schließung die DPS eintrat. So titelte die *DIE DEUTSCHE SAAR*, das Parteiorgan von Schneiders DPS, am 12. Oktober 1956: „Marschall Ney Schule für Deutsche? – Nein. Französische Schulen sind Fremdkörper – Schulpflichtige Kinder gehören in unsere Schule.“

Angesichts der saarländischen Jubelfeiern zum vierzigsten Jahrestag des *deutsch-französischen Freundschaftsvertrages* im Frühjahr 2003, bei denen wieder einmal die Selbstbeweihräucherung des Saarlandes als traditionelle Brücke zu Frankreich zelebriert wurde, lohnt es sich, aus dem Leitartikel zu zitieren: „Wir halten es auch für sehr bedenklich, wenn saarländischen Kindern, die das schulpflichtige Alter von 14 Jahren überschritten haben, die Möglichkeit zum Besuch einer französischen Schule eingeräumt würde ... In diesem Zusammenhang ist der Hinweis nicht unwesentlich, daß diese Schulen, selbst wenn saarländische Kinder nur drei bis vier Jahre (nach Vollendung ihres 14. Lebensjahres) dort sein sollten, die Kinder politisch zu Franzosen erziehen. Mag nach deutschem Recht dem Erzieher freigestellt sein, wo er sein Kind nach dem 14. Lebensjahr zur Weiterbildung hingibt – die französischen Schulen sind ein Fremdkörper in unserem Gebiet.“¹

Ein „Fremdkörper“ war für Schneider auch die ehrende Erinnerung an Max Braun, den langjährigen Vorsitzenden der saarländischen SPD, der im Abstimmungskampf 1935 mutig die Werte der Demokratie und des Rechtsstaates gegen die sich formierende saarländische „Volksgemeinschaft“ verteidigt hatte. Max Braun, der 1945 kurz vor seiner geplanten Rückkehr aus dem englischen Exil verstarb, hatte die geballte Wut der deutschen Nationalisten an der Saar auf sich gezogen. Es war mehr als ein symbolischer Akt, als im Herbst 1956 der regionale Feudalherr, Großherzog Friedrich, wieder zum Namensgeber der *Max Braun-Straße* wurde. Es war eine nachgeholte politische Hinrichtung, die man an dem Sozialisten und militanten antifaschistischen Widerstandskämpfer vollzog. Die traditionelle Borniertheit und Provinzialität der saarländischen Gesellschaft zeigt sich darin, daß der größte Sohn der saarländischen Demokratie



links: Heinrich Schneider, rechts: Titelblatt der vom „abstimmungsberechtigte[n] Saar-Deutschen“ Heinrich Schneider 1934 verfaßten und in Berlin herausgegebenen Schrift

und Arbeiterbewegung bis heute im Land keine angemessene Würdigung und Erinnerung erfährt. Die Angehörigen Brauns wußten die symbolische Bedeutung der Straßenumbenennung sehr wohl zu interpretieren und ließen seine sterblichen Überreste von Saarbrücken nach Neuss überführen.

Ein begehrter Gauredner

Für Heinrich Schneider und seine Kameraden von der DPS war die Auslöschung der öffentlichen Erinnerung an Braun ein später Triumph. Schneiders politischer Werdegang war eng verknüpft mit dem erbarmungslosen Kampf gegen die Ideen und politischen Traditionen, die Max Braun und die saarländische SPD bis 1935 im Saargebiet repräsentierten: Politische und soziale Demokratie, Antifaschismus, Verständigung und Aussöhnung mit der französischen Republik, unbedingtes Eintreten für die verfolgte und bedrohte jüdische Minderheit.²

Laut Mitgliedskartei der NSDAP war Heinrich Schneider 1931 als Mitglied Nr. 419405 in

die NSDAP aufgenommen worden. Als NS-Aktivist mit juristischer Ausbildung hatte er schnell Karriere gemacht. Er war Leiter der Presse- und Rechtsabteilung der Gauleitung der NSDAP-Saar und ein begehrter „Gauredner“. Nach der „Machtübernahme“ der Nationalsozialisten wurde er „Saarreferent“ im preußischen Innenministerium und organisierte an zentraler Stelle die Aktivitäten der von den Nazis gesteuerten *Deutschen Front* im Abstimmungskampf 1934/35. In seiner 1934 für eine reichsdeutsche Leserschaft geschriebenen Propagandaschrift *Unsere Saar* forderte er die „Saar-Deutschen“ auf, sich dem Befehl des Führers zu unterstellen: „Das Wort des Führers ist unser aller Befehl. Sein Befehl ist unsere Pflicht, und diese Pflicht heißt für das ganze Deutschland: Kampf um die deutsche Saar.“ Die Saarländer selber mußten, damit dieser Kampf erfolgreich sei, alle Verräter aus dem „Volkskörper“ ausmerzen, und er zielte damit in besonderer Weise auf den Vorsitzenden der saarländischen Sozialdemokraten, Max Braun, den er mit dem bis heute in der saarländischen Politik beliebten Stigma des „Zugezogenen“ (Braun war 1923 von

„In einem aber gibt es keine Verständigung! Weder das Reich kann verzichten auf Euch, noch könnt Ihr Verzicht leisten auf Deutschland“.

tief er unter braufendem Jubel den Hunderttausend Deutschen von der Saar am Niederwald zu. Damit ist aber zugleich allen Deutschen ihre Aufgabe gestellt. Das Wort des Führers ist unser aller Befehl. Sein Befehl ist unsere Pflicht, und diese Pflicht heißt für das ganze Deutschland: Kampf um die deutsche Saar. Nicht Kanonen, Tanks, Gewehre sind unsere Waffen in diesem Kampf, sondern das gleiche Blut, die gleiche Sprache und Sitte, die gleiche große unendliche Liebe zum gemeinsamen Vaterland, das da heißt:

Ewiges Deutschland!

Lasset die Welt hören, wir sind ewig eins, untrennbar verbunden im gemeinsamen Schicksal der Zukunft wie in der Vergangenheit: das Volk von der deutschen Saar und alle die Söhne und Töchter deutscher Erde. Das wollen und werden wir der Welt beweisen im kommenden Abstimmungsjahr. Und dieser Glaube, der Berge versetzt, wird auch die Deutschen von der Saar heimführen ins große deutsche Vaterland!

Wenn so Millionen deutscher Volksgenossen wissen, daß der Kampf um die Saar ihr eigenes Sein oder Nichtsein bedeutet, müssen sie nun im einzelnen kennenlernen, was das Diktat von Versailles an der Saar schuf. Sie müssen hören von dem treuen Volk, seinen Sitten und Gebräuchen, seiner Arbeit, seinem Leid und seiner Liebe zu Deutschland.

15

Vereinigungen, die meist nur aus einem Briefbogen und einem Stempel bestehen. Sie sind an der Saar völlig bedeutungslos. Ihre Mitgliederzahl steht im umgekehrten Verhältnis zu ihrer (von Frankreich bezahlten) Kellame. Ihre Aufgabe dürfte allein darin bestehen, durch „Deutschriften“ an den Völkerbund die wirkliche Stimme der Bevölkerung zu übermitteln und Nichtvorhandenes vorzutäuschen.

Die Sprachprobleme dieser frantophilen Organisationen sind das „Saarlouiser Journal“, der gleichfalls in Saarlouis erscheinende „General-Anzeiger“ und die in Forbach erscheinende „Chronik“. Auch bei den Redakteuren dieser sauberen Blätter bietet sich uns das gleiche Bild: sie sind zugewandert, nicht abstimmungsberechtigt: Schüs- und Söldlinge Frankreichs.

DIE SOZIALDEMOKRATIE

Wenn immer im deutschen Vaterland die N.S.D.A.P. die Sozialdemokratie als die Partei des Landesverrats bezeichnete, so rechtfertigt sich dieser Vorwurf ganz besonders durch das Verhalten der Führung der S.P.D. an der Saar. Ihr Führer ist der berühmte Max Braun, der erst 1923 von Neuss am Rhein zur Saar kam. Er ist natürlich nicht abstimmungsberechtigt. Die bodenständige Bevölkerung hat dieser Truppe längst den Rücken zugekehrt. Würde die Saarregierung heute die Saarbevölkerung nach ihrem Willen befragen, so würde sie und Frankreichs Schützling Braun eine große Überraschung erleben. Außerdem sind die wahren Drahtzieher dieser Partei an der Saar jetzt ausschließlich Emigranten. Ihre beiden Organe sind die Zeitungen: „Saarbrücker Volksstimme“ und „Deutsche Freiheit“. Sie werden in Wirklichkeit zusammengeschrieben von den aus dem Reich geflohenen S.P.D.-Bonzen Collmann, Beyer (Jubel) und Kirschmann aus Köln, ferner dem aus dem Hörfing-Saas-Prozeß berückichtigten Rechtsanwalt Heinz Braun, Konrad Heiden und

4*

51

Die Seiten 15 und 51 aus der Heinrich Schneider-Schrift Unsere Saar

Neuss nach Saarbrücken gekommen) belegt. „Wenn immer im deutschen Vaterland die NSDAP die Sozialdemokratie als die Partei des Landesverrats bezeichnete, so rechtfertigte sich dieser Vorwurf ganz besonders durch das Verhalten der Führung der SPD an der Saar. Ihr Führer ist der berühmte Max Braun, der erst 1923 von Neuss am Rhein zur Saar kam. Würde die Saarregierung heute die Saarbevölkerung nach ihrem Willen befragen, so würde sie und Frankreichs Schützling Braun eine große Überraschung erleben“, schrieb Schneider. Ein besonderes Anliegen war ihm die Entlarvung und Kennzeichnung demokratischer und sozialistischer Politiker als Juden. Über die *saarländische Liga für Menschenrechte* schrieb er, sie umfasse wie ihre in Deutschland verstorbene Schwester „im wesentlichen nur Juden“.

Nachdem sich 90 Prozent der Saarländer 1935 für den Anschluß an Hitler-Deutschland entschieden hatten, konnte man die Verwirklichung von Schneiders Traum der „Säuberung des saarländischen Volkskörpers“ von Linken und Juden in Angriff nehmen. Die saarländische Linke repräsentiert dabei, jenseits aller

politischen Differenzen, die verhaßten Ideale universeller menschlicher Gleichheit: Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus. Dem jüdischen Teil der Menschheit wird in dieser deutschen Konzeption einer revolutionären Neuordnung der menschlichen Zivilisation auf der Basis radikaler anthropologischer Ungleichheit die biologische Trägerschaft all dieser verhaßten Ideen zugeschrieben.

Die staatlich organisierte Entrechtung, Ausplünderung und Vertreibung der Saarländer jüdischen Glaubens beginnt am 13. Januar 1935 und endet für Hunderte von Menschen in den deutschen Vernichtungslagern. Für dieses Verbrechen ist Heinrich Schneider als Propagandist und hoher Funktionär der NSDAP politisch und moralisch mitverantwortlich.

Die nationalsozialistische Bewegung und ihr charismatischer Führer verkörpern den radikalen deutschen Nationalismus, der zur Staatsmacht wird. Im Saarland, später auch in Österreich, dem Sudetenland und Danzig manifestiert sich in der Leichtigkeit, mit der es gelingt, die politischen Feinde zu isolieren und auszuschalten, die gesellschaftliche Mehrheitsfähigkeit und Attraktivität des radikalen

Die 12/14 a Berlin

Name: Schneider Heinrich
 Geb.-Datum: 22.1.07 Geb.-Ort: Saarbrücken
 Mitgli.-Nr.: 419405 Aufnahme: 1.1.31
 Aufnahme beantragt am: _____
 Wiedererf. beantragt am: _____
 Austritt: _____
 Gelöst: _____
 Ausschluss: _____
 Aufgehoben: _____
 Gestrichen wegen: _____
 Zurückgenommen: _____
 Abgang zur: _____
 Zugang von: _____
 Gestorben: _____
 Bemerkungen: _____

Wohnung: 5 Brauerstr. 16
 Ortsg.: Saarbrücken Gau: Saarpf.
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____

Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____
 Mannsmeld. Gau: _____
 Lt. RL: _____
 Wohnung: _____
 Ortsg.: _____ Gau: _____

Mitgliedskarte eingereicht am: _____
 1. Mitgl.-Buch ausgest. am: _____
 Laufz. Nr.: _____ Gau: _____
 2. Mitgl.-Buch ausgest. am: _____
 Laufz. Nr.: _____ Gau: _____
 Verleumdung in Amtsaberkennung auf:
 Last: _____
 Registrierungs-Vorgang: _____

oben: Heinrich Schneiders NSDAP-Mitgliedskarte (Vorderseite) mit dem Datum seines Parteieintritts.

unten: Rückseite der Mitgliedskarte, aus der hervorgeht, daß Schneider nicht aus der Partei ausgeschlossen wurde

deutschen Nationalismus, der weit über die NSDAP hinausreicht. Zwanzig Jahre später brachte Schneider diesen Zusammenhang auf den Punkt, als er auf einer Versammlung in Düsseldorf am 11. Juni 1956 die anwesenden Journalisten aufforderte: „Schreiben sie ruhig, wir seien alte Nazis – bei deutsch denkenden Menschen ist das die beste Propaganda“. Zu diesem Zeitpunkt war er Präsident des saarländischen Landtages. Seine DPS hatte im Januar 1956 bei den Landtagswahlen 24 Prozent der saarländischen Wähler für sich gewinnen können und war knapp hinter der CDU zur zweitstärksten Partei geworden. Dieser späte Triumph, die Erringung politischer Macht und gesellschaftlicher Reputation, war Heinrich Schneiders persönliches „Wunder an der Saar“. Er wurde entschädigt für die bittere Niederlage, die er als einer der Anführer saarländischer Nazis im Kampf gegen die Clique des Gauleiters Joseph Bürckel hatte erleben müssen. Er war von den Schaltstellen der Macht verdrängt worden und hatte sein Geld als Rechtsanwalt verdienen müssen.

Schneider hat aus der Niederlage im Kampf rivalisierender Nazi-Cliquen um Macht und Pfründe die persönliche Legende gestrickt, er sei wegen politischer Differenzen kaltgestellt und aus der NSDAP

Ehemaliges Berliner Document Center

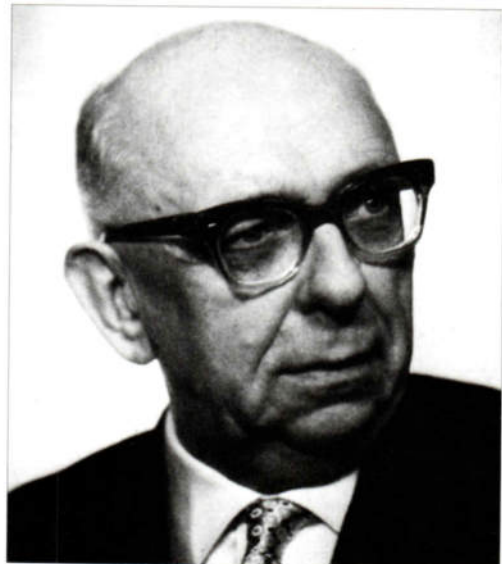
Die Bestände des ehemaligen *Berliner Document Center* wurden 1994 von den USA an das Bundesarchiv in Berlin übergeben. Sie enthalten als wichtigste Bestandteile die von der US-Armee in einer Papiermühle bei München beschlagnahmte Mitgliederkartei der NSDAP und die SS-Führerakten des SS-Personalhauptamtes. Die vom Reichsschatzmeister geführte Mitgliederkartei der NSDAP ist mit circa 11,5 Mill. Karten relativ dicht überliefert. Sie setzt mit der Wiederbegründung 1925 ein. Neben der zentralen alphabetischen Serie war eine nach Ortsgruppen organisierte „Gaukartei“ geführt worden. Über die persönlichen Daten, die Mitgliedschaft und Ortsveränderungen hinaus enthalten die Karten gelegentlich weiterführende Hinweise.

ausgeschlossen worden. Zwar wurde er im Zusammenhang des Parteigerichtsverfahrens des neuen Gauleiters Bürckel gegen den ehemaligen NSDAP-Führer Spaniol am 21. Oktober 1937 wegen „dauernden parteischädigenden Verhaltens“ von einem Parteigericht in Saarbrücken aus der NSDAP ausgeschlossen. Doch wurde der Ausschuß von der Reichsleitung nicht bestätigt, so daß Schneider bis 1945 ordentliches Parteimitglied blieb.

Schneiders Gegendarstellungen bezüglich seiner NS-Vergangenheit beziehen sich fast immer auf seine Berliner Tätigkeit von 1933-35, die in seinen Augen keine nationalsozialistische, sondern eine Tätigkeit, die für jeden anständigen Saarländer eine Selbstverständlichkeit gewesen sei: „Das Bekenntnis zum deutschen Vaterland“. Für die Behauptung Schneiders, er habe als Rechtsanwalt Regime-Gegner und auch Juden verteidigt, fanden sich keine Belege in seinem Nachlaß. Für die politische Bewertung seiner Person spielt dies auch keine Rolle. Im wesentlichen bleiben seine politischen und beruflichen Tätigkeiten nach 1935 im Dunkeln. Im *Amtshandbuch für den Gau Saarpfalz 1937/38* wurde er „als arischer Rechtsanwalt“ geführt. In der Zeit von 1942 bis 1945 arbeitete er als Jurist in Ribbentrops Auswärtigen Amt.

Neuer Aufstieg im altem Geist

Schneiders politischer Wiederaufstieg nach 1945 war eng verbunden mit dem Kampf gegen das verhaßte „Separatisten- und Emigranten-Regime“ der 1947 konstituierten Saarländischen Republik. Die Männer und wenigen Frauen, die das Saarland von 1947-55 regierten, bezogen ihre moralische Legitimation aus ihrem Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Sie hatten im Abstimmungskampf 1935 die saarländische Demokratie verteidigt und dafür mit Exil, Folter und Konzentrationslager bezahlt. Viele ihrer Mitstreiter waren ermordet worden. Auf Seiten der soge-



oben:

Landtagsmitglied Richard Becker

Mitte:

CDU-Fraktionsvorsitzender Erwin Albrecht

unten:

Hubert Ney



nannten prodeutschen Parteien, vor allem in Schneiders DPS und der saarländischen CDU, sammelten sich die alten Funktionäre der *Deutschen Front* von 1934/35, die vielfach bereits 1933 Mitglieder der NSDAP geworden waren. Ihre Politik hatte das Saarland in den größten politischen, moralischen und materiellen Bankrott seiner Geschichte geführt. Die allerwenigsten waren bereit, dies anzuerkennen, geschweige denn Verantwortung für ihre Beteiligung an der Errichtung und Durchführung der Terrorherrschaft zu übernehmen.

Mit der Gründung der Bundesrepublik 1949 und der Reintegration der nationalsozialistischen Funktions- und Vernichtungseliten gewannen diese Prodeutschen im Saarland immer mehr an Boden. Sie weigerten sich, die saarländische Verfassung zu akzeptieren, und propagierten den Wiederanschluß an Deutschland. Schneider gelang es 1950/51, durch die Organisation von Masseneintritten vor allem ehemaliger saarländischer Nazis die wirtschaftsliberale DPS zu übernehmen. Deren Verbot durch die Regierung Hoffmann machte Schneider zum Märtyrer der deutschen Nationalisten. Nach dem Vorbild der Kampagnen der *Deutschen Front* von 1934/35 gegen die saarländischen „Verräter“ entfesselte er seine Propaganda gegen das „Hoffmann-Regime“ und stilisierte sich und seine alten Nazi-Kameraden zu Opfern der ehemaligen Emigranten und Separatisten.³

Die Volksabstimmung vom 13. Oktober 1955 über das *Europäische Saarstatut* wird von den *Saarländischen Heimatbündpar-*



oben:

Die saarländische Landesregierung von 1957 (vlnr.): Josef Röder (Kultus), Hubert Ney (Justiz), Kurt Conrad (Arbeit), Ministerpräsident Egon Reinert, Manfred Schäfer (Finanzen), Heinrich Schneider (Wirtschaft), Julius von Lautz (Inneres)

unten:

Egon Reinert

rechte Seite:

Die NSDAP-Mitgliedskarten

(von oben nach unten):

Richard Becker, Egon Reinert und Julius von Lautz

Röders NSDAP-Mitglieds-
kartei

unten:

Röders NS-Lehrerbund-
Mitgliedskartei mit
Hinweis auf seine Mit-
gliedschaft im National-
sozialistischen Kraftfah-
rerkorps NSKK Sturm
21/7 Saar

[illegible]

rechte Seite:

Aktennotiz Röders, die er während seiner Zeit als Leiter der niederländischen Zweigstelle des Deutschen Akademischen Austauschdienstes verfaßte

Pa.	S. I	S. II	S. III	S. IV	S. V	S. VI	S. VII
Name:	Dr. Röder			Vorname: Josef			
geboren am:	22. 7. 1869			in: Merzig/Saar			
NEB. Nr.	259.271			Eintrete am: 1. 2. 1934			
NEBAP. Nr.				Eintrete am: 1. 8. 1933			
Betätigung in der NEBAP. — SM — 53. — BDM — Luftschutz usw. als und seit?							
NSKK Sturm 21/7 Saar							
In welchem Lehrerverband bisher organisiert: Philologenverein Konf. kat.							
Mitschbezeichnung: Studienfremder (abg. 1934)							
Wohnung: Neunkirchen/Saar Brunnenstr. 61 Herr Haag Portland Zementfabrik				Schule: Reformrealgymnasium in Neunkirchen Halgymn.			
Überwiesen an Bau: Saar ausgef. ausgef. / gestorben am:							
Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe	Ortsgruppe
Kreis	Kreis	Kreis	Kreis	Kreis	Kreis	Kreis	Kreis
Ottweiler							

kampf 1935 zum Mitglied des Saarbrücker Stadtrates ernannt, trat 1936 der NSDAP bei. Der Fraktionsvorsitzende Ernst Schäfer wurde am 1. November 1935 Mitglied der Partei. Sein Vorgänger Paul Simonis wurde am 1. Juni 1933 aufgenommen.

Nachfolger Heinrich Schneiders als Präsident des saarländischen Landtages wurde Wilhelm Kratz von der CDU. Er wurde am 1. Juni 1933 in die NSDAP aufgenommen. Sein Nachfolger Julius von Lautz, ebenfalls CDU, wurde einen Monat vor Kratz am 1. Mai 1933 Mitglied der Partei des Führers. Er war dann von 1959 bis 1968 saarländischer Justizminister.

Der CDU-Fraktionsvorsitzende Erwin Albrecht wurde am 1. Juni 1936 Mitglied der NSDAP. Als Richter am Sondergericht Prag war er nach tschechoslowakischen Angaben für Todesurteile gegen Widerstandskämpfer ver-

antwortlich. Diese Angaben bedürfen noch der Überprüfung.

Nachdem der Ministerpräsident Hubert Ney – er war führender Funktionär der *Deutschen Front* – am 25. März 1957 zurücktrat, wurde Egon Reinert zu seinem Nachfolger gewählt. Sein Mitgliedsdokument verzeichnet den 1. Juni 1933 als Beitrittsdatum zur NSDAP. Nachfolger Reinerts als Ministerpräsident wurde Franz Josef Röder, Mitglied der NSDAP seit 1. August 1933, wenig später aus dem *Philologenverein* aus- und am 1. Februar 1934 dem *NS-Lehrerbund* beigetreten. Roeder war Angehöriger des *Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps NSKK Sturm 21/7 Saar*. Er wechselte 1937 nach Den Haag, wo er Mitglied der illegalen NSDAP-Organisation in Holland wurde. Als Leiter des deutschen akademischen Austauschdienstes in Den Haag war er unter

Bl. 24. 7. 45. 88. Bl. 24. 7. 45. 88. 55. 2.

Deutscher Akademischer Austauschdienst
Sitzstelle Den Haag.

Leiter Dr. J. Böder. Den Haag, 17.4.1945.

Herrn Generalkommissar für Verwaltung und Justiz,
Staatssekretär Dr. Dr. Wimmer,

Notiz:

Gesamtzahl der an deutschen Hochschulen studierenden Niederländer etwa 160. Davon wurden in den letzten zwei Jahren von mir 125 nach Deutschland geschickt. Von den 160 Studierenden studieren mit einem Stipendium des Herrn Reichskommissars (oder haben studiert) insgesamt 60.

Stipendiaten des Deutschen Studienwerks für Ausländer sind 20. Die Zahl der Stipendiaten des Reichskommissars ist demnach jetzt schon mindestens ebenso hoch, vermutlich höher, als vor dem Kriege überhaupt Niederländer im Reich studiert haben. Genaue Angaben darüber stehen nicht zur Verfügung.

An Ferienkursen für Ausländer haben in den letzten beiden Jahren 61 Niederländer teilgenommen. Auch davon eine Anzahl mit einem Stipendium des Herrn Reichskommissars.

Wissenschaftliche Assistenten an deutsche Hochschulen wurden 10 entsandt.

Von den durch uns versmittelten Studierenden haben sich etwa 10 freiwillig an die Front gemeldet.

Das Interesse für ein Studium in Deutschland hat nach meinen Beobachtungen seit den Monaten 1940 andauernd zugenommen. Es gab auch schon kurz nach den Monaten eine Anzahl von Jungakademikern, die sich für die Verhältnisse in Deutschland als der nunmehr führenden Macht des Kontinents interessierten und deshalb in Deutschland eine Zeitlang studieren wollten. Darunter waren Nationalsozialisten, aber sicher auch ebenso viele, die noch keine Nationalsozialisten waren. Ich habe während meiner Tätigkeit im Akademischen Austauschdienst niemals einen Druck ausgeübt, in der Absicht, eine möglichst große Zahl von niederländischen Studierenden an deutschen Hochschulen zu haben. Es war vielmehr so, daß die Erlebnisberichte der wenigen Studierenden, die zunächst den Mut hatten, in Deutschland zu studieren,

671691

unter ihren Kameraden, die in den Niederlanden geblieben waren, am meisten für ein Studium in Deutschland waren, wodurch sich die Zahl der Bewerber für ein Studium in Deutschland automatisch immer steigerte. Dabei habe ich von Anfang an Wert darauf gelegt, daß diese Studierenden freiwillig einen Einsatz leisteten, der erst später offiziell für alle zur Pflicht gemacht wurde (z.B. Arbeitsdienst, Wehrdienst). Ich kann erfreulicherweise feststellen, daß es bisher in diesen Fragen niemals Schwierigkeiten gegeben hat. Alle unsere Studierenden, die eine Zeitlang in Deutschland gewesen sind, ob sie Mitglied der NSB sind oder nicht, haben einen erfreulichen Einsatz in ihrem Studium, den sie durch die regelmäßige Vorlage von Fleißzeugnissen unter Beweis stellen müssen, sich immer gern für eine Mitarbeit in Landdienst oder Industrie freiwillig zur Verfügung gestellt. Ich unterbreite in diesem Zusammenhang die Freiwilligkeit.

Infolge der unruhigen Verhältnisse an den niederländischen Hochschulen hat sich in den letzten Monaten die Anzahl der Besucher von niederländischen Studierenden ungewöhnlich gesteigert. Dabei ist vor allem eine solche Gruppe von Studierenden bemerkenswert, die einerseits durchaus keine NSB-er sind, andererseits sich aber auch von den Unruhestiftern an den Hochschulen bewußt distanzieren. Ich habe ihre Zulassung zum Studium an deutschen Hochschulen für den Augenblick noch zurückgestellt, da ich sie erst ein wenig beobachten möchte, bin jedoch der Meinung, daß man sie evtl. in dem kommenden Wintersemester wohl zulassen sollte, wenn uns auf diese Weise eine Einflüßnahme auf diejenigen gesunden Studentenkreise möglich wird, an die wir bisher nicht herangekommen sind. Über diese Frage werde ich in absehbarer Zeit gesondert berichten.

gez. Böder.

671692

anderem für die „weltanschauliche“ Beurteilung holländischer Studenten zuständig, die als Nazi-Sympathisanten einen Studienaufenthalt in Deutschland beantragten.

Heinrich Schneider verstarb hochgeehrt 1974. Er hatte noch einen historischen Roman über sein Leben und den Abstimmungskampf 1955 verfaßt, *Das Wunder an der Saar*, der ein saarländischer Bestseller wurde. Die saarländische F.D.P./ DPS bemüht sich seit Jahrzehnten, den ehemaligen Vorsitzenden der *Saarbrücker Straßenumbenennungskommission* durch eine nach ihm benannte Straße zu ehren. 1984 forderte sie, die *Westspange* nach ihm zu benennen – mit der originellen Begründung, daß Heinrich Schneider einer der Förderer der „Zurück nach Deutschland-Bewegung“ gewesen sei.

Im letztjährigen Bundestagswahlkampf erklärte der saarländische FDP-Generalsekretär Jorgo Chatzimarkakis den einstigen Gauredner der NSDAP und rabiaten Antisemiten Schneider zum Traditionsbestand der F.D.P. Saar. Obwohl man dem Generalsekretär nach Lektüre seiner Begründung für die Ehrung Schneiders – „Deswegen buchstabieren wir ab sofort das DPS in unserem Namen mit ‚Defini-

tiv pro Saarland“ – ein hochgradig ausdifferenziertes Geschichtsbewußtsein bescheinigen muß, kann man doch vermuten, daß Heinrich Schneider darüber nicht glücklich gewesen wäre. Eine Partei, deren Generalsekretär einen solchen Namen trägt, wäre nicht die seine.

Literatur

1 Siehe Artikelserie von Peter Miska So deutsch ist die Saar, *FRANKFURTER RUNDSCHAU*, Oktober 1956

2 Gerhard Paul, Die saarländischen Emigranten und ihr gescheiterter Staat, in: Grenzfall. Das Saarland zwischen Deutschland und Frankreich 1945-1960, Hg. Rainer Hudemann, Burkhard Jellonnek, Bernd Rauls, Rasch und Röhrig Verlag, St. Ingbert 1997, S. 135-149.

3 Jürgen Hannig, Grenzen der Politik. Saarfrage und Abstimmungskampf 1955, in: Von der „Stunde 0“ zum „Tag X“. Das Saarland 1945-59, Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloß, Hg. Stadtverband Saarbrücken, Saarbrücken 1990, S. 351-378.

Pfau-Verlag
Postfach 102314
D 66023 Saarbrücken
Fon +49 681 4163394
Fax +49 681 4163395
e-mail: info@pfau-verlag.de

Christian Kuhnt

Kurt Weill und das Judentum

184 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-89727-114-1, EUR 20,00



**«Entartete Musik» 1938 –
Weimar und die Ambivalenz**
hrsg. von Hanns-Werner Heister
888 Seiten, Abbildungen, broschiert
2 Bände, ISBN 3-89727-126-5, EUR 81,00



Von Jonny zu Jeremia
*Spuren der Vertreibung im Werk
Ernst Kreneks*
hrsg. von Friedrich Geiger
120 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-89727-105-2, EUR 16,40



Matthias Kontarsky

Trauma Auschwitz

*Zu Verarbeitungen des Nichtverarbeitbaren
bei Peter Weiss, Luigi Nono und Paul Dessau*
193 Seiten, Notenbeispiele, broschiert
ISBN 3-89727-146-X, EUR 24,60



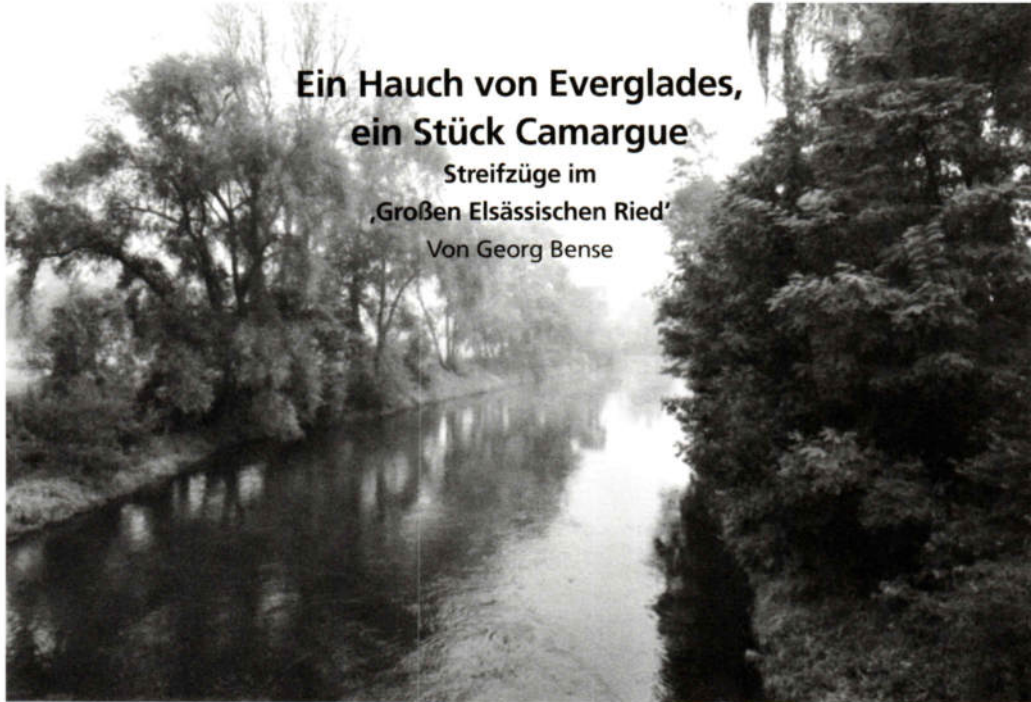
«Verfolgung und Wiederentdeckung»
*Protokolle der Gesprächskonzerte des Vereins
«musica reanimata» über die Komponisten
Max Brand, Alfred Goodman, Józef Koffler
und die Komponistin Ursula Mamlok*
hrsg. von Bettina Brand
87 Seiten, Abbildungen, broschiert
ISBN 3-89727-167-2, EUR 14,00

www.pfau-verlag.de

Ein Hauch von Everglades, ein Stück Camargue

Streifzüge im
'Großen Elsässischen Ried'

Von Georg Bense



An einem ruhigen, langsamen Spätnachmittag sind wir unterwegs in einer Region, die zu den schönsten des Elsaß gehört. Der Sommer hat seinen Höhepunkt überschritten. Der Herbst liegt fern. Doch etwas von ihm ist zu ahnen, als wir, der Ruhe der Natur angemessen, mit unserem Kahn in behäbigem Tempo dem „Brunnwasser“ folgen, einem der vielen kleinen Kanäle des *Großen Rieds*, der weitgehend unbekannten Wasseridylle zwischen Straßburg und Colmar, dem Rhein und der Ill. Naturfreunde, die aus aller Welt hierher kommen, vergleichen das Große Ried oft, sicherlich ein wenig wohlwollend, mit den *Everglades*, der Sumpf- und Wasserlandschaft in Florida oder der *Camargue* im Süden Frankreichs.

Die Liebhaber ursprünglicher Natur kommen am Morgen. Vor Sonnenaufgang. Dann gehören die Rheinufer des Großen Rieds noch der Stille der Nacht. Die Fähre zwischen Rhinau und Kappel wartet auf ihren alltäglichen Einsatz im deutsch-französischen Grenzverkehr, während sich in der Umgebung erste Pendler auf den Weg machen. Im Sommer geht die erste Überfahrt um 5.30 Uhr. Zehn Minuten vorher kommen die Fährleute Etienne Harlepp und Jean Michel an Bord. Machen die *Rhenanus* startklar, während flußabwärts das wachsende Licht den Fahrgästen einen schönen Tag verspricht. Meist sind es Franzosen, die drüben in Baden-Württemberg arbei-

ten. Einmal quer über den Strom – das dauert nur ein paar Minuten und kostet nichts. Die *Rhenanus*, benannt nach dem großen deutschen Humanisten Beatus Rhenanus, fährt in langer Tradition. Seit 1331 kommen die Fährleute aus den Dörfern der Umgebung. Jahrhundertlang ein gefährvoller Beruf, denn der Rhein war allzeit ein harter Arbeitgeber. Die Menschen an seinen Ufern lagen in ständigem Kampf mit ihm, lernten ihn auszutricksen, sich ihm anzupassen, wenn sie mit Ruder und Segel ihrer schweren Arbeit nachgingen. Bis zur französischen Revolution war das Fährwesen durch eine Zunft geregelt. Heute finanziert der französische Staat den Betrieb. Etienne Harlepp und sein Kollege sind Angestellte. Arbeiten im Schichtbetrieb. „Der Strom ist für uns etwas Ewiges,“ sagen sie, „er war schon da, als wir geboren wurden. Wir, an seinen Ufern, müssen mit ihm auskommen. Egal, ob Fährmann oder Fischer. Und in der Strommitte war schon immer die Grenze. Wir sind daran gewöhnt, daß gegenüber Deutschland liegt. Ein alter Flußübergang ist das hier. Ein sehr alter.“ Beide Fährleute sprechen französisch und elsässisch. Elsässisch – wie die meisten im Ried.

„Über dreißig Jahrhunderte hinweg sah der Rhein die Gesichter nahezu aller großen Krieger und spiegelte deren Pflugscharen, die man Schwerter nennt, wieder.“ Für Victor Hugos Reisenotiz finden sich immer noch

Fenster nach Frankreich

rostige Zeugnisse an beiden Ufern. Schwarze Höhlen, in denen einst die Mündungen von Maschinengewehren lauerten, starren heute auf Traktoren und Mähdrescher. Die Zeit ist weitergegangen, hat die Grenze mitgenommen und die Bunker stehen lassen. Erinnerungen bleiben. Gute und schlechte. Postkarten, alt und vergilbt, mit verblichenen Farben, dokumentieren Grüße und Küsse von einst. „Lieber Max, liebe Rita, herzliche Grüße aus Neuf-Brisach, der alten Festungsstadt, wo sich das Ried dem Dreiländereck Deutschland, Frankreich, Schweiz nähert.“ Deutsche Zeiten sind hier Geschichte. In den Dörfern heißen die „Hauptstraßen“ längst wieder „Rue Principale“. Die „Adolf Hitler Straße“ erwähnt man nicht.

Neuf-Brisach galt im 17. Jahrhundert als größte Festungsanlage der Zeit. Ein achtzackiger Kampfstern aus Wällen und Mauern am Südende des Großen Rieds. Entworfen von Vauban, dem berühmten Festungsbaumeister von Ludwig XIV. Ruhmreich ist die Geschichte der Festung nur in Ansätzen: 1814 hat sie hundert Tage lang den Österreichern getrotzt. Das war ihr einmaliger Rekord, meist ergab sich die Besatzung, bevor sie ernsthaft in Bedrängnis geriet.

Heute sind wir nach Benfeld im Elsaß gefahren, wirklich ein hübsches Städtchen aus dem ich herzlich grüße. Anne“. Kommt man aus Straßburg über die Autobahn nach Benfeld, stellt das Städtchen sein Rathaus in den Weg. Zur vollen Stunde schlägt ein geharnischter Krieger, der Jacquemart oder Karl der Hammer, der grinsende Tod dreht die Sanduhr, und der Stubenhansel mit dem Geldsack in der Hand erinnert daran, daß er einst die Stadt für schnöden Mammon an den Feind verriet. Das war vor etlichen hundert Jahren, als die Einwohner des Städtchens noch seelenruhig ihren Geschäften nachgingen und an die Arglosigkeit der Provinz glaubten. Der Stubenhansel, seines Zeichens Amtsbote, hat den Glauben nachhaltig enttäuscht. „Die Geschichte vom Stubenhansel auf dem gotischen Rathaus von 1531 hat mir besonders gefallen. Auch daß er seine gerechte Strafe erhalten hat. Aus Benfeld im Großen Ried grüßt Sebastian.“

In Marckolsheim sprudeln die Brunnen. An vielen Straßenecken spritzen und zischen Fontänen. Erinnert ihr Wasser an Rhein und

Ill, die unweit vorbeifließen. Ein Städtchen, dem Wasser zugetan, dem die Region viel ursprünglichen Charme und so manche Geschichte verdankt. Wie so oft im Elsaß, hat auch das Ried viel zu erzählen, Märchen und Legenden. Von Fischern, Nixen und Goldsuchern an den Ufern von Rhein und Ill.

Christine Heluin, Märchenerzählerin aus Rhinau, beginnt ihre Geschichte am Rheinufer des Großen Ried, wo einst ein Fischer lebte. Natürlich war er arm und hatte nicht genug Geld, um Frau und Kinder durch den Winter zu bringen. An vielen, kalten Tagen ging er hinaus an den Rhein um Gold zu waschen, denn er hatte gehört, daß im Flußsand Gold zu finden sei. Mit viel Geduld. Und die wurde bei dem Fischer auf eine jahrelange, harte Probe gestellt.

An dieser Stelle unterbricht sich Christine Heluin und erzählt von Daniel Doell, dem weit und breit einzigen Goldwäscher des Oberrheins, der oft bis zum Ried hinauf kommt, das er wie seine Westentasche kennt. Ein *claim* braucht er hier nicht abzustecken und gegen Banditen muß er sich nicht verteidigen. „Reich wird man nicht,“ sagt er und bezeichnet sich stolz als den letzten Goldsucher am Rhein. *Nuggets*, groß wie Eier, hat der Rhein nie angeschwemmt und so haben die sechs- bis achthundert Goldwäscher, die hier einst ihre Pfannen drehten und schüttelten, nach und nach ihren Beruf an den Nagel gehängt. Von millimetergroßen Goldblättchen kann man schließlich nicht leben. „Man findet immer was,“ sagt Daniel Doell und rührt mit dem Finger im Sand seiner Pfanne. „Hier, sehen Sie“. An seiner Fingerkuppe leuchtet ein winziger Goldpunkt. Das Blättchen kommt zu anderen – in ein Glasröhrchen mit Rheinwasser –, wie gesagt, man findet immer was mit viel Ausdauer.

„Geduld hatte auch der arme Fischer,“ fährt Christine Heluin in ihrer Erzählung fort, „eine Geduld, die schließlich, als die Not am größten war, belohnt wurde. Denn eines Tages hatte das Schicksal Erbarmen. Durch ein plötzliches Absinken des Wasserspiegels wurde eine Nixe vom Fluß abgeschnitten. Als der Fischer sie fangen und mitnehmen wollte, bat sie um ihre Freiheit. Gegen reiche Belohnung. Der Fischer willigte ein, vertraute ihr und ließ sie frei. Am nächsten Tag fand er große Mengen Goldblättchen im Sand und lebte fortan herrlich und in Freuden. Und wenn ... nein, gestor-



oben: typische Landschaft im Ried

unten: Benfeld, das Rathaus aus dem 16. Jahrhundert

ben ist er schon lange. Wenn er überhaupt gelebt hat.“

Wer heute Nixen treffen will, muß an die Rheinstaufstufe *Vogelgrün* fahren. Die verführerischen Wesen schwimmen dort ganz zeitgemäß zwischen Isolatoren und Turbinen auf einem riesigen Fresko herum. Werben für die Energiewirtschaft.

Vor die Natur hat unsere Zeit Technik und Wirtschaft gesetzt. Auch rings um das Ried trifft man auf die Zeichen technischer Zivilisation: Elektrizitätswerke, Schleusen und Staustufen. Der gebändigte, kanalisierte Rhein erfüllt seine Aufgabe als internationale Wasserstraße. Acht Staustufen zwischen Basel und

Straßburg haben sein Gefälle gebremst, nutzen seine Kraft zum Antrieb von Turbinen. Die früheren Meander und Seitenarme sind verschwunden. Alljährlich wird das Hochwasser zurückgehalten. Die gefürchteten Überschwemmungen der Rieddörfer bleiben weitgehend aus.

Neben den Elektrizitätswerken liegen die Schleusen mit ihren riesigen Kammern. Ein Wärter überwacht das Rein und Raus, das Hoch und Runter von Frachtschiffen und Schubverbänden. Tag und Nacht kommen sie hier durch, unterwegs nach Rotterdam, Straßburg oder Basel. Zwanzigtausend pro Jahr. Ein Schauspiel für Touristen, jenseits der Natur.

Der Rhein offenbart den Mythos der Musik, die Erkundung des Idealismus und die Phantasie.“ Dem Mythos des Rheins begegnen wir heute in anderen Formen, doch die Sicht der Schriftstellerin Madame de Staël hat ihre Gültigkeit nur wenig verloren. Der Mythos liegt jetzt hinter den Deichen, wo keine Schiffe fahren, sich keine Turbinen drehen. In den sumpfigen Wäldern der Rhinau-Insel kommt er entgegen, wenn man im schmalen Stocherkahn die engen Wasserwege einschlägt. Im Rot der Nachmittagssonne. Im Graublau der Morgennebel.

Nichts stört hier die Ruhe der Natur, die ihre eigenen Geräusche hat. Die Sumpfwälder der Rhinau grenzen unmittelbar an den grossen Strom. „*Le vieux Rhin* – der alte Rhein“, sagt der Bootsführer, hält im Stochern inne und blickt über das Wasser, das breit und mächtig vorüberzieht. Jahr für Jahr überfällt es die niedrigen Ufer der Rhinauinsel. Flutet darüber hinweg, steigt zwischen die Bäume und überfüllt ihre Bäche und Tümpel. Geht es zurück, beginnt die Natur zu wuchern. Ungehindert durch Zäune oder Wege. Überwacht von Rangern, die auch Touristen durch die Wildnis führen. „Eine kleine Camargue mitten im Elsaß“ schreibt Roland seinen Freunden, nachdem er ein paar Stunden mit dem Ranger unterwegs war, auf unsichtbaren Pfaden, die kreuz und quer durchs Dickicht führten. Wo nur selten Stege, geschweige Brücken über das Rheinwasser führen, das hier den Boden für einen der reichsten Urwälder Europas bereitet. Ein einzigartiges Biotop, wo Besucher den Geheimnissen verfallener Baumstümpfe auf die Schliche kommen, das Wuchern seltener Pflanzen in Splintholzwäldern

betrachten oder den Wundern einer verborgenen, kleinen Tierwelt auf den Grund gehen. Eine Wildnis, die auch der Forschung dient. „Von vielen Universitäten kommen die Wissenschaftler,“ erzählt Richard Peter, der Ranger, „sie finden hier einzigartige Bedingungen für ihre Arbeit. – Und wir sorgen dafür, daß es so bleibt.“

Nicht nur das Ried und seine Natur werden geschützt, auch auf dem angrenzenden Rhein gelten Gesetze und Regeln. Tag und Nacht ist die Wasserschutzpolizei unterwegs, die deutsche und die französische. An diesem Morgen ist die *Gendarmerie du Rhin* bereits seit Stunden auf dem Fluß, hat Freizeitboote kontrolliert und Wasserproben entnommen. Die Aufgaben des Umweltschutzes wachsen. Kurz vor Schichtende beschließt Leutnant Michel Rich noch die Papiere der *Kasia* aus Rotterdam zu überprüfen, die den Rhein hinaufkommt. Ein waghalsiges Manöver für die Beamten, die in voller Fahrt von Bordwand zu Bordwand springen müssen.

Geschützt, gehegt und gepflegt werden auch die Störche, die zeitweise fast ganz verschwunden waren. 1974 gab es im Elsaß nur noch neun Storchenpaare. Inzwischen ist das Wappentier des Elsaß wieder häufiger zu sehen. In den Auen des Rieds trifft man die großen Vögel scharenweise. Beim frühen Morgenspaziergang, auf gemähten, taufri-schen Heuwiesen, die sie besonders mögen.

Auch für Martin Thalgott beginnt der Tag vor Sonnenaufgang. Etwa eine Viertelstunde braucht er von zuhause bis zum Liegeplatz seines Bootes. Der einzige Fischer im Ried ist jeden Morgen unterwegs zu seinen Netzen, die er am Abend zuvor ausgelegt hat. Längst gehen nicht mehr so viele Fische ins Netz wie früher, als hier noch Lachse, Hechte, Karpfen und Barsche gefangen wurden. Als der Beruf den Mann und seine Familie ernährte. Nacheinander haben alle aufgegeben. Alle – bis auf ihn. Thalgotts Kunden sind die Küchenmeister des Rieds. Nur samstags fährt er zum Markt nach Straßburg und baut seinen Stand auf. An diesem Morgen fällt der Fang bescheiden aus – ein paar Hechte und Karpfen.

In der Küchenlandschaft des Elsaß spielt der Fisch eine wichtige Rolle. Die berühmten Landgasthäuser in den kleinen Dörfern am Rand des Ried und an den Ufern der Ill bieten ihn in vielen Rezepten an. Meist sind es bekannte Restaurants, Heiligtümer für Gourmets, wie die *Auberge de l'Ill* der Gebrüder Häberlin in Illhäusern, wo der Fisch seinen Preis hat, die Feinschmecker ins Schwärmen geraten und ein Restaurant schon mal zum Monument wird. Große Küchenchefs wie die Häberlins haben natürlich auch ihre Schüler, die versuchen, es den Meistern gleichzutun, sie womöglich gar zu übertreffen. Dann werden sie schnell zum Geheimtip.

Der Rhein und sein Seitenkanal, die Ufer des Rieds



In Osthouse, nahe Erstein am Rand des Rieds und an den Ufern der Ill, liegt ein solcher Geheimtip mitten im Dorf. Eine der vielen Spezialitäten im *A l'aigle d'or* – Zum Goldenen Adler – ist zugleich auch die Spezialität des Rieds: *La Matelotte*, ein Fischragout. Jean-Philippe Hellmann, ein Schüler Häberlins, macht die Matelotte auf seine Weise. Nimmt Hecht, Aal, Zander, Barsch, Lachsforelle und Karpfen als Hauptzutaten, die er in einer Champignonsoße kurz erhitzt. Weißwein kommt dazu. Riesling – wie oft im Elsaß. Kurz angebratene Aalstücke und Sud von gekochtem Fisch werden später noch dazu gegeben. In einer mit Fett eingeriebenen Folie wird das Ragout schließlich eine halbe Stunde gegart, ehe es mit Nudeln, hausgemacht und von Hand geschnitten, serviert wird. Dazu wird ein Elsässer getrunken. Ein Riesling ... wen wundert's?

La Matelotte ist ein Festtagsgericht. Auch beim alljährlichen *Fête de l'Eau* in Rhinau, dem Fest zu Ehren des Wassers, kommt die Spezialität auf den Tisch, zuhause und in vielen Restaurants des Rieds. Ein Fest, das manchmal konsequent und buchstäblich ins Wasser fällt. Dann regnet es in Strömen, wenn die Musiker ihre Märsche spielen. Tage, an denen die Sonne das Ried und seine Menschen dem Wasser überläßt, was der Festtagsfreude jedoch keinen Abbruch tut.

Das Elsaß hegt und pflegt seine Feste. Kaum ein Dorf oder Städtchen, das nicht an einem Sommerwochenende irgend ein Jubiläum hat, etwas feiert oder begeht. Vieles hat religiösen Ursprung. Neunkirch im Ried ist ein bekannter Wallfahrtsort und dennoch in kaum einem Reiseführer verzeichnet. Für *Notre-Dame de Neunkirch* wirbt nur ein kleiner Prospekt. Trotzdem kommen das Jahr über Hunderte von Pilgern, von beiden Seiten des Rheins. Deutsche und Franzosen bitten und beten seit dem 14. Jahrhundert zu *Unserer lieben Frau von Neunkirch*, einer kleinen, nur ein paar Zentimeter großen Madonna aus Elfenbein, die laut Legende ein armer Hirte neben einem Felsbrocken ganz in der Nähe gefunden haben soll. Genaueres liegt im Nebel der Riedgeschichte.

Ein Wasserturm, 1895 während der deutschen Besetzung des Elsaß gebaut, weist weithin sichtbar den Weg nach Séléstat. Schlettstadt an der Ill, oft als Hauptstadt des



Die Humanistische Bibliothek in Séléstat

Rieds bezeichnet, gehört zu den Berühmtheiten des Elsaß. Und herzliche Grüße werden auch von hier verschickt, seit es Postkarten gibt. „Glücklicher ist doch keine von all den Städten im Lande, soviel der Kaiser im Reich auch Blüte mag sehen.“ – Erasmus von Rotterdam fand viele elegische Worte für seine Huldigung, nicht auf einer Postkarte, wohl aber in einem Gedicht, das er *Schlettstadt's Lob* überschrieb. Das war im 15. und 16. Jahrhundert, als Gelehrte und Studenten in die Stadt drängten, deren weltberühmte Lateinschule humanistisches Gedankengut verbreitete. Erasmus, Beatus Rhenanus – Namen bedeutender Humanisten, bis heute mit der Stadt verbunden, die immer noch mit ihren Mauern, Stadttoren, Kirchen und alten Häusern Besucher anlockt. Die *Humanistische Bibliothek* von Séléstat gehört zu den dreißig wichtigsten Bibliotheken der westlichen Welt und ist nach dem Straßburger Münster und dem *Isenheimer Altar* von Colmar eine Berühmtheit des Elsaß. Einige der Folianten beschäftigen sich mit dem Ried und seiner Natur, mit den Menschen, die dort lebten und arbeiteten. *Von Ackerbau, von Natur, Nutzbarkeit aller Gewächse mit allem was für den Menschen wichtig ist in der Speis und den Arzneien. Neugedruckt von Hanssen Knoblauch dem Jungen, 1531.* Auch von der Jagd ist zu lesen. Vor Jahrhunderten waren die Wälder der Rheinauen gesuchte Jagdgebiete mit Hasen, Rehen, Wildschweinen. Die alten Bücher berichten über ganze Rudel von Rotwild und darüber, wie sie dem mutigen Jäger am sichersten in die Falle gingen.

Handwerke, heute zumeist ausgestorben, werden ebenfalls beschrieben. Das Flechten von Weidenruten, die es im Ried im Überfluß gibt. Kiepen und Körbe gehörten zum Alltag. Heute muß man die Korbflechter suchen. René und André Frappel betreiben das alte Handwerk noch immer. Aus Spaß. In freien Stunden. In Muttersholtz übt Bernhard Stinner ein, wie er sagt, uraltes Handwerk aus. Wie lange es besteht – er weiß es nicht. Vielleicht seit es Kirchtürme gibt? Bernard Stinner macht Wetterfahnen. Nicht nur Hähne. Auch Wölfe, Jäger, Sterne und Halbmonde hämmert, schneidet und schweißt er. Aus ganz Europa kommen Aufträge nach Muttersholtz am Ufer der Ill. Wer besondere Vorstellungen und Wünsche hat, „welches“ Fähnchen sich „wie“ nach dem Wind drehen soll, braucht Geduld. Bernard Stinner hat gut zu tun.

Und von noch einem alten Gewerbe ist zu lesen, dem Tabakanbau. Die Pflanze, welche die Welt des Genusses entscheidend verändert hat, war Ende des 15. Jahrhunderts mit der Entdeckung der „neuen Welt“ nach Europa gekommen und hatte sich schnell ausgebreitet. Im elsässischen Ried gehören Tabakfelder zum Bild der Landschaft. Der Tabakbauer Claude William und sein Sohn Remy betreiben ihren Hof als Familienbetrieb. Zur Erntezeit kommen Helfer dazu. Ein Blatt der Pflanze bringt ein Gramm Tabak. „Ein idealer Boden ist das hier,“ sagt Claude William „vor allem das Wasser, das Grundwasser das wir haben, ist gut. Das braucht der Tabak.“

Gutes Grundwasser nützt jeder Landwirtschaft. Maisfelder rechts, Maisfelder links, kilometerlang. Eine Gefahr für das Ried, warnen Umweltschützer. Unermüdlich verweisen sie auf die Werte einer unberührten Natur, der eine profitorientierte Landwirtschaft entgegensteht. Im Großen elsässischen Ried sind längst nicht alle Umweltfragen geklärt. Gegensätze prägen das Bild. Hier unberührte Natur, dort Industrie, Technik. Was der Rhein an Gold verweigert, bringt er an Steinen. Millionen Jahre hat er Kies angeschleppt und abgelagert, eine Welt aus Steinen geschaffen. Unmengen werden aus dem Wasser geholt und auf Bändern zu Sieben transportiert, die sie nach Größen trennen. 350 Millionen Tonnen jedes Jahr. Verwendet im Hoch- und Tiefbau. Auf dem Gelände der Kiesgrube Helmbacher, mitten im Ried, tanzen jedes Jahr zweihunderttausend Tonnen Kiesel über die



Die Abteikirche von Ebersmünster,
alle Photos: Georg Bense

Löcher der Siebanlagen, und der Baggersee wird täglich tiefer. Zur Zeit ist er fünfzig Meter tief. Sind eines Tages alle Schichten gefördert, ziehen Siebanlagen und Arbeiter weiter. Zurück bleibt ein Weiher, von dem man hofft, daß die Natur ihn zurücknimmt.

Die Heimfahrt geht über Ebersmünster. Wieder am Spätnachmittag. Türme und Frontansicht der bedeutendsten Barockkirche des Elsaß zerfließen im Wasser der Ill. Der elsässische Herzog Attila und seine Frau, Eltern der Heiligen Odilia, Schutzpatronin des Elsaß, sollen die Abtei im 7. Jahrhundert gestiftet haben. Heute ist die Kirche ein Treffpunkt von Musikliebhabern. Berühmt für ihre Orgelkonzerte. Doch nach Ebersmunster kommen die Besucher auch wegen der Ill. „Der widerspenstigen“, wie die Leute sagen. Man kann mit dem Boot ankommen und abfahren. Aus dem Ried – ins Ried. Eine *Partie en barque* auf dem romantischsten Fluß des Elsaß. „Flüsse sind wie wandernde Wege, die einen an den gewünschten Ort führen“, heißt es. Läßt man das Große Ried hinter sich und folgt dem Lauf der Ill mit all ihren Mäandern, taucht über den Uferwiesen irgendwann der „Münsterzipfel“ auf, und die Straßburger Ufer hinter sich lassend, umarmt die Ill nach langem Weg ihren großen und berühmten Freund: den Rhein.

Gedichte

von Ralf Thenior

Ralf Thenior wird 1945 in Bad Kudowa/Schlesien (dem heutigen Kudowa Sdroj) geboren, wächst in Hamburg auf. Nach Verlagskaufmannslehre und Reisejahren studiert er ab 1969 am Dolmetscherinstitut der Universität des Saarlandes und veröffentlicht erste Texte. Ab 1974 Germanistikstudium in Hamburg. Sein erstes Buch Traurige Hurras mit Gedichten und Kurzprosa erscheint 1977. Es folgen Romane, Gedichtbände, Kinderbücher, Theaterstücke, CD's und Rundfunkarbeiten. Außerdem ist Thenior als Herausgeber und Übersetzer tätig. Er wird für sein mehrfach übersetztes Werk unter anderem 1993 mit dem Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis ausgezeichnet. Ralf Thenior lebt und arbeitet in Dortmund.

In Saarbrücker Zeiten wirkt er bei den LYRISCHEN HEFTEN mit, beginnt für den SAARLÄNDISCHEN RUNDFUNK zu arbeiten und wird Mitglied des saarländischen Schriftstellerverbands. Auch nach dem Verlassen des Saarlandes bleibt er für den SR tätig. 2002 verfaßt er einen Text für das Ausstellungs- und Buchprojekt Saar-Emscher-Kanal des Saarländischen Künstlerhauses.

Die Gedichte Schnappschüsse und In Memoriam Bonanza sind der Anthologie Jahresring Ausgabe 1970/71 entnommen. Die Gedichte Die Dämonen kehren wieder, An der nächsten Straßenecke ... und Über die Dämonengrenze entstammen dem Zyklus Dämonenspiegel, der im März dieses Jahres im Grupello Verlag, Düsseldorf, erschienen ist.

SCHNAPPSCHÜSSE

als ich in der
kanalreinigung arbeitete &
eines tages
mennigfarbe in bart
& haar
aus einem gulli
auftauchte
sagte der gemüsehändler
da
da müssen sie hinkucken
ich tat's
klick klick klick
hatten mich zwei
japanische touristinnen
auf fotografischem wege
festgehalten
was sie wohl zu hause
beim zeigen dieser fotos
ihren freunden
von deutschland
erzählen

wenn hoss auf seinem hörsli kommt
dann wird der westen mild
jeden sonntag um halb sechs¹
die cowboys sind so wild
sie reiten durch bonanzaland
mit brylcreme unterm hut
& wenn der alte cartwright kommt
wird alles wieder gut

die pferde die herde die erde das land
jetzt wird es allen eingebrannt
die rinder krümmen sich vor wonne
hoss hat das eisen in der hand
ein coltlauf
 blitzt auf
 in der sonne
ein cowboyhut fliegt in den sand
die cowboys springen in die sättel
die hufe stampfen das gras erbost
es riecht nach leder & blut
auf daß uns das schießeisen nicht vermoost
wir rächen den alten hut

he ho little joe
reitet über stock & stein
fängt die gauner wieder ein
reitet tollkühn reitet schnell
gauner murmeln go to hell
stellt sie dann am devils creek
in den augen leuchtet sieg
pull the trigger shoot him down
wenn er fällt dann schreit er
mach ihn fertig little joe
das leben das geht weiter
hoppe hoppe reiter

*1 die sendung ist inzwischen durch eine
andere ausgetauscht worden*

Manchmal kommt es knüppelhart:
ein Dauerregen von Missgeschicken,
Unglücken und schlechten Nachrichten
trifft dich im tätigen Leben, macht
dich empfindungslos, bringt dich
in den Besitz eines kalten Herzens –
jäh schreckst du auf: ein Freund
beherbergt eine alte Freundin kostenlos
ein paar Monate, als sie auszieht, sind
seine Ersparnisse verschwunden, der
Zufall überführte sie; das Weinen
im Telefonhörer gehört einer anderen
Geschichte an, und wenn man sieht
wie Bosheit und Übelwollen ins Kraut
schießen, erkennt man schnell: jeder
Einzelne in der Menge in der Metrostation
trägt auf der Schulter einen Dämon, die
glüh'nden Augen schweben in der Luft,
bei Autofahrern räkeln sie sich
auf der Kopfstütze, sie
geißeln mit kleinen Peitschen,
stoßen Blitze ins Fleisch und
hupen böse Omen, manche Leute
werden sogar von ihnen geritten.

Dieser Engel, zerkratzt,
aus vielen Wunden blutend,
ein Flügel, abgeknickt, schleift
am Boden, die Aura verbeult
und violett angelaufen, sein
Scat ein Lallen; er fiel
an der letzten Straßenecke
Dämonen in die Klau'n.

ÜBER DIE DÄMONENGRENZE

Und wenn er nach all diesen arbeitsbedingten
Absencen wieder im eigenen Leben eintraf,
wusste er nie, an welcher Ecke er rauskam;

alte Ellington – Scheiben kramt er hervor,
Holländisch lernen kommt in den Sinn – „Felix
Timmermans!“ – der Heilige der kleinen Dinge –

„Georgia O' Keeffe!“ – er zeichnet Zitronen
auf dem Teller, reinigt Nägel – jedenfalls
dauert es eine Weile, bis er bei sich ist.

Verwandte

Erzählungen

Von Sven Rech

Im Juli wird Sven Rech das Förderstipendium 2002 für Literatur der Landeshauptstadt Saarbrücken verliehen, unter anderem für seine unter dem Titel *Verwandte* zusammengefaßten Erzählungen. Im folgenden drucken die SAARBRÜCKER HEFTE zwei der Erzählungen ab.

I.

Mein Bruder war Sportler. Auf seinen Pfiff sprang früh am Morgen die Sonne auf und stand schon stramm am Himmel, wenn ich mich aus dem Schlaf erhob. Vor dem Fenster sah ich meinen Bruder turnen. Er stemmte Gewichte und zog an Gummiseilen, er schlug Rad und Purzelbäume und einen wehrlosen Sandsack, er machte Kniebeugen und Liegestütz und geriet auch dann noch nicht ins Schwitzen, wenn er dabei in die Hände klatschte.

Ich sah ihm dösend zu, wie er seine Hanteln schwang und dabei das Haus umrundete. Alle 20 Sekunden kam er an meinem Fenster vorbeigerannt. Die Rundenzeit entnahm er einer großen Uhr am Rande des Parcours. Fiel er auf 21 oder gar noch mehr zurück, dann verzerrte sich sein Mund, der sonst in regelmäßigen Stößen den Atem ausblies wie ein Fisch. Die nächste Runde, das war gewiß, würde dann in weniger als 19 Sekunden überwunden sein. Die Strecke war nicht einfach. Sie führte von dem Platz vor meinem Fenster über die schmalen Bretter zwischen den Beeten des Gemüsegartens, dessen Zaun sodann mit einem gewaltigen Satz zu überspringen war. Dann scharf links unter der Teppichstange durch und mit einem neuerlichen Sprung über die Gartenmauer auf die Straße. Die Front des Hauses flog im Spurt vorüber, die Toreinfahrt zum Hof wurde zum Nadelöhr bei diesem Tempo, und nur mit einer großen Grätsche war die Rosenhecke zu überwinden, die den Hof vom Garten trennte. Dort federte mein Bruder noch aus der Hocke in einen neuerlichen Spurt und erreichte mit drei Sätzen seine Rundenuhr: 18,8 Sekunden. Bahnrekord. Die Onkel applaudierten.

Auch beim Essen war mein Bruder immer Erster. Seinen Teller hatte er stets in weniger als 2 Minuten leer, egal, was sich darauf befunden hatte und wieviel. Vom Fleisch blieb nie ein Fettrand übrig und vom Gemüse nicht die Bohne, nicht eine Nudel ließ er liegen. Selbst der zu Brei gekochte Wirsing, den es jeden Dienstag gab, verschwand ohne Aufschub in meines Bruders Schlund, während er sich auf meinem Teller nur zu immer neuen Mustern fügte und erkaltete. Der Ruhm meines Bruders verbreitete sich schnell in unserer Verwandtschaft, an Geburtstagstafeln und beim Leichenschmaus war er ein gern gesehener Gast.

Die Cousins mußten sich an ihm ein Beispiel nehmen, die Cousinen kicherten und wagten scheue Blicke, die Tanten strahlten, wenn sich ihre mühsam hergestellten Kuchen in Sekundenschnelle in nichts auflösten. Die Onkel legten dann die Hand auf meines Bruders breite Schultern und ließen sich mit ihm fotografieren. Mein Vater blitzte, als meinem Bruder bei der Beerdigung der Mutter zum ersten Mal der einarmige Handstand glückte. Der Deckel der Urne fügte sich wie angegossen in seine rechte Hand, und die Onkel knieten nieder zum Gruppenbild. Es wurde das erste Farbfoto im Familienalbum. Ich hatte darauf rote Augen.

In den Sommerferien trug mein Bruder nie mehr als eine kurze Hose und ein paar Sandalen. Seine Haut bräunte rasch. Schon am 2. Tag schimmerte sie golden, am Ende der 6 Wochen war sie dunkel wie der Kot unseres Schäferhundes und samtig-kühl wie das Innere eines Sargdeckels. 3 mal am Tag durften 8 ausgewählte Mädchen seinen Bizeps fühlen und auf Küsse hoffen. Aber mein Bruder küßte nicht. Er ließ nur etwas Sand durch die Rillen seines Waschbrettbauches rieseln und sprang, sich abzukühlen, von meterhohen Klippen kopfvoran ins Meer. Die Mädchen stießen spitze Schreie aus und rannten aufgeregt wie junge Hunde am Ufer auf und ab. Mein Bruder blieb lange aus. Er tauchte, bis er 1 Perle fand, und hielt sie triumphierend in die Höhe, während er seine nasse Brust wieder mit Sauerstoff füllte, als wolle er den ganzen Himmel einatmen. Ich lag weiß und formlos wie ein Handtuch im Sand und sah zu, wie die Mädchen ihre Brüste entblößten und mit meinem Bruder in den Dünen verschwanden.

Bald war mein Bruder Kreis-, Bezirks-, dann Landesmeister, und sein Ruhm wuchs stetig weiter. Im Winter fuhren wir in die Berge, wo mein Bruder die Skiabfahrt und den Riesenslalom mühelos gewann. Von der Schanze flog selbstverständlich er am weitesten, nur um sich dann umgehend die Langlaufskier anzuschnallen und 10 Kilometer wie nichts zurückzulegen. „Er ist nicht umzubringen!“ jubelten die mitgereisten Onkel im Chor. Ich stand vor Frost gekrümmt im Schnee und warf bedeutungslose Schatten.

Mein Bruder wurde Champion des ganzen Kontinents und aller Disziplinen. Er schaffte jetzt 5 Teller in 2 Minuten und 16 Mädchen in den Dünen, und den Parcours um unser Haus erledigte er in 13,8 Sekunden. Im Fernsehen war er live zu sehen, wenn er frühmorgens seine Hanteln stemmte. Die Weltmeisterschaft lag für ihn zum Greifen nah. Ein Turnier ward festgesetzt auf Donnerstag vor Ostern.

Seine Konkurrenten von den verbleibenden vier Erdteilen waren nicht zu unterschätzen. Ein hünenhafter Blonder mit einem blankpolierten Dauerlachen lag beim Schlingen rasch in Führung, er fraß sogar die Teller mit. Bei den Dünenmädchen versagten seine Kräfte indes schon bei Nummer 13, und der Parcours durch unsern Garten brach ihm endgültig das Genick. Die Teppichstange war für ihn zu niedrig, er bekam in seinem Land ein Staatsbegräbnis mit Konfetti. Der zweite Konkurrent war schwarz und sehnig, er lief die beste Rundenzeit seit Menschengedenken.

denken, und in den Dünen erklärte der Schiedsrichter ihn nach Nummer 38 einfach so zum Sieger, denn die Mädchen wurden knapp. Im Essen allerdings war er nur 3. Liga. Er aß langsam und, wie ein Reporter wütend brüllte: mit Andacht. Noch bevor er seinen ersten Teller aufgegessen hatte, wurde der Schwarze darum disqualifiziert. Der Dritte glich dem Ersten an Statur und Kraft. Er lag gut im Rennen, verfehlte jedoch unsere Toreinfahrt und rannte einfach weiter. Niemand holte ihn zurück. Der Vierte, ein kleiner drahtiger Mann mit schwarzem Haar und schmalen Augen, schlug unseren Sandsack mit einem Hieb entzwei. Durch den Gemüsegarten schien er geradezu zu fliegen. Auch bei den Mädchen und dem Essen war er von einer nie geahnten Plötzlichkeit und Eleganz, und nach jeder Übung stand er vollkommen still und verbeugte sich mit einem Lächeln. Applaus bekam er nur von mir.

„Hipp hipp hurra!“ rief der Chor der Onkel, als mein Bruder die Arena betrat. Die Tanten wischten jede sich ein Tränchen aus dem Auge, die Cousinen kicherten, die Cousins nahmen sich ein Beispiel. Mein Bruder winkte lässig zu uns herüber. Staub flog auf, als er startete, und schon nach wenigen Metern war klar, daß er auch dieses Turnier haushoch gewinnen würde. Alle seine Leistungen konnte er noch einmal verdoppeln. Mein Bruder wurde Weltmeister, und der kleine drahtige Mann mit dem schwarzen Haar und den schmalen Augen nahm ein Messer und schnitt sich vor aller Augen ein tiefes T in seinen Bauch, aus dem dampfend die Gedärme quollen.

Obwohl er nun unbestritten vor aller Welt der Beste war, übte mein Bruder immer weiter und wurde täglich schneller. Schon hatte man Mühe, seinem Parcours mit den Augen zu folgen, und bei Tisch war er so rasch, daß die Tanten anfangen, sich leise über das Unmaß des Verschlungenen zu beschweren. Die Ostertage drohten unbezahlbar zu werden.

Am siebenten Tag nach seinem Sieg über die Welt sah ich meinen Bruder vor meinem Fenster wie gewohnt zum Training starten. Ich schaute dösend auf die Rundenuhr und wartete auf seinen Wiedereintritt in mein Sichtfeld. Es vergingen 10, 12, 20 Sekunden – mein Bruder blieb verschwunden. Vielleicht war er in einem Moment des Lidschlags vorübergesaust, so überlegte ich und zwang mich, die Augen offenzuhalten, bis sie tränkten. Die Rundenuhr war bald bei 12 Minuten, und meinen Bruder hatte ich noch immer nicht gesehen. War er gestürzt? Gegen die Teppichstange gerast wie der in Konfetti verscharrete Blonde? Oder aus der Bahn geflogen wie sein Pendant von der anderen Seite der Erde? Ich schritt die Trainingsstrecke ab, fragte Onkel und Cousinen – niemand hatte ihn gesehen. Und doch war er noch da.

Wir alle spürten ein Zittern in der Luft, hörten ein leises Zischen, wir sahen, wie die Bretter zwischen den Beeten gedrückt und die Rosenhecke zwischen Hof und Garten gestreift wurde. Als wir einen Teppich über die Stange legten, einen handgeknüpften Perser, da wurde er kurz darauf von einer ungeheuren Wucht getroffen und durchschlagen, und

in dem Einschußloch erkannten wir die Silhouette meines Bruders. „Er hat auf Über-Lichtgeschwindigkeit beschleunigt“, riefen die Onkel, von denen keiner etwas von Physik verstand, „darum können wir ihn nicht sehen.“ Mein Bruder habe sich in reine Energie verwandelt, oder - um es so zu sagen - in einen Gott.

Ich zweifelte an dieser Theorie, denn nach wie vor verschlang mein Bruder die gehäuften Speisen auf seinem Teller – nunmehr wie im Spuk – und auch in den Dünen kreischten wie hungrige Möwen die Mädchen und fühlten sich ergriffen wie zuvor.

Allmählich aber wurde alles anders. Die Fernsehleute gingen als erste. Sie wollten, was aus ihrer Sicht verständlich war, nur Champions zeigen, die man auch sah. Auch die Mädchen verloren das Interesse, denn was nutzte ihnen in den Dünen ein Gott, den man hinterher nicht herzeigen konnte? Bei unseren Familienfeiern vergaßen die Tanten mit der Zeit, meinem Bruder einen Teller hinzustellen, und meine Onkel legten mir statt ihm die Hand auf die Schulter und baten um ein Foto, als ich den Kopf schläfrig auf die Urne meines Vaters stützte. Schon warfen die Cousins mir kichernd scheue Blicke zu, und die Cousins folgten gerne meinem Beispiel. Am Tag darauf schlief ich bis Mittag, dann schlurfte ich noch im Pyjama in den Garten und zog gähmend und ohne Eile den Stecker aus der Rundenuhr.

IV.

Ich war Schreiber beim Gericht. Mein Platz im Saal lag – quer zu den Verfahren – an der Außenlinie der Prozesse, die Schreibtischkante parallel zum Redefluß der Richter und Gerichteten. Links von meinem Tisch erhoben sich die Klagen, links drückte die Last der Beweise, links logen die Zeugen und schäumten die Plädoyers. Von rechts dröhnten im Namen des Volkes die Urteile zurück. Meine Aufgabe war leicht. Ich hatte nur die Reihenfolge der in den Zeugenstand gerufenen Worte zu notieren: Name, Vorname, Beruf. Klage. Beweise. Vereidigung. Verteidigung. Beteuerung der Unschuld. Beschwörung der Gerechtigkeit. Alles Gesprochene, alles Geflüsterte, Geweinte und Geschrieene wurde auf meinem Schreibtisch zu Papier und zu Geschichte. Ich beglaubigte die Lüge wie die Wahrheit, und um 12 war Mittagspause.

Wie alle anderen Bediensteten des Gerichts aß ich im „Justizpalast“ gegenüber dem Gerichtsgebäude. Das Lokal gehörte dem Onkel meiner Großmutter. Es hieß, in seiner Jugend sei er unschuldig angeklagt und verurteilt worden und habe die meiste Zeit seines Lebens hinter Gittern verbracht. Im Gefängnis habe er den Beruf des Kochs erlernt, nur um sich an der Justiz zu rächen. Seine Küche war grausam und ohne Gnade. Keiner konnte ihr entkommen, denn das Lokal war weit und breit das einzige, das in der knapp bemessenen Mittagspause zu erreichen war. Drinnen herrschten strenge Gesetze. Das Tagesgericht wurde hier nicht

angeboten, sondern gehalten. Die Gäste hatten zwei Minuten Zeit, um für eine bestimmte Speise zu plädieren, man mußte Alibis und gute Gründe nennen, um etwa eine Hasenkeule oder frischen Lachs zu bekommen. Manche flehten um ein Schüsselchen Salat, andere appellierten an die Menschlichkeit des Küchenchefs, nur um dem Vollkornreis zu entgehen. Junge, noch unerfahrene Advokaten dagegen drohten gerne mit Berufungsverfahren und höheren Instanzen und forderten – sie betonten dies: forderten! – Rehrücken mit Preiselbeeren. Mein Großonkel hörte sich alles schweigend an, stapfte hinter seinen Thresen und brachte mit finsterem Blick den Saal zum Verstummen. Alle erhoben sich. Mein Großonkel setzte sich feierlich seine Kochmütze auf und verkündete seine gefürchteten Urteile.

„Tisch eins!“ – das waren die jungen Advokaten – „Linsensuppe!“ Die jungen Rechtsanwälte wollten protestieren, doch mein Onkel brüllte sie mit Donnerstimme nieder: „Ruhe, oder ich lasse den Saal räumen!“ Das hatte er tatsächlich schon einmal getan: Eigenhändig hatte er – ein starker Kämpfer mit den Fäusten eines Lebenslänglichen – die gesamte Justiz an einem sehr nassen und sehr kalten Tag an die Luft gesetzt. Frierend liefen wir zwischen den verschlossenen Türen des Gerichtsgebäudes und des „Justizpalastes“ hin und her, aber mein Großonkel blieb unerbittlich. Auch jetzt war an seinen Urteilen nicht zu rütteln.

„Tisch 2! Bohnen mit Speck! Tisch 3: Saure Nierchen.“ Offenbar war er heute milde gestimmt. Das ließ mich hoffen. Denn ein eisernes Gesetz besagte, daß man aufgetischt bekam, was man am Vortag nicht gegessen hatte. So schob ich seit acht Tagen einen Teller Kuttelsuppe von mir weg und bekam ihn am nächsten Tag unweigerlich wieder hingestellt. Der Pansen schimmerte schon grünlich, die Lungenstücke hatten schwarze Flecken, und aus einem Stück Magenschleimhaut wanden sich seit gestern rote Würmer.

Am Nachbartisch gratulierte man zwei blonden Gerichtsreporterinnen neidisch zu ihren blutigen Steaks mit Pommes und Salat. Ein solches Urteil hatte es lange nicht gegeben. Die Chancen auf Gnade standen nicht schlecht.

Mein Tisch hatte keine Nummer. Er stand ein wenig abseits am äußersten Rand des Lokals. Mein Großonkel mußte sich stets ein wenig über den Thresen beugen, um mich anzusehen. Schon sein Blick ließ mich zusammensinken. Ein sadistisches Lächeln huschte kurz über sein Gesicht, dann sagte er nur knapp und beiläufig: „Wie immer!“ Als die Suppe kam, mußte ich mich übergeben.

Hungrig und voller Ekel schlich ich zurück in den Gerichtssaal und stenografierte den Auftritt der Anwälte mit – obwohl ich den Text schon auswendig kannte. Sie zählten stets die gleichen Paragraphen auf: 53, 112 und 168 die Anklage, dagegen 14, 15, 79 und 225 die Verteidigung. Anschließend rechnete der Richter die Punkte zusammen (333 beide) und vertagte. Ich tippte mit 12 Durchschlägen das Protokoll, was viel Kraft erforderte, denn von Blatt zu Blatt wurde mein Bericht immer

schwächer, kaum daß er in der 12. Kopie noch Spuren auf dem Papier hinterließ. Meine Rapporte wurden in grauen Aktenordnern gesammelt, verschwanden im Archiv und nie, niemals ist es vorgekommen, daß sie von irgendjemandem gelesen wurden.

Am Abend ging ich zum Hafen. In einer Bar, deren Namen die sieben Todsünden verhieß, hatte ich meinen Stammplatz. Es war ein Tisch am Fenster, gegenüber der kleinen Bühne, auf der sich die Mädchen vor den gierigen Augen der Matrosen entblößten. Ich drehte der Darbietung den Rücken zu und schaute den Schiffen nach, bis ihre grünen und roten Positionslichter miteinander verschmolzen und im Nichts verschwanden. Nur manchmal spiegelte sich hell das Fleisch der Mädchen in der Fensterscheibe, und dann drang das Geräusch der Sünden bis in meine Ecke vor. Das Geräusch eines geröteten Gesichts, das Geräusch einer groben Hand auf einem nackten Schenkel, das Geräusch einer Zunge in einem fremden Mund. Das Geräusch der Trunkenheit, das Geräusch der Liebe. Das Geräusch von Schweiß, das Geräusch von Zähnen in erhitzter Haut. Das Geräusch der Lust. Das Geräusch von Streit, von Habgier und von Eifersucht. Das Geräusch der Gewalt. Das Geräusch des Todes. Das Geräusch meiner Münzen auf dem Thresen. Das Geräusch der Tür. Weit draußen hörte man die Schiffe sich traurig grüßen wie waidwunde Wale.

Der Mörder hatte wie alle anderen einen Namen und einen Vornamen, sein Beruf war Seemann und seine Adresse ein Schiff. Es gab Indizien und Beweise, es logen die Zeugen, es galten für ihn die gleichen Paragraphen wie für alle andern, und um 12 war Mittagspause.

Mein Großonkel verurteilte die jungen Advokaten zu Wasser und Brot. Die Gerichtsreporterinnen bekamen wieder Steak, weil sie – wie sich herausgestellt hatte – Vegetarierinnen waren und ihr Fleisch am Vortag nicht angerührt hatten. Für mich machte er sich nicht einmal mehr der Mühe eines Urteilspruchs, mit dem Kinn wies er den Kellner mit der Kuttelsuppe in meine Richtung. Außer den verwesenden Innereien schwamm nun in rosa Klumpen mein Erbrochenes darin. „Das hast du dir selber eingebrockt“, zischte der Kellner. „Du machst es nur noch schlimmer. Also iß! Iß!“ Ich tauchte den Löffel ein. Die Brühe stank nach Fäulnis und Verwesung. Ein gelber schleimiger Fetzen Bindegewebe klebte an der Unterseite des Löffels. „Iß!“ schrie der Kellner. „Meinst du, mir macht es Spaß, dir jeden Tag diese Kloake an den Tisch zu tragen?“ Ich schaute in den Saal: schweigend aßen die Jungjuristen ihr trockenes Brot, zählten Staatsanwälte zermatschte Erbsen von schmutzverkrusteten Tellern, löffelten Richter ihre wässrigen Suppen. Ein Staranwalt schluckte mit Todesverachtung eine lebende Erdkröte, denn mein Großonkel hielt sich in der Küche niemals an das Tierschutzgesetz. Ein besonders strenger Jugendrichter kaute tränenüberströmt an rohen Chilischoten, und sogar die vegetarischen Gerichtreporterinnen bissen heute widerspruchslos in ihre Steaks, und das geronnene Blut klebte schwarz an ihren schönen Zähnen. „Friß!“ schrie der Kellner. Ich schob den Löffel in

den Mund und wurde ohnmächtig.

In der Bar am Hafen tanzten am Abend wie immer die Mädchen, und ich sah in der Fensterscheibe zu, wie zwischen ihren Schenkeln die Schiffe verschwanden.

Waren die Paragraphen alle aufgezählt und die Zeugen für ihre Lügen bezahlt, dann hatten zum Schluß die Angeklagten noch einmal das Wort: es war das Letzte, was vor der Urteilsverkündung vor meinem Tisch gesagt wurde. Ich hörte schon kaum mehr hin. Mit den Jahren hatte ich mir für diesen Punkt der Verhandlung eine eigene Kurzschrift ausgedacht. Mehr als ein Dutzend Zeichen war nicht nötig. Immer standen sie da mit verknoteten Fingern und gesenktem Haupt und baten um Vergebung, heuchelten Reue und Zerknirschung oder leugneten ihre Verbrechen. Nicht einer stand zu seiner Tat. Gehorsam übergaben sie sich der Justiz, die sich bei ihrem Gestammel die Fliegenreste ihrer Mittagssuppe aus den Zähnen gepulst hatte, sich nun gelangweilt erhob und die Sitzung zur Berechnung der Paragraphen unterbrach. Keiner der Angeklagten begehrte auf. Keiner schrie eine Haßtirade in den Saal. Keiner verhöhnnte das Gericht. Keiner warf als Triumph des Verbrechens den Kopf in den Nacken. Keiner spuckte auf die Richter. Der Ungehorsam war derart aus der Mode gekommen, daß niemand mehr gewußt hätte, wie ihn bestrafen.

Wann war zuletzt ein Philosoph vergiftet worden? Eine Rebellen ertränkt? Ein Ketzer verbrannt? Ein Dichter erdrosselt? Ein Gott gekreuzigt? Wann wurde der letzte Deserteur erschossen, die letzten Huren aus der Stadt gepeitscht, die letzten Ehebrecher entmannt und gebrandmarkt?

Diese hier – Verbrecher nicht aus Leidenschaft, sondern aus Versehen – riskierten nichts. Ihre Vergehen waren Formfehler, dafür wurde man nicht geteert und nicht gefedert, nicht gerädert und nicht geköpft. Es wurden die Paragraphen der Verteidigung von denen der Anklage subtrahiert, aus dem Resultat ergab sich die Höhe der Gefängnisstrafe – sie wurde meistens zur Bewährung ausgesetzt.

Nur um den Mörder stand die Sache schlecht. Die Paragraphen des Staatsanwaltes summierten sich auf weit über tausend, während der Staatsanwalt sprachlos die Arme sinken ließ und statt eines Plädoyers nur stumm den Kopf schüttelte. Dann durfte der Angeklagte sprechen. Er mußte bereuen, wollte er den Punkterückstand wenigstens halbwegs wieder ausgleichen, er konnte nur noch um Gnade flehen, um Erbarmen betteln, sich krümmen vor dem Richterstuhl. Er tat nichts dergleichen.

Aufrecht und voller Spott wandte sich der Mörder ab von seinem Richter und drehte sich meinem Schreibtisch zu. Es war das erste Mal in all den Jahren, daß ein Prozeßbeteiligter mir, dem Schreiber, in die Augen sah. Ich umklammerte meinen Bleistift fester, bereit, ein umfassendes Geständnis zu stenografieren oder eine Apologie von sokratischer Größe wortgetreu für die Nachwelt zu protokollieren. Aber dann versag-

ten meine Mittel. Ich, der ich bisher jeden Prozeß, jeden Meineid, jedes Kreuzverhör, jeden Urteilsspruch lückenlos und getreu den Buchstaben des Gesetzes dokumentiert hatte, ich kam nicht mehr mit. Das Alphabet hatte keine Zeichen für das, was der Mörder nun tat. Der Mörder lachte.

Er lachte aus vollem Halse. Er lachte herzlich, ohne Angst. Ohne Haß. Er lachte Tränen. Er lachte fröhlich, er lachte befreit. Er lachte fürchterlich. Er lachte und lachte. Um sein Lachen zu notieren hätte es eines Musikers bedurft, der die Tonarten und Rhythmen und Melodiebögen zu Papier hätte bringen können. Ich öffnete hilflos eine Klammer und schrieb: lacht. Klammer zu. Dann war Mittagspause.

Das Tagesgericht im „Justizpalast“ war grausam wie nie zuvor. Mein Großonkel tischte Heuschrecken und lebende Würmer auf. Die jungen Advokaten bekamen Spinnen zu essen und Urin zu trinken, und die vegetarischen Gerichtsreporterinnen jede ein fettiges Eisbein. Meiner Kuttelsuppe näherten sich nicht einmal mehr die Fliegen. Dem Richter des Mörders wurde so schlecht, daß er die Verhandlung noch im „Justizpalast“ vertagte.

An diesem Abend waren im Hafen die Positionslichter der Schiffe vertauscht. Die roten waren rechts, die grünen links, sie flossen auch nicht zusammen, sondern strebten immer weiter auseinander: die Schiffe kamen zurück – langsam und eins nach dem anderen. Als das letzte vor der Fensterscheibe der Bar festmachte, waren die Mädchen in meinem Rücken alle nackt. Ich drehte mich um.

Am nächsten Morgen verkündete der Richter das Urteil. „Im Namen des Volkes“, sagte er. Aber da wurde er jäh unterbrochen. „Einspruch!“ rief eine Stimme von einer Seite des Gerichtssaals, die sonst zum Schweigen verdammt war. Erstaunt notierte ich den Zwischenruf und noch erstaunter ihren Urheber: Klammer auf – Der Gerichtsschreiber – Klammer zu. Und dann griff ich zum ersten und einzigen Mal beim Schreiben den Ereignissen vor:

Der Gerichtsschreiber wird aufspringen, seinen Tisch umwerfen und sich in die Mitte des Verhandlungsraumes begeben. Dort wird er sagen: „Ich war’s!“

Der Tumult war unbeschreiblich. Die jungen Advokaten schrieten durcheinander, der Staranwalt tupfte sich die Stirn, der Staatsanwalt verlangte ein Glas Wasser. Die Gerichtsreporterinnen stürzten zu den Telefonen, der Richter rief den ganzen Saal zur Ordnung, vergeblich – erst als um 12 die Mittagsglocke schlug, kehrte Ruhe ein. Da man vergessen hatte, mich zu verhaften, ging ich wie gewohnt hinüber zum „Justizpalast“.

Mein Großonkel hörte sich kein einziges Plädoyer mehr an. Sämtlichen Gästen hatte er das Essen ganz gestrichen. Nur ich erhielt einen gesonderten Urteilsspruch. „Rehrücken mit Preiselbeeren.“

Danach begann mein Prozeß. Bei meinem Schlußwort achtete ich darauf, daß der neue Schreiber alles mitbekam. Dann zog sich das Gericht zur Beratung zurück. Seither warte ich auf mein Urteil.

Im Zeichen von Wiederaufbau und Wirtschaftswunder

Zur Geschichte des
Saarländischen Staatsorchesters

Teil II: 1945 bis 1964*

Von Alexander Jansen

Die Menschen?

*Wie Ameisen laufen sie hin und her,
vorwärts und rückwärts,
bauen Städte, gründen Reiche, zerstören
wieder, lassen keinen Stein
auf dem anderen.
In einem Schwarm Wespen ist mehr
Vernunft als in denen.*

Die Welt, in: Das große Salzburger
Welttheater von Hugo von Hofmannsthal

Von der Stunde Null

Am 13. Januar 1945 beging die NSDAP in Saarbrücken den „Tag der Abstimmung“. Sie gedachte jener Wahl, die zehn Jahre zuvor zum Anschluß des Saargebiets an das Deutsche Reich geführt hatte. Doch zum Feiern bestand kein Anlaß mehr: Nazideutschland röchelte seine letzten Züge. Tot war bereits das Gautheater, das Hitler seinen Wählern 1935 als Gabe für deren „deutsche Treue“ in Aussicht gestellt und drei Jahre später selbst eröffnet hatte. Seit dem Sommer 1944 ging dort der Vorhang nicht mehr auf. Schuld daran waren nicht nur die Fliegerangriffe, die auch am 13. Januar mit unverminderter Gewalt erfolgten. Seit dem Entschluß zum „totalen Krieg“ wurde auf sämtlichen deutschen Bühnen nicht mehr gespielt. Die Künstler taten ihren Dienst in der Rüstungsindustrie oder mit der Waffe in der Hand ...

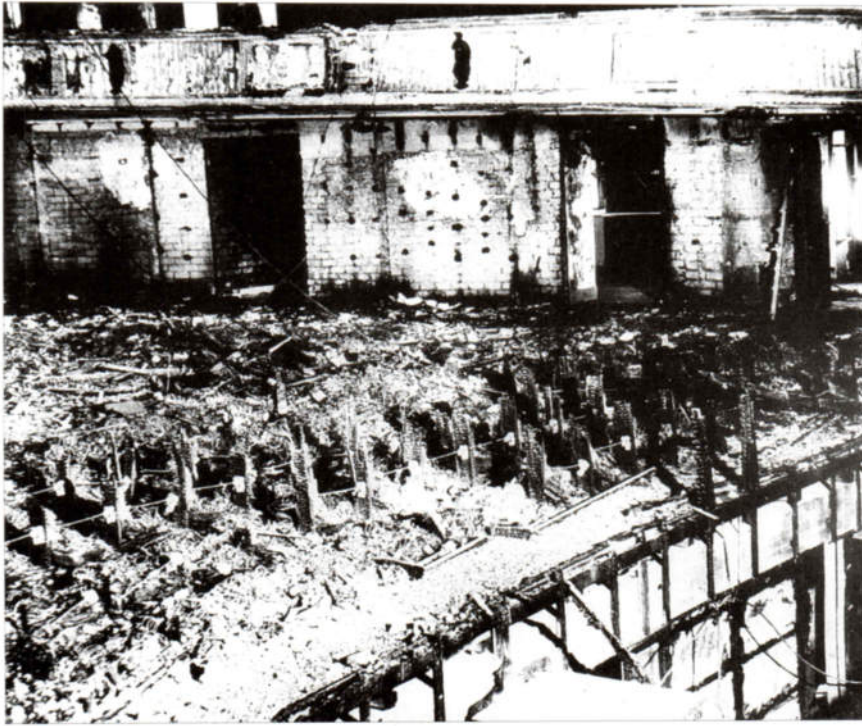
Nur wenige Wochen nach dieser makabren Jubiläumsfeier wurde die in die Zange genommene Stadt aufgegeben. Am Nachmittag des 20. März 1945 rollten die ersten amerikanischen Panzer durch Saarbrücken. *Die Stadt war ein Haufen Schutt*, beschrieb lapidar Oberst Louis G. Kelly das Bild, das sich ihm bot. *Von den einst 142.000 Einwohnern waren noch 900 zurückgeblieben.*¹ Doch innerhalb weniger Monate füllte sich die Ruinenstadt mit heimkehrenden Zivilisten und ehemaligen Wehrmachtsoldaten. Zunächst hatten sie wahrlich andere Sorgen, als sich um kulturelle Belange zu kümmern. Aber schon Ende 1945 versammelten sich Bühnenkünstler zur Ensemblebildung. Auch das Orchester wurde wiederbelebt. Der Klangkörper, der zunächst aus Theater- und Rundfunkmusikern bestand, probte in der ungeheizten und fast fensterlosen Saarbrücker Wartburg.

Die ersten Auftritte hatte das *Städtische Orchester* bei politischen Veranstaltungen. Beispielsweise umrahmte es unter der Leitung von Kapellmeister Josef Jung im März 1946 eine Trauerfeier der Vereinigung der Opfer des Faschismus. Bereits zwei Monate zuvor waren die Musiker bei einer Großkundgebung unter dem Motto „Lehren der Abstimmung“ dabei. Sie spielten die Ouvertüren zur *Zauberflöte* und zu *Egmont*. Mag die Wahl von Mozarts Opernvorspiel als volkstümliches Bekenntnis zur Humanität gewertet werden, so hat die Entscheidung für Beethoven einen schalen Beigeschmack. Sie zeigt, wie flexibel Musik im politischen Kontext eingesetzt werden kann. Denn Beethovens *Opus 84* auf Goethes Drama über den Freiheitskampf der Niederlande mußte bereits ein Jahrzehnt zuvor bei ähnlichem Anlaß herhalten.² Nur herrschten damals die Nationalsozialisten, die mit Beethoven ihren Sieg über die französischen Besatzer zelebrierten.

Das erste Werk eines vormals verbotenen Komponisten interpretierten die Musiker im Januar 1946 während einer Kundgebung von Sozialdemokraten in

¹ Zit. nach: Hans Bünte, 60 Jahre Rundfunk-Sinfonieorchester Saarbrücken 1937-1997, in: CD-Booklet 60 Jahre RSO (SAARLÄNDISCHER RUNDFUNK MAS 372), S. 19.

² Beispiele für die Instrumentalisierung Beethovens: Fidelio, Beethovens „Schreckens- und Rettungsoper“, wurde gegeben als „Festaufführung“ am 12. und 13. Januar 1935 sowie im März während der sog. „Befreiungsfeiern“. Seine 7. Sinfonie erklang am 14. Januar 1936 im Konzert zum „Gedenktag der Saarabstimmung“ (5. Sinfoniekonzert). Die Egmont-Ouvertüre wurde u.a. angesetzt im 2. Sinfoniekonzert am 28. und 29. Oktober



der Wartburg. Es war die Ouvertüre zum *Sommernachtstraum* von Felix Mendelssohn Bartholdy. Daß dessen Œuvre noch zwiespältig empfunden wurde, deutet zumindest zart die Kritik zu einer *Elias*-Aufführung des *Städtischen Orchesters* 1949 in Homburg an. Der Rezensent der *SAARBRÜCKER ZEITUNG* fühlte sich nämlich bemüßigt, die Ansetzung von Mendelssohns *Oratorium* am Schluß seiner Besprechung zu rechtfertigen: *Und wenn mancher Sänger zu Beginn der Proben vor einem Jahr sich noch fragen mochte, ob der Elias auch heute noch wirklichkeitsnahe sei, so ist er wohl jetzt bereit, diese Frage zu bejahen. Denn dieses Werk ist ewig, gleich wie das Buch ewig ist, aus dem es seinen Stoff entnahm.*⁵

Um die Entnazifizierung von Lehrern, städtischen Bediensteten und Künstlern kümmerte sich Kulturdezernent Dr. Willy Schüller, der neben seinen zahlreichen Aufgaben – unter anderem war er zeitweise kommissarischer Leiter von *RADIO SARREBRÜCK* – auch die Intendanz des *Stadttheaters* übernahm. Er organisierte den Wiederaufbau der zerbombten Bühne. Johannes Trefny, damals als Bassist enga-



oben:

Der ausgebrannte Zuschauerraum des Theaters

unten:

Die Stunde Null – ein deutscher Polizeioffizier verzehrt die Reste seiner Verpflegungsration auf den Trümmern vor dem Theater

giert, notierte dazu in seiner Datensammlung zur Geschichte des Saarbrücker Theaters:

In monatelanger ungewohnter Arbeit wurde der Schutt entfernt, Räume freigelegt, der Keller, in dem sich Wassermassen angesammelt hatten, freige-pumpt. Das unter den Trümmern gelegene Material wurde geborgen und gesichtet. Kurz, es wurde von den Künstlern und technischen Kräften eine ungeheure Arbeit geleistet. Doch

1935 im Rahmen der Musikwoche der Westmark. Entscheidend hierbei ist der dramaturgische Zusammenhang. Die Ouvertüre ging voran der c-Moll-Sinfonie von Bodo Wolf (Uraufführung) sowie Händels *Te Deum*. Über Wolfs Stück schrieb Rudolf Jung u.a. im Programmblatt des Konzerts: „... ein visionärer Gedanke gewinnt die Oberhand und wird in einem Des-dur-Satz „mit Glut“ verwendet und gesteigert. Im Kämpfen und Ringen mehrerer Gedanken bleibt ein tragisches, scharfschneidendes Thema Sieger. Der zweite Satz, ein Andante religioso, drückt stille Einkehr aus und erhebt sich zu trostreicher Zuversicht. In dem Mittelpunkt dieses Variationssatzes klingt der Choral auf Nun sich der Tag gewendet hat.“ Händel komponierte sein *Te Deum* im Auftrag des englischen Königs. Anlaß war ein geschichtliches Ereignis – die Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743, eine entscheidende Schlacht im österreichischen Erbfolgekrieg. Es kämpfte die sog. „Pragmatische Armee“ (bestehend aus Engländern, Hannoveranern, Österreichern und Hessen) gegen das französische Heer unter Adrien Maurice de Noailles. Die Franzosen wurden besiegt.



oben: *ließ das Dach noch Regen herein und war schwer zu reparieren. Der gesamte Fundus war verloren.*³ So mußte jedes Versatzstück und jedes Kostüm neu hergestellt werden. Doch die Mühe sollte sich lohnen. Exakt ein Jahr nach dem offiziellen Kriegsende eröffnete Schüller am 9. Mai das provisorisch hergerichtete Haus. Da die Brandschäden im Parkett noch nicht vollständig beseitigt werden konnten, saßen die Zuschauer auf der linken Seitenbühne. Gegeben wurde Hugo von Hofmannsthal's *Das Große Welttheater*. Dieses Mysterienspiel erneuert die Idee des *teatrum mundi* aus dem Mittelalter und Barock, daß die Welt eine Bühne sei, auf der die Menschen die ihnen von Gott zugeteilte Rolle spielen ... Die Premiere begann mit dem *Concerto grosso in D-Dur* von Händel, interpretiert vom *Städtischen Orchester*.

³ mb., Mendelssohns Oratorium „Elias“ in Homburg. Ein Höhepunkt des kulturellen Lebens der Stadt, *SAARBRÜCKER ZEITUNG*, undatierter Zeitungsausschnitt, Archiv des Vorstands des Saarländischen Staatssorchesters (*Die Elias-Aufführung fand am 16. November 1949 statt.*)

⁴ Johannes Trefny, Unterlagen Theater Saarbrücken ab 1922-1970, Typoskript (unpaginiert).

Vom Aufbruch und von den Hoffnungen

Ein Opernbetrieb war auf der Behelfsbühne zunächst nicht zu realisieren. Trotzdem wurden in Saarbrücken Musiktheater-Werke gespielt. Man gab sie im Saal der *Wartburg* und wiederholte sie in Saarlouis. Die Vorstellungen, ge-

leitet von Paul Maguaire aus Paris, dienten nicht nur niveauvollem Amusement, sondern auch der Völkerverständigung. So standen beispielsweise im Oktober 1946 bei Jules Massenets *Manon* saarländische und französische Sänger auf der Bühne. Es begleitete das Rundfunkorchester unter Dr. Rudolf Michl, seinem ersten Nachkriegs-Chefdirigenten. Daß sich das *Städtische Orchester* dieser Aufgabe enthielt, hatte einen triftigen Grund. Es besaß noch keinen ausgewiesenen Operndirigenten. Josef Jung, der die Musiker durch die ersten Kleinauftritte geführt hatte, war eigentlich Studienleiter. Dem Mißstand wurde Ende 1946 abgeholfen. Engagiert wurden Carl Johansson als Erster Kapellmeister – und als Musikalischer Oberleiter Philipp Wüst.

Beide waren nicht neu in Saarbrücken. In den 20er Jahren waren sie schon am damaligen *Stadttheater* in der Stengelstraße beschäftigt gewesen. Doch während Johanssons Laufbahn in den 30er Jahren auch aus politischen Gründen stagnierte, machte Wüst Karriere. Als Orchesterchef begann er in Oldenburg, dann folgte das *Nationaltheater Mannheim*. Von 1936 bis 1943 war er Generalmusikdirektor der *Schlesischen Philharmonie Breslau*, anschließend GMD in Stuttgart. Er gastierte unter anderem bei den *Berliner Philharmonikern* und an der *Wiener Staatsoper*. Wie so viele andere hätte Wüst sich bestimmt der Frage nach seiner Verantwortung im „dritten Reich“ entzogen. Wahrscheinlich hätte er sich – wie die meisten Künstler – als „politisch uninteressiert“ bezeichnet. Und doch sollte festgehalten sein, daß Wüst etwa bekannt war mit Hans Frank, dem Generalgouverneur von Polen. Franks Charakter war ein Amalgam aus Schöngeist und Sadist. In seinem Herrschaftsbereich förderte er deutsches Theaterspiel und Musik – zur gleichen Zeit war er mitverantwortlich für alle Verordnungen, die das jüdische Leben einschränkten. Er plädierte für ein radikales Vorgehen gegen die Juden und unterstützte vor-

behaltlos die sogenannte „Endlösung“. Philipp Wüst verschönte in Krakau mit seiner *Schlesischen Philharmonie* beispielsweise Hans Franks Festakt zum „Tag der nationalsozialistischen Machtergreifung“ am 30. Januar 1940.⁵

In Saarbrücken stellte sich Philipp Wüst als Operndirigent mit einem zeitlosen Stoff vor, mit Christoph Willibald Glucks *Orpheus und Eurydike*. Die Premiere am 15. Januar 1947 fand noch auf der Behelfsbühne statt. Das große Haus, dessen Renovierung sich durch die Hochwasserkatastrophe der Jahreswende 1947/48 verzögert hatte, weihte er am 6. März 1948 ein. Mit Mozarts *Zauberflöte* wurde der geregelte Spielbetrieb im *Stadttheater* aufgenommen. Hermann Kronz, heute Vorsitzender des *Saarländischen Richard Wagner Verbands*, sang damals als Gast im Priesterchor unter der Leitung von Wüst mit: *Ich habe das Bild von Philipp Wüst noch sehr deutlich vor Augen. Er war schon von der Statur her ein großer Herr; im wahrsten Sinne des Wortes – ein Grandseigneur; würde man sagen. Und soweit ich das mitbekommen habe, von der Bühne her, im Extrachor: Er führte ein strenges Regiment – auch mit seinem Orchester und mit dem Musikensemble.*⁶

Doch streng konnte er auch mit seinem Publikum sein – wie das damalige Orchestermittglied Eberhard Pleyer, der 1959 nach Saarbrücken kam, zu berichten weiß: *In einer Vorstellung Fidelio, zu einem Aktschluß, da geht der Vorhang langsam zu, aber die Musik spielt noch. Da fingen die Leute an zu applaudieren. Und er bricht das Orchester ab, dreht sich zum Publikum und sagt: „Jetzt möchte ich Ihnen einmal etwas vorführen, was Sie durch diesen Applaus nicht mitbekommen haben: Die Leonore, die ist aufgeregt – und Sie hören in der Musik diesen Herzschlag von der Leonore. Und zwar angedeutet von der Pauke. Und ich spiele Ihnen jetzt noch einmal diese letzten paar Takte. Dann hören Sie einmal zu, wie das ist.“ Und die waren begeistert, die Leute, daß sie das einmal richtig gehört haben.*⁷

Musikalität, Genauigkeit, Disziplin – das waren die Tugenden, die Philipp Wüst schätzte. Manche haben ihn deshalb einen „wilhelminischen Orchestererzieher“ genannt. Aber er konnte – so Eberhard Pleyer – auch jovial sein: *Ich weiß, ich habe einmal etwas erlebt, da geht ein Kollege zu ihm hin und wollte was wissen. Und er legt dann den Arm um den Kollegen und sagt: „Na, was wünschen Sie von Ihrem Herrn General...“ Das sind natürlich Dinger, da muß man jetzt drüber lachen. Aber so war Wüst.*⁸

Bei der Planung seiner Konzerte mußte Philipp Wüst zunächst improvisieren, denn Noten waren kaum vorhanden. Doch im Mai 1947 übernahm die *Association des Concerts-Colonne* aus Paris die Patenschaft über das *Städtische Orchester*. Sie stellte Partituren und Stimmenmaterial zur Verfügung. Und so kamen die Musikfreunde in den Genuß von anfangs sehr frankophon ausgerichteten Konzerten. Neben Werken der Vergangenheit hörte das saarländische Publikum Stücke zeitgenössischer Komponisten wie Jean Françaix, Arthur Honegger, Maurice Ravel und Albert Roussel. Darüber hinaus lernte es Sinfonien und Konzerte von Benjamin Britten, Aram Chatschaturjan, Paul Hindemith, Dmitri Schostakowitsch und Igor Strawinsky kennen. Die systematische Arbeit verbesserte die Präzision des Orchesters. Im Spielzeithaft 1950/51 zog man ein erstes Fazit:

*Es darf ohne Übertreibung behauptet werden, daß sich das städt.[ische] Orchester durch eiserne künstlerische Disziplin in kameradschaftlicher Arbeit und durch Hingabe eines jeden einzelnen Musikers an seine hohe Aufgabe immer mehr zu einem erstklassigen Instrumentalkörper entwickelt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die große saarländische Hörergemeinde durch ihren regen Besuch und das lebendige Interesse zu dieser Aufwärtsentwicklung beigetragen hat.*⁹

Doch so sehr das Publikum sogenannte „klassische Werke“ feierte und die Einrichtung von Jugendkonzerten

5 Vgl. Fred K. Prieberg, *Musik im NS-Staat*, Köln 2000, S. 404f.

6 Aus: Interview mit Hermann Kronz, geführt am 26. November 2002 in Saarbrücken.

7 Aus: Interview mit Eberhard Pleyer, geführt am 25. November 2002 in Saarbrücken.

8 Ebenda.

9 N.N., *Sichern Sie sich Ihre Konzert-Mietel!*, in: *Stadttheater Saarbrücken. Spielzeit 1950/1951 (Jahresheft)*, S. 22.



STADTTHEATER SAARBRÜCKEN
INTENDANT: DR. WILLY SCHÖLLER SPIELZEIT 1950/1951

Sonntag, den 24. September 1950, 11 Uhr

Musikalische Morgenfeier
ARTUR SCHUBERT
MITTTEL DES STÄDTISCHEN ORCHESTERS

LEITUNG: CARL JOHANSSON
SOLIST:
GERHARD MISSKE, BARITON
DAS STÄDTISCHE ORCHESTER

PROGRAMMFOLGE

Artur Schubert: Tragische Ouvertüre d-moll
(Uraufführung)

Vier Schicksalslieder
Schicksalslied
Glaube
Am See
Ein Traum vergeht
(nach Texten von E. Margret Frenkenberg)

Symphonie Nr. 2 (Uraufführung)
Allegro - Andante cantabile - Presto / Scherzo -
Grave / Allegro moderato.

Fritz Hermann, Saarbrücken

links: begrüßte, so sehr wehrte sich ein Großteil der Abonnenten gegen die Moderne. Philipp Wüst sah sich 1951 zu einem „offenen Brief“ genötigt. Dort heißt es unter anderem:

Auch im Laufe dieser Konzert-Saison ist mir wieder eine Reihe von Briefen zugegangen, in denen gegen das Einfügen moderner Musik in meine Programme Stellung genommen wird. Nach meiner Ansicht gibt es gar kein „Problem“ der modernen Musik, sondern es ist erst durch überflüssiges Hin- und Herreden zu einem solchen gemacht worden. Es handelt sich in der Kunst immer um den Begriff der dauernden Wandlung, Verwandlung der Ausdrucksstile, bedingt durch das obwaltende Zeitempfinden. Es gibt also nicht eigentlich einen Fortschritt, sondern immer nur eben diese Verwandlung des Ausdrucks. [...] Heute kehren nun Meister wie Hindemith, Honegger, Strawinsky, Bartók usw. wieder zur absolut rein musikalischen Aussage zurück. Es ist unsere freudige Aufgabe, immer wieder einige Proben dieser zeitgenössischen Komponisten im Rahmen unserer Konzerte zur Diskussion

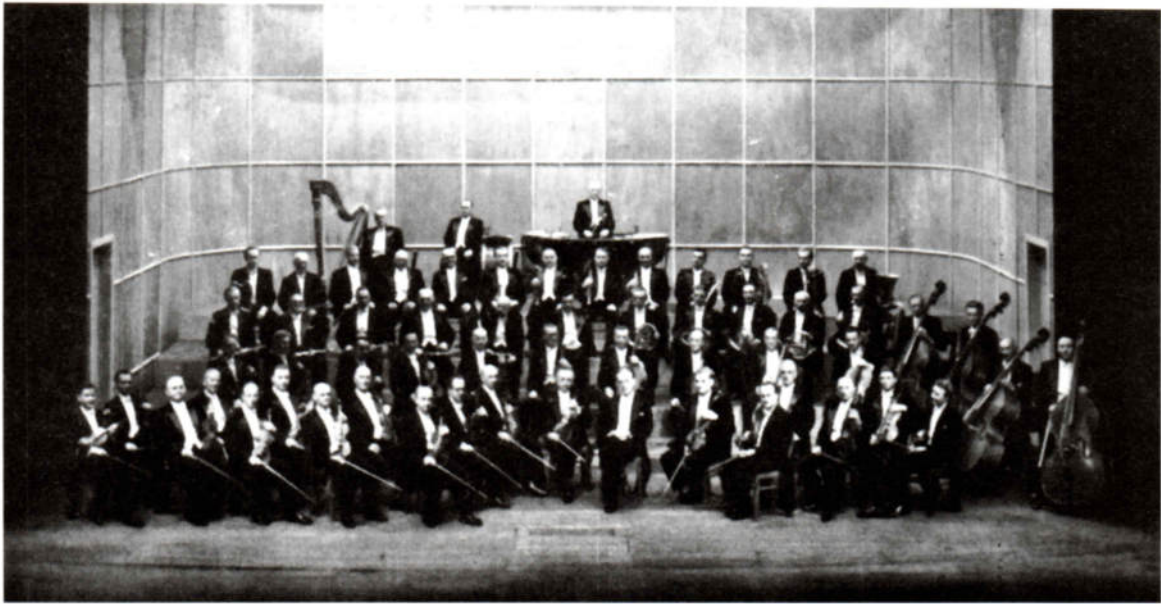
zu stellen, wozu wir die Geduld, Vorurteilslosigkeit, Aufnahmebereitschaft unserer verehrten Zuhörer erbitten.¹⁰

Sein Aufruf verhallte ungehört. Fast resigniert schrieb Wüst 1952 im Spielzeitheft der kommenden Saison: *Leider müssen wir immer wieder feststellen, daß eine Reihe von Hörern sich nicht einmal der Mühe unterzieht, sich ein eigenes Urteil über zeitgenössische Werke zu bilden, sondern durch Fernbleiben ihre Meinung zu diesen Komponisten demonstrieren. [...] Wie im vergangenen Jahre bitte ich deshalb noch einmal, auch [...] bei Werken, über die wir uns ein eigenes Urteil erst bilden müssen, um das Interesse, das wir schließlich ja auch jedem modernen Schauspiel, jeder literarischen Neuerscheinung und jedem Gemälde entgegenbringen.*¹¹

Aber bereits die Musiksaison 1952/53 fiel dezenter aus. Zwar waren immerhin fünf lebende Komponisten vertreten (Hindemith, Helm, Mompou, Prokofjew und Strawinsky), doch Saarbrücker „Novitäten“ wie Frederico Mompous *Foubourgs* mit den Sätzen *Die Straße, der Gitarrenspieler und*

¹⁰ Philipp Wüst, Konzert-Saison 1951-52, in: Stadttheater Saarbrücken. Spielzeit 1951/1952 (Jahresheft), S. 24f.

¹¹ Philipp Wüst, o.T., in: Stadttheater Saarbrücken. Spielzeit 1952/1953 (Jahresheft), S. 20.



das alte Pferd / Zigeunerinnen / Die kleine Blinde / Der vornehme Herr und Everett Helms *Konzert für Streichorchester* sind nicht unbedingt der avancierteren Musik zuzurechnen. Und die angekündigte Uraufführung eines Werks von Felix Petyrek mit dem verhaltenen Titel *Variationen und Fuge über ein Thema aus Verdis „Falstaff“* fand nicht statt. Dafür schloß man die Spielzeit im Juni mit einem vierteiligen Beethoven-Zyklus. Damit war im Konzertbereich der Weg in ein nachtotalitäre Biedermeier gegebnet, der im *Stadttheater*-Spielplan schon längst beschritten wurde.

Vom nachtotalitären Biedermeier und von Traditionslinien

Noch Ende 1949 hatte Kultusminister Dr. Emil Strauß vom Theater verlangt, den *neuen Menschen*¹² zu formen. Doch „Dissonanzen“ mochte er nicht, der „neue Mensch“. Er war froh, „davongekommen“ zu sein. Ausdruck dieser Haltung ist beispielsweise das Motto des *Presse-Maler-Bühnen-Balls* von 1952: *Hoppla, wir leben!* Ein ähnliches Selbstverständnis hatte auch 1953 der neue Intendant des *Stadttheaters*, Dr. Günther Stark. Einige seiner Aussagen hat Johannes Trefny festgehalten: *Das*

Montag, den 22. September 1952, 19.00 Uhr
Dienstag, den 23. September 1952, 19.30 Uhr

1. JUBILÄUMS-KONZERT
ANTON BRUCKNER
Messe in f-moll

Kyrie	(Moderato)
Gloria	(Allegro)
Credo	(Allegro)
Sanctus	(Moderato)
Benedictus	(Allegro moderato)
Agnus	(Andante / quasi Adagio)

Leitung: PHILIPP WUST

Solisten:
Elsa Matheis, Sopran
Petra Boser, Alt
Sebastian Feiersinger a. G., Tenor
Karl Kohn, Baß

Der Städtische Chor / Der Opernchor des Stadttheaters
Einstudierung der Chöre: Gregor Eichhorn
Das Städtische Orchester

*Theater ist und bleibt immer eine Unterhaltungsstätte. Man muß zwar die geistigen Werte auf das Theater übertragen, aber man darf nie vergessen, daß das Publikum im Theater eine das Leben erleichternde Stunde genießen will.*¹³ Mehr als ein Jahrzehnt wurden nur noch sporadisch sogenannte „Experimente“ angesetzt. Gewagter war zu jener Zeit das französische Kulturprogramm. Im Saarland gastierten nicht nur Stars wie der Cho-

oben:
Das Städtische Orchester 1952

¹² Johannes Trefny, *Unterlagen Theater Saarbrücken*.

¹³ *Ebenda*.



oben:

Die Holzbläsergruppe des
Städtischen Orchesters 1952

(v.l.n.r., Reihe hinten: Eugen König, (Baß)Klarinette; Reinhard Lorenz, Klarinette; Wilhelm Niemeyer, Klarinette; Hubert Geyr, Fagott; N.N.; Heinz Hasenbein, Fagott;

v.l.n.r., Reihe vorne: Erich Büttner, Flöte; Artur Schubert, Flöte; Willi Holzschuh, Flöte; Emil Küster, Oboe; Fritz Welanetz, Oboe; Helmut Elgner, Oboe)

links:

Programm des 2. Jubiläumskonzerts am 4. Oktober 1952 mit einer Widmung Felix Lederer: „Meinem lieben großartigen Saarbr. Orchester sein getreuer Felix Lederer“, aus: Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken

reograph Maurice Bejart oder die Chansonette Edith Piaf, sondern auch die besten Musik- und Schauspielensembles der „Grande Nation“. Während sich das Stadttheater allenfalls um die Heimkehrerthematik kümmerte – Borcherts *Draußen vor der Tür* und Strawinskys *Geschichte vom Soldaten* waren erfolgreiche Produktionen –, spielten „die Franzosen“ Dramen von Jean-Paul Sartre, Jean Giraudoux und Bertolt Brecht. Gespalten war aber auch das musikliebende Saarbrücker Publikum. Wer Avancierteres hören wollte, besuchte die Konzerte des

Samstag, den 4. Oktober 1952, 19.30 Uhr

2. JUBILÄUMS-KONZERT

Leitung: Prof. Felix Lederer

Solist: Gottfried Stanek, Violine

Franz Schubert: Symphonie Nr. 8 h-moll (Unvollendete)
1797–1828

Allievo moderato - Andante con moto

W. A. Mozart: Violinkonzert Nr. 5 A-dur
1756–1791

*Allievo aperto - Andante
Rondo - tempo di minuetto*

PAUSE

Johannes Brahms: Symphonie Nr. 2 D-dur
1833–1897

*Allievo non troppo - Andante non troppo -
Allievo grincoso - Allegro con spirito*

*Meinem lieben großartigen
Saarbr. Orchester sein getreuer
Felix Lederer*

rechts:

Programm des 1. Konzerts am 15. und 16. Oktober 1956 mit einem Gruß von Wilhelm Kempff: „Nach homerischen Irrfahrten wieder in Saarbrücken vereint! Phillip Wüst und dem ausgezeichneten Orchester zur Erinnerung: Wilhelm Kempff.“, aus: Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken

unten:

Programm des 5. Konzerts am 8. und 9. Februar 1960 mit einem Gruß von Heinz Bongartz auf der nächsten Seite: „Es war für mich eine große Freude, nach 15 Jahren wieder einmal mit dem Städt. Orchester Saarbrücken musizieren zu können. Auch eine Überraschung gab es für mich. Das Orchester hat sich verjüngt und hat sich in seiner künstlerischen Qualität enorm verbessert. Aus dieser Tatsache spricht ein hohes künstlerisches Verantwortungsbewußtsein. Ich danke allen Kollegen für die freudige Mitarbeit in den Proben und für die hervorragenden Leistungen in den Konzerten. Die beiden Abende werden mir stets eine schöne Erinnerung bleiben. Der prächtigen Orchestergemeinschaft wünsche ich auch weiterhin große Erfolge. Heinz Bongartz.“, aus: Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken

Montag, den 15. Oktober 1956, 19 Uhr
Dienstag, den 16. Oktober 1956, 19.30 Uhr

**Erstes
Städt. Symphonie-Konzert**

Leitung
PHILIPP WUST
Solist
WILHELM KEMPPF
Klavier

Richard Strauss: STADTFEIERMUSIK (1904)
Johannes Brahms: KONZERT FÜR KLAVIER UND ORCHESTER Nr. 1, d-moll, Op. 15 (1833-1897)
Mazurka — Adagio
Rondo Allegro non troppo

PAUSE

Robert Schumann: SYMPHONIE Nr. 1, B-Dur, Op. 38 (1810-1856)
Andante un poco maestoso — Larghetto — Scherzo — Allegro animato e grazioso

15/16 SG

Nach homerischen Irrfahrten wieder in Saarbrücken vereint!
Philipp Wüst und dem ausgezeichneten Orchester zum 15. Jahrestag seiner Gründung. W. Kempff

Montag, den 8. Februar 1960, 19 Uhr
Dienstag, den 9. Februar 1960, 19.30 Uhr

**Fünftes
Städtisches Symphonie-Konzert**

Dirigiert
HEINZ BONGARTZ a. G.

Heinz Bongartz: Verwandlungen und Fuge über ein Thema aus Mozarts „Don Giovanni“ Op. 32 (1884)
Robert Schumann: Zum 150. Geburtstag 1. Symphonie in B-Dur Op. 38 (1810-1856)
Andante un poco maestoso/Allegro molto vivace — Larghetto — Scherzo — Allegro animato e grazioso

PAUSE

Dimitri Schostakowitsch: 6. Symphonie Op. 53 (1906)
Largo — Allegro — Presto

Es war für mich eine große Freude, nach 15 Jahren wieder einmal mit dem Städt. Orchester Saarbrücken musizieren zu können. Auch eine Überraschung gab es für mich. Das Orchester hat sich verjüngt und hat sich in seiner künstlerischen Qualität enorm verbessert. Aus dieser Tatsache spricht ein hohes künstlerisches Verantwortungsbewußtsein. Ich danke allen Kollegen für die freudige Mitarbeit in den Proben und für die hervorragenden Leistungen in den Konzerten. Die beiden Abende werden mir stets eine schöne Erinnerung bleiben. Der prächtigen Orchestergemeinschaft wünsche ich auch weiterhin große Erfolge.
Heinz Bongartz

Es war für mich eine große Freude, nach 15 Jahren wieder einmal mit dem Städt. Orchester Saarbrücken musizieren zu können. Auch eine Überraschung gab es für mich. Das Orchester hat sich verjüngt und hat sich in seiner künstlerischen Qualität enorm verbessert. Aus dieser Tatsache spricht ein hohes künstlerisches Verantwortungsbewußtsein. Ich danke allen Kollegen für die freudige Mitarbeit in den Proben und für die hervorragenden Leistungen in den Konzerten. Die beiden Abende werden mir stets eine schöne Erinnerung bleiben.
Der prächtigen Orchestergemeinschaft wünsche ich auch weiterhin große Erfolge.
Saarbrücken, 10. 2. 60
Heinz Bongartz

Rundfunkorchesters in der Wartburg. 1967 beschrieb Peter Bockelmann in einem Artikel über das RSO die unterschiedliche Klientel: *Trifft sich in den Städtischen Sinfoniekonzerten [...] die Gesellschaft der Stadt nicht nur zum Musikgenuß, sondern auch zur glanzvollen Selbstdarstellung, so kann der Rundfunk, frei von solcher Belastung, sich weitaus stärker dem weniger Bekannten und Neuen zuwenden.*¹⁴

Einen Vorteil hatte es, daß der Schwerpunkt auf dem Traditionellen lag. Anders als das Rundfunkorchester mußte sich das Theater nicht um seine Existenz sorgen¹⁵, denn es wurde zum Kultur- und Wirtschaftsfaktor. 329.548 Besucher zählte man 1954, durchschnittlich 941 pro Vorstellung. Und die Konzerte waren immer nahezu ausverkauft. Bis auf den letzten Platz füllte sich beispielsweise 1952 der Saal beim zweiten Jubiläumskonzert zum 40jährigen Bestehen des *Städtischen Orchesters*. Den Klangkörper leitete dessen erster Generalmusikdirektor Felix Lederer. Das Eröffnungsstück des Abends, Schuberts *Unvollendete*, mütet an wie ein Kommentar auf Lederers durch die Nationalsozialisten barsch beendetes Wirken in Saarbrücken. 1935 mußte Felix Lederer, weil er Jude war, Posten und Stadt verlassen.

Als Philipp Wüst sein Amt in Saarbrücken antrat, war das Werk Richard Wagners, Hitlers Lieblingskomponist, in Deutschland noch weitgehend verpönt. Doch Wüst scherte sich nicht um das, was man heute *political correctness* nennt. Schon 1947 setzte er in einem Konzert das *Siegfried Idyll* an, ihm folgte wenige Monate später das *Meistersinger*-Vorspiel. Das Publikum war außer sich. *Durch Trampeln und Zurufe*, schreibt Trefny, *wurde das Orchester zu einer Wiederholung der Meistersinger-Ouvertüre gezwungen.*¹⁶ Woran lag das? Wollte das Publikum seine Sympathie zur „heil’gen deutschen Kunst“, wie es im Libretto der *Meistersinger* heißt, bekunden? War dies eine Reaktion auf den sogenannten „welschen Einfluß“, den man mehrheitlich nicht goutierte? Oder lag

es an einer phänomenalen Interpretation des Orchesters? Wie dem auch sei, auf jeden Fall fühlte sich Wüst bestätigt. In rascher Folge setzte er nun im Musiktheater Werke des „Bayreuther Meisters“ an. Hierfür holte er berühmte Solisten wie Helena Braun, Otto von Rohr und Ludwig Suthaus nach Saarbrücken. Aber auch Kräfte des eigenen Ensembles konnten sich hören lassen. Leonie Rysanek etwa wurde nicht nur beim Paris-Gastspiel des Theaters 1952 mit *Arabella* von Richard Strauss umjubelt, sondern auch bei den *Bayreuther Festspielen* gefeiert.

Wagner und Strauss waren – neben dem üblichen Kernrepertoire – schon die Opern-Eckpfeiler des *Gautheaters* unter der musikalischen Leitung von Heinz Bongartz gewesen. Ihn holte Wüst 1960 für ein Doppelkonzert wieder nach Saarbrücken. Bongartz dirigierte unter anderem Schostakowitschs *6. Sinfonie*. Ins Gästebuch des Orchesters schrieb er: *Es war für mich eine große Freude, nach 15 Jahren wieder einmal mit dem Städtischen Orchester Saarbrücken musizieren zu können. Auch eine Überraschung gab es für mich. Das Orchester hat sich verjüngt und hat sich in seiner künstlerischen Qualität enorm verbessert. Aus dieser Tatsache spricht ein hohes künstlerisches Verantwortungsbewußtsein.*¹⁷ Bongartz wechselte nach dem Zweiten Weltkrieg von Saarbrücken nach Dresden und übernahm die dortige Philharmonie. Auch unter der roten Diktatur fühlte sich Bongartz wohl. Er komponierte einige staatstragende Stücke und erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise, 1950 etwa den DDR-Nationalpreis. Die älteren Saarbrücker Musiker freuten sich auf das Wiedersehen mit ihrem ehemaligen Chef. Die Probenarbeit fand, wie sich Eberhard Pleyer erinnert, in guter Atmosphäre statt: *Das einzige, was ich monieren muß – Sie wissen ja, ich komme aus der DDR –, ist: er hat da drüben sich ein bißchen hochgespielt mit diesen sogenannten Kommunisten, war denen angetan. Und machte hier eine Bemerkung bei einer Probe:*

14 Peter Bockelmann, Das Sinfonie-Orchester des Saarländischen Rundfunks, in: *SAARHEIMAT* 11 (Mai 1967), Heft 5, S. 134.

15 Aus finanziellen Engpässen – hervorgerufen unter anderem durch eine sorglose Personalpolitik beim Rundfunk – entstand Anfang der 50er Jahre die Idee, beide Orchester – Rundfunk- wie Theaterorchester – miteinander zu fusionieren. Diese Idee wurde aber wieder verworfen, da Opern- und Rundfunkarbeit dispositionell nicht vereinbar schienen.

16 Johannes Trefny, *Unterlagen Theater Saarbrücken*.

17 Heinz Bongartz, in: Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken (1950-64) (Gästebuch).

„Ach, wie teuer das hier ist. Die Straßenbahn – für zwanzig Pfennig kann ich drüben in Dresden die ganze Stadt durchfahren!“ Wissen Sie, am liebsten wäre ich aufgestanden und hätte ihm sonst was an den Kopf geschmissen, weil ich wusste, wie es da drüben ist – und wie es hier ist.¹⁸

Im Juni 1960 starb Artur Schubert, ein Gründungsmitglied des Orchesters. Mehr als vierzig Jahre gehörte er ihm als Flötist an. Doch eigentlich fühlte er sich zum Komponisten berufen. Seine 2. Sinfonie, deren vierter Satz das Initialmotiv des Lieds *Deutsch ist die Saar* nutzt, wurde vom *Städtischen Orchester* 1950 uraufgeführt.¹⁹ „Deutsch ist die Saar!“ jubelte man auch 1955, als eine deutliche Mehrheit von Wählern das Saarstatut ablehnte. Die Volksabstimmung machte den Weg frei zur politischen und wirtschaftlichen Rückgliederung 1957 und 1959. Nach dem Votum wechselte das politische Klima. Das Saarland unter Johannes Hoffmann war ein Emigrantenstaat. Viele Gegner des Nationalsozialismus, die 1935 flüchten mußten, kehrten im Gefolge der Franzosen in ihre Heimat zurück und bildeten die neue politische Elite. Sie mißtrauten der Angliederung an die Bundesrepublik – und sie beargwöhnten all diejenigen, die sich offen dafür einsetzten. Manche mußten für ihr Engagement das Land verlassen. Dazu gehörte auch ein Orchestermitglied des *Stadttheaters*, das erst nach der Verabschiedung des sogenannten *Wiedergutmachungsgesetzes* nach Saarbrücken zurückkehren konnte.

Von gescheiterter Suche und glücklicher Entscheidung

Ab dem Sommer 1960 agierte Michael Wedekind als Intendant am *Stadttheater*. Mit ihm begann eine experimentierfreudigere und gesellschaftskritischere Tendenz. *Kunst kennt keine Grenzen*, hieß Wedekinds Motto, an dessen Verwirklichung Philipp Wüst nicht mehr teilhaben konnte. 1963 soll-

te er pensioniert werden. Wenn ich Ihnen heute alles Gute und erdenklich Schöne wünsche, schrieb Felix Lederer nach seinem Gastdirigat 1952 an die Saarbrücker Musiker, so darf ich auch den Wunsch beifügen, daß der Himmel die Herzen und Köpfe der maßgebenden Herren erleuchte, und Ihnen jeweils den Chef beschere, der für die große Individualität, diese einmalige Persönlichkeit dieses Orchesters Verständnis hat, und es mit Liebe, Freundschaft und mit ganzem Herzen leitet.²⁰ Die Suche nach einem geeigneten Nachfolger Philipp Wüsts war mühsam und dauerte fast ein volles Jahr. Nicht nur hinter den Kulissen, auch in der Presse wurde die Unentschlossenheit der Findungskommission kommentiert. Die ewigen Debatten des Gremiums glossierte im Februar 1963 der *SAARBRÜCKER STADTANZEIGER*:

Gesucht wird ein Generalmusikdirektor fürs Saarbrücker Stadttheater. Das steht unumstößlich fest. Die Suche nach diesem Mann, der, lauscht man

18 Aus: Interview mit Eberhard Pleyer.

19 siehe Stefan Fricke, Der Komponist Artur Schubert, *SAARBRÜCKER HEFTE* 87, (2002), S. 35f.

20 Brief Felix Lederers an den Vorstand des Städtischen Orchesters (Berlin, 9. Oktober 1952).

21 N.N., Gesucht wird!, in: *SAARBRÜCKER STADTANZEIGER*, 9. Februar 1963.

22 Bz, Die Wahl des Besten. Oder: Ende gut, alles gut, in: *SAARBRÜCKER ZEITUNG*, 14. März 1963.

Donnerstag, den 22. Januar 1963 – 20.00 Uhr



STÄDTISCHES ORCHESTER SAARBRÜCKEN
JUBILÄUMSKONZERT

Dirigent: PHILIPP WÜST
Solist: WILHELM BACKHAUS, Klavier

Max Reger: (1873–1916)	Variationen und Fuge für Orchester über ein Thema von Mozart, Op. 132 Andante grazioso – Lento tempo – Poco agitato – Un poco – Vivace – Quasi presto – Scherzoso – Andante grazioso – Molto sostenuto – Fugue – Allegretto grazioso
Johannes Brahms: (1833–1897)	Konzert für Klavier und Orchester Nr. 2 B-Dur, Op. 83 Allegro non troppo – Allegro appassionato – Andante – Allegro grazioso
Ludwig van Beethoven: (1770–1827)	Leonoren-Ouverture Nr. 3, Op. 72

Ich danke Ihnen für die sehr schöne Begleitung
Wilhelm Backhaus

SE 14.3.63 Die Wahl des Besten

Oder: Ende gut, alles gut

Mit der Wahl Ernest Bours zum neuen Saarbrücker Generalmusikdirektor ist ein langes, zähes, mühevolles Ringen zu Ende gegangen. Der Stadtrat und seine Theaterkommission haben sich die Aufgabe, einen Nachfolger für Prof. Philipp Wüst zu finden, nicht leicht gemacht. Viele Wege und Umwege wurden durchschritten, bis schließlich ein Ergebnis erzielt wurde, zu dem man mit Shakespeare sagen kann: „Ende gut, alles gut. Das Ziel heut Kronen; wie auch der Lauf, das Ende wird ihn lohnen“.

Kaum jemand dürfte am Dienstagmittag nach der Entscheidung glücklicher gewesen sein als die Mitglieder des Stadtrates. Nach der Bekanntgabe des Wahlergebnisses konnten sie sich von einer Bürde befreit fühlen, die sie fast ein Jahr lang belastet hatte. Den Stadtverordneten, vor allem den Mitgliedern der Theaterkommission, sei heute die Anerkennung dafür nicht versagt, daß sie zur Lösung dieser gewiß nicht leichten Frage keine Mühe gescheut haben. So vehement die Auseinandersetzungen vor und hinter den Kulissen in den letzten Wochen und Monaten auch gewesen sein mögen, parteipolitische Erwägungen haben in ihnen nie eine Rolle gespielt. Man hätte sich indessen manchen Ärger ersparen können, wenn man ein weniger mangelhaftes Verfahren gewählt hätte. Aber am Ende ist man immer klüger als am Anfang, und wenn einmal ein Nachfolger für Ernest Bour gesucht wird, werden die gewählten Vertreter der Saarbrücker Bürger zeigen

Bis dahin fließt jedoch hoffentlich noch viel Wasser die Saar hinunter. Heute gilt es dem neuen Mann an der Spitze des Saarbrücker Musiklebens ein herzliches „Glück auf!“ zuzurufen. Diese Zeitung hat in der Diskussion, die der Wahl des GMD voranging, immer die Meinung vertreten: „Der Beste soll es sein!“ Der Stadtrat hat mit seiner Entscheidung dieser Forderung auf bestmögliche Weise entsprochen. Auch das von der Theaterkommission berufene Gremium der Fachleute war nach anfänglichen erheblichen Meinungsunterschieden schließlich zu der einmütigen Auffassung gekommen, daß die künstlerischen Qualitäten Ernest Bours weit über denen der übrigen Bewerber liegen. Dieser Gesichtspunkt sollte auch für die anderen noch jungen Kandidaten maßgebend sein. Es ist wahrlich keine Schande, in einer Wahl einem Ernest Bour zu unterliegen.

Wir werden in den nächsten Tagen Gelegenheit haben, uns näher mit der Künstlerpersönlichkeit Bours zu beschäftigen. Man spendet dem 1913 in Diedenhofen geborenen Dirigenten, der in allen Musikstädten Europas anerkannt ist, keinen überflüssigen Vorschufslorbeer, wenn man sagt, daß Philipp Wüst in ihm einen bedeutenden Nachfolger erhalten wird. Bours Amtsantritt in Saarbrücken wird mit hochgespannten Erwartungen verknüpft sein; es besteht die begründete Hoffnung, daß er sie erfüllen wird. Bz

in politischen Fachkreisen nach den Meinungen, ein Genie sein muß, ist aber auch das einzige, was in dieser Sache bis jetzt feststeht. Es wäre zu empfehlen, eine neue Generalmusikdirektorsuchanzeige etwa folgenden Inhalts aufzugeben [...]: „Generalmusikdirektor für Stadttheater einer Groß- und Landeshauptstadt gesucht. Er soll noch jung sein aber dennoch repräsentativ-gereiften Alters, aus Kulturaustausch-Gründen deutscher und französischer Staatsbürgerschaft, in Ober-, Unter- und Zwischentönen gleich genialisch veranlagt, knapp und doch weitausholend in seinen Dirigier-Bewegungen, ständig für die Kultur seiner Stadt konzertreise-werbend unterwegs, gleichzeitig jedoch immer in seiner Stadt dirigierend tätig. Er muß der ... (Partei ist vom Stadtrat nach einstimmigem Beschluß einzusetzen) und der ... (Konfession vom Stadtrat dito einzusetzen) angehören [...]. Bewerbungen von Herren mit einem musikalischen Ruf, der geringer ist als der Karajans, zwecklos. Beim Nach- und Probedirigieren im Falle einer engeren Wahl ist vom Kandidaten sorgsam zu beachten, daß nicht nur Fachleute über die Berufung entscheiden.“²¹

Mitte März 1963 fand das zähe Ringen endlich sein Ende. Ernest Bour sollte der neue Saarbrücker Generalmusikdirektor heißen. Man spendet dem [...] Dirigenten, der in allen Musikstädten Europas anerkannt ist, schrieb die SAARBRÜCKER ZEITUNG, keinen überflüssigen Vorschufslorbeer, wenn man sagt, daß Philipp Wüst in ihm einen bedeutenden Nachfolger erhalten wird.²² Bour wurde 1913 im lothringischen Thionville geboren. Nach seinem Studium am Straßburger Konservatorium wurde er Kapellmeister in Genf und Straßburg, nach dem Krieg leitete er zeitweilig das Straßburger Orchester und engagierte sich vehement für die Musik der Gegenwart. Doch Bour kam nicht nach Saarbrücken. Er nahm das Angebot des Sinfonieorchesters des Südwestfunks Baden-Baden an und wurde Nachfolger des Ende 1962 verstorbenen Hans Rosbaud. In Donaueschingen brachte Bour, der 2001 verstarb, dann rund 60 Uraufführungen heraus. Komponisten wie Berio, Globokar, Halffter, Lachenmann, Ligeti, Rihm, Sinopoli, Stockhausen und Zimmermann verdanken ihm viel.

In Saarbrücken entschied sich Philipp Wüst, eine Spielzeit zu verlängern. Bei der erneuten GMD-Suche ging es diesmal rascher zu. Am 17. Dezember 1963 wurde Siegfried Köhler, Interimsleiter der Kölner Oper, gewählt. Sein Amt trat er in der darauffolgenden Saison an. Damals war Köhler gerade vierzig Jahre alt. Nicht nur das unterschied ihn erheblich von Philipp Wüst. Köhler war, so Hermann

linke Seite: Programm des Jubiläumskonzerts vom 22. Februar 1963 mit einem Gruß von Wilhelm Backhaus: „Ich danke für die sehr schöne Begleitung. Wilhelm Backhaus.“, aus: Chronik des Städtischen Orchesters Saarbrücken

rechte Seite: Ernest Bour wird als Generalmusikdirektor angekündigt, SAARBRÜCKER ZEITUNG vom 14.3.1963



links:
Generalintendant
Hermann Wedekind

rechts:
Generalmusikdirektor
Siegfried Köhler

Kronz, vor allen Dingen ein völlig anderer Mensch, ein unglaublich offener, kontaktfreudiger, fröhlicher Typ, der mit dem Orchester, mit den Solisten, mit allen hervorragend umgehen konnte. Der mit allen wirklich gut befreundet war. Der wirklich selten ein ärgerliches Wort verlor. Was nicht heißt, daß er nicht trotzdem seine künstlerischen Anforderungen gestellt hat und die auch durchgesetzt hat. Ich bin fest überzeugt, daß Köhler Orchester und Musiktheater hier weiter geführt hat, nach oben gebracht hat, gegenüber der vorherigen Zeit – ohne daß ich jetzt damit Wüst zu nahe treten will.²³

Manche glauben, die Ära Hermann Wedekinds und Siegfried Köhlers sei die „goldene Zeit“ des Saarbrücker Theaters gewesen. Auf jeden Fall bestimmte Weltoffenheit die Spielpläne. 1960 versprach Wedekind, daß er das *Saarbrücker Theater* – von Hitler als ein monumentales *Gautheater* gebaut – zum *Raum* machen wolle, in dem sich Menschen über Konfessionen und Parteien, Vorurteile und Grenzen hinweg in der spielenden Gemeinschaft begegnen.²⁴ Dieses Versprechen hat Wedekind erfüllt, beispielsweise durch seine polnischen und russischen Theatertage sowie seine *Georgische Woche*. Nicht von ungefähr wurde er 1982 mit dem *Albert-Schweitzer-*

Friedenspreis ausgezeichnet. Siegfried Köhler war ihm bis 1974 ein streitlustiger und stets loyaler Wegbegleiter, Berater und ebenbürtiger Mitarbeiter. Durch Siegfried Köhler erweiterte sich erheblich das Repertoire der Sänger und Musiker. Gespielt wurden bedeutende Werke von Alban Berg bis Bernd Alois Zimmermann. Köhler verstand es, das Saarbrücker Publikum für die Moderne zu interessieren, sie mit *Faschingskonzerten* zu erheitern und mit „Großprojekten“ zu begeistern. Noch immer spricht man von „seinem“ *Ring des Nibelungen* – dem ersten in Saarbrücken in originaler Instrumentierung –, „seiner“ *Verdi-Woche*, „seiner“ saarländischen Erstaufführung von Mahlers *VIII. Sinfonie*. Nicht vergessen sind die Festaufführungen mit internationalen Solisten. Siegfried Köhler knüpfte in seiner Programmgestaltung für Musiktheater und Konzert nicht an Philipp Wüst, sondern an Felix Lederer an, den ein Kritiker als *Schöpfer des Saarbrücker Musiklebens*²⁵ rühmte.

* Der erste Teil der Geschichte *90 Jahre Orchester in Saarbrücken* erschien in den *SAARBRÜCKER HEFTEN* Nr. 87/2002. Beim vorliegenden zweiten Teil handelt es sich um ein für die *SAARBRÜCKER HEFTE* überarbeitetes Feature, das von *SR 2 KULTURRADIO* in seiner Sendereihe *Musik an der Saar* am 28. Dezember 2002 ausgestrahlt wurde.

²³ Aus: Interview mit Hermann Kronz.

²⁴ Heinz Garber, *Tamaz Gvenetadze, Hermann Wedekind erzählt sein Leben, Blieskastel 1997, S. 137.*

²⁵ Vgl. *Schöpfer des Saarbrücker Musiklebens*. Felix Lederer wird am 25. Februar 80 Jahre alt, *SAARBRÜCKER ZEITUNG*, 22. Februar 1957.

Da, wo das Unkraut wächst, komme ich her

Alfred Gulden, *Onna de langk Bääm, Unter den langen Bäumen. Lieder und Liedgeschichten*, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2000, 352 S.

ders., *Auf dem Großen Markt, Erzählungen von einem Ort an der Grenze*, Gollenstein Verlag, Blieskastel 2003, 168 S.

Liederbuch ohne Noten

Mundart spielte bei Alfred Gulden von Anfang an eine wichtige Rolle. Schon 1975 veröffentlichte er den Gedichtband *Lou mol lo lo laida*. Gulden hat Hörspiele, Theaterstücke, Gedichte und immer wieder Lieder im moselfränkischen Saarlouis-Rodener Dialekt geschrieben. Die Lieder waren jedoch bis vor kurzem nur verstreut in Gedichtbänden, Fernsehfilmen, Funkmanuskripten, Kalendern und diversen Tonträgern, vier Schallplatten und einer CD, zu finden. Mit *Onna de langk Bääm* liegt jetzt eine komplette Sammlung dieser Lieder vor. Der schön gestaltete Band – im Großformat 26 mal 21 cm – enthält die Dialekttexte der Lieder, ihre hochdeutsche Übersetzung, Erläuterungen des Autors zu Entstehungsgeschichte, Hintergrund und zu seiner Arbeitsweise und zahlreiche Fotos aus Guldens Privatarchiv.

Insgesamt sind in *Onna de langk Bääm* fünf- undachtzig Lieder und Liedgeschichten aus dreißig Jahren versammelt, Lieder über die heimatische Landschaft, die Plätze, Orte und Strassen der Kindheit, über die Menschen und ihr Leben im Schatten von Hochofen und Hütte, über die Kriegs- und Nachkriegszeit und nicht zuletzt Lieder über den Autor selbst: Über das wegen seiner roten Haare gehänselte und verspottete Kind, über den glücklich und unglücklich Verliebten, über Träume, Ängste, Gedanken. Allerdings: Mit Mundartdichtung im üblichen Sinn, mit Dialektfolklore oder gar Heimmattümelei haben Guldens Lieder nicht das geringste zu tun. Ihr Ton ist rau, spröde, unpathetisch, die Dialektsprache schnörkellos und unsentimental. Gulden geht es nicht darum, verniedlichend und romantisierend die sogenannten schönen Seiten des Lebens zu besingen, er hat es mehr auf das „Unkraut in der

Kieskaul“ (S. 74), die Welt „hinterm Bahndamm, wo es von unten aus der Unterführung stinkt“ (S. 273) abgesehen.

In seinen Erläuterungen zu den Liedern sagt Gulden: „Im Gegensatz zu gängigen Schlagern ist wenig ‚Glückliches‘ in meinen Liedern. Betroffenheit ist mir lieber als Beifall für ‚Unterhaltung‘“ (S. 14). Und: „Meine Lieder sind Moritat, Volkslied, Choral, Kirchenlieder, Abzählreimen, Chansons näher als Rock oder Blues“ (S. 16). Dennoch berühren und faszinieren Guldens Lieder gerade, weil sie so rau und unsentimental sind, so spröde und direkt.

So viele Lieder und Strophen machen neugierig auf Musik. Leider jedoch enthält Guldens „Songbook“ keine einzige Note, keine einzige Melodie und keine „einliegende“ CD. Das ist um so bedauerlicher, als Gulden – musikalisch ist er auch noch – alle seine Lieder ja selbst vertont und viele auch im Laufe der Jahre auf diversen Tonträgern veröffentlicht hat, wobei er selbst singt und sich auf Gitarre, Klavier und Akkordeon begleitet. Der neuen Gesamtausgabe der Lieder sollte deshalb möglichst bald auch der musikalische Teil des Projekts folgen: die neue CD des Liedermachers Gulden.

Zurück zu den Anfängen

Vor gut fünfundzwanzig Jahren erschien in der Saarbrücker Druckerei und Verlag ein schmaler Geschichtenband eines jungen Autors, der sich bis dahin lediglich mit Mundarttexten zu Wort gemeldet hatte. Alfred Gulden war sein Name und die Sammlung von Erzählungen mit dem Titel *Auf dem Großen Markt* stand am Anfang einer erfolgreichen Schriftstellerkarriere. Gulden schrieb unter anderem die Romane *Greyhound* (1982), *Die Leidinger Hochzeit* (1984) und *Ohnehaus* (1991), erreichte mit ihnen über das Saarland hinaus Aufmerksamkeit und errang zahlreiche Auszeichnungen.

Jetzt, nach einem Vierteljahrhundert, sind Guldens Erzählungen bei Gollenstein in einer erweiterten Neuauflage wieder veröffentlicht worden. Gulden hat zu den Erzählungen der Ausgabe von 1977 eine Eingangsgeschichte, eine Schlußerzählung und vier Fotoserien hinzugefügt und auch die Texte des Jahres '77 noch einmal überarbeitet, wobei es, wie er in einem Interview sagt, sein Ziel war, „das Authentische zu lassen, nichts zu glätten und doch manches lesbarer zu machen.“

Die Neuauflage ist ohne Zweifel ansprechender und aufwendiger gestaltet als das bescheidene Bändchen von 1977. Inhaltlich enthält sie jedoch, bis auf die Eingangs- und die Schlußgeschichte, nichts Neues. Und auch diese Geschichten sind mehr Vor- und Nachwort als Erzählungen im eigentlichen Sinne. Mancher Leser wird sich da fragen, ob diese Texte heute überhaupt noch interessant sind, ob eine Neuauflage nach so langer Zeit gerechtfertigt ist. Die Frage ist nicht leicht zu beantworten.

Interessant ist es aber in jedem Fall, die frühen Geschichten mit der literarischen Entwicklung des Autors in den späteren Jahren zu vergleichen. Dabei zeigt sich, daß in ihnen schon viel von dem angedeutet und vorweggenommen ist, was Gulden später, vor allem in seinen Romanen, wieder aufgreift und durchexerziert: Zum Beispiel die sperrigen, unangepaßten, grüblerischen und unbehausten Figuren.

Dann die zentralen Themen, die Gulden selbst so beschreibt: „Grenzen, innere wie äußere. Zum anderen: Welt und Winkel. Und drittens: Sprache und Sprechen.“ (154) Und, nicht zu vergessen, Guldens Lust, ja seine Sucht, die Sprache bis an den Rand ihrer Möglichkeiten zu erproben, mit den Wörtern, mit der Syntax und der Interpunktion bis zur Auflösung aller Regeln zu experimentieren.

Wer also Lust hat, sich noch einmal mit und von Gulden in das letzte Jahrhundert und die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg zurückbeamen zu lassen, wer im Abstand von fast dreißig Jahren noch einmal die ersten schriftstellerischen Gehversuche eines jungen Schriftstellers begutachten möchte, und wem es Spaß macht, Guldens frühe Texte mit seinen späteren Arbeiten zu vergleichen, für den bietet die Neuauflage der Erzählungen reizvollen Lesestoff.

Dietmar Schmitz

Kehr nie an einen alten Kriegsschauplatz zurück

Alfred Petto, *Die Mädchen auf der Piazza*, Roman und Auszüge aus dem italienischen Kriegstagebuch von 1944, Sammlung Bücherturm, Band 2, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2003, 413 S., 10 Abb.

Professor Günter Scholdt und Hermann Gätje vom *Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsaß* an der Saarländischen Universitäts- und Landesbibliothek geben seit letztem Jahr die *Sammlung Bücherturm* heraus. Mit dieser Reihe sollen Autoren aus dem deutsch-französisch-luxemburgischen Dreiländereck dem Vergessen entrissen und ihre literarischen Werke wieder einem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden. Mit Band 2 der Sammlung *Die Mädchen auf der Piazza* erscheint eines der wichtigsten Werke des saarländischen Schriftstellers Alfred Petto, der zu Lebzeiten (1902–1962) ein im Saarland bekannter Autor war. Während der Roman bereits 1958 erschienen ist und so zumindest vielen älteren Saarländern bekannt sein dürfte, werden die Auszüge aus Pettos Kriegstagebuch

von 1944 in der vorliegenden Ausgabe zum ersten Mal veröffentlicht.

1943/44 war Alfred Petto als Schreiber in Italien stationiert, bis er im Juni 1944 in amerikanische Kriegsgefangenschaft geriet. Die Tagebücher und Briefe an seine Frau berichten lakonisch vom Krieg hinter der Front, vom Warten, von der sich auflösenden Ordnung bei den deutschen Truppen, aber auch von der Bekanntschaft zu einer jungen Dolmetscherin der Ortskommandantur. In *Die Mädchen auf der Piazza* greift Petto dieses Kriegserlebnis auf und spielt die Konsequenzen eines Wegs durch, den er im wirklichen Leben nicht gegangen ist.

Pettos alter ego – Ludwig Laudwein – hat den Krieg überlebt, aber die Erinnerung läßt ihn nicht los. Es gibt da noch etwas zu begleichen. Also macht er sich zwölf Jahre später wieder auf den Weg – wieder auf den Weg in ein kleines Dorf in den Abruzzen, in dem er 1944 stationiert war. Sein Weg führt ihn jedoch zunächst nach Rom. Die dort gesuchte Person findet er nicht, aber dafür begegnet er einem Hotelbesitzer, dem er seine Geschichte erzählt. Eine Nacht lang gesteht Laudwein alles, was er im wörtlichen Sinne auf dem Herzen hat – Geschehnisse, die ihn belasten, nicht zur Ruhe kommen lassen. Doch dieser Kunstgriff des Autors, um einen

Rückblick erzähltechnisch zu legitimieren, hat seine Tücken. Statt sich in einer solchen Situation angemessen auf das Wesentliche zu konzentrieren, weitet Petto diesen Rückblick zu einer eigenen Geschichte aus, die mehr als ein Drittel des gesamten Romans einnimmt. Petto vertraut hier zudem zu wenig seiner Schilderung der Ereignisse, sondern meint der Bedeutungsschwere Worte geben zu müssen, so z.B. nachdem sich Laudweins Freundschaft mit der Dolmetscherin zu einem Liebesverhältnis entwickelt hat:

„Er fühlte sich noch immer wie zerschlagen. Der Druck auf der Schädeldecke wollte nicht aufhören. Und noch immer leichter Schweiß. Und dies schmelzende Gefühl. Ein Gefühl von Heimweh, von Sterbenwollen, von Lust, sich aufzugeben, aufzulösen in ein Nichts. Er ging in seine Stube, verschloß die Tür. Da stand noch eine Flasche Kognak in seinem Spind. Er legte sich auf die Pritsche und trank. „O Jammer, o Jammer!“ lallte er und schüttelte ächzend den Kopf. Dann fiel er zurück. [...] Weinend schlief er ein, die Hände auf der Brust, ein armer, ausweglos verirrter Mensch, den eine kurze Nacht in ihre tröstlichen Arme schloß.“

Trotz aller Langatmigkeit erfährt man in diesem Buch jedoch wenig über den Krieg. Zwar werden Kameraden von Laudwein von Partisanen erschossen und im Gegenzug werden aus der Bevölkerung Männer als Geiseln genommen, aber da diese Geiseln nach einigen Tagen

wieder freigelassen werden, verliert auch dieses Ereignis an Schrecken. Und bei allen Anfeindungen durch Teile der Bevölkerung hat Capostrelli, der Ort ihrer Stationierung, idyllische Züge. So bleiben der Krieg und seine Schrecken letztlich in der Ferne.

Pettos Protagonist ist kein Kämpfer gegen den Krieg. Seine Haltung gegenüber den Partisanen ist eindeutig feindlich, den Vorschlag zu desertieren, lehnt er ab, und er hofft bis zuletzt auf einen Sieg der Deutschen. Aber auf seiner Reise nach Italien dringt der Krieg, seine Schrecken und seine Folgen durch. Der Krieg, der im Kriegsbericht so wenig eine Rolle spielt, frißt schließlich seine Kinder. Auf dem Weg in die Vergangenheit holt Laudwein die Vergangenheit ein: Man erzählt ihm von Erschießungen italienischer Geiseln während der Besatzung; eine Frau tötet sich, weil ihr als vermißt erklärter Ehemann aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt ist und sie inzwischen mit seinem Bruder verheiratet ist, und dann ist da noch Clelia – die Frau, deretwegen er sich auf die Reise gemacht hat.

Im Italienteil erzählt der Roman eindrucksvoll von der Schuld – einer Schuld, an der man schuldlos ist, weil man sie nicht verursacht hat, aber schuldig, weil man ein Teil der Schuld war. Er erzählt davon, daß der Versuch der Wiedergutmachung in die Katastrophe führt. Aber er erzählt auch davon, daß kein Weg daran vorbei führt.

Angela Fitz

Zwei unterschiedliche Früchte einer Saat

Gustav Regler, *Die Saat*. Roman aus den deutschen Bauernkriegen, Band 3 der Gustav-Regler-Werkausgabe, hrsg. von Reiner Wild, Stroemfeld Verlag, Frankfurt/M 2002, 680 S. Norbert Jacques, *Der Bundschuh Hauptmann Joß*, Verlag Ullstein, Berlin 1936, 276 S. (das Buch ist nur noch antiquarisch erhältlich).

Beide Werke der aus der Region stammenden Autoren behandeln Episoden aus den deutschen Bauernkriegen, vor allem aber steht Joß

Fritz, zu Beginn des 16. Jahrhunderts Anführer von Bundschuh-Aufständen am Oberrhein bei Bruchsal und im Breisgau, im Zentrum beider Romane.

Nicht nur daß die Heimat beider Autoren nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegt, Regler stammt aus Merzig/Saar, Jacques aus Luxemburg-Stadt, auch der Erscheinungszeitpunkt beider Werke im Jahr 1936 legt einen Vergleich nahe. Allerdings findet sich bislang keine wissenschaftliche vergleichende Publikation – auch nicht aus der hiesigen Universität – zu den beiden Romanautoren bzw. deren Werken. Einen wichtigen Hinweis immerhin kann der Bücherfreund von dem belesenen Büchersammler und -liebhaber Reinhard Klimmt im Internet in des-

sen durchweg interessanten Kolumnen finden. (Im Bannkreis von Joß Fritz, www.abebooks.de/docs/ReadingRoom/Klimmt/klimmt23.shtml)

Der um 18 Jahre ältere Norbert Jacques ist wenn überhaupt als Autor der *Mabuse*-Romane bekannt, die den noch heute häufig gezeigten *Dr. Mabuse*-Filmen als Grundlage dienten (siehe auch SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 87, S. 117f.). Daß Jacques im literarischen Deutschland der Endzwanziger Jahre eine bedeutende Stellung einnahm, dürfte dagegen nur noch wenig bekannt sein. Sein Œuvre umfaßt alle literarischen Genres, einschließlich Reiseliteratur und Abenteuerromane. Den historischen Themen wandte sich Jacques, wie so viele seiner Zeitgenossen, nach 1933 zu.

Reglers *Die Saat* wird von der wissenschaftlichen Literatur gerne unter dem Aspekt eines Schlüsselromans betrachtet, oder auch als historischer Roman mit dem Fokus auf der Widerspiegelung des damals gegenwärtigen Geschehens in historischer Verkleidung. Hinweise dafür finden sich schon bei Regler selbst, beispielsweise in dessen Thesen zum Vortrag auf dem *Ersten Internationalen Schriftstellerkongreß*, die in dem Werkband neben vielen anderen Materialien wie Bruchstücken oder Studien zum Roman abgedruckt sind.

Reglers Roman beginnt mit dem elsässischen Bauernaufstand von Sélestat und Umgebung, der von den Feudalherren und Stadtoberen blutig niedergeschlagen wird. Reglers Joß Fritz – historisch ist keine Beteiligung des später bekannten *Bundschuh*-Führers an diesem Aufstand nachzuweisen – wird Zeuge der Hinrichtung von Bauern und kann den Häschern entkommen. Er läßt sich in einem Schweizer Fähnlein für die Armee des Kaisers Maximilian für einen Türkenzug anwerben lernt so das Leben der Landsknechte kennen. Den Quellen entspricht dies freilich alles nicht. Regler komponiert den Text nach eigenen Regeln und hält sich nicht an die ihm bekannten historischen Gegebenheiten. Weder ist Joß Fritz im Elsaß nachweisbar, noch findet der Türkenzug des Kaisers zu dieser Zeit statt, sondern erst zwei Dekaden später.

Aus diesem Feldzug zurückkehrend begibt sich Fritz nach Untergrombach im Bruchrain bei Heidelberg. Regler schildert ausführlich Joß Fritz beim Aufbau des *Bundschuhs* als Geheimorganisation, erzählt detailliert dessen vorsichtiges Vorgehen beim Werben von neuen Mitgliedern, den Aufbau neuer Zellen und die Vorbereitun-

gen für den Bauernaufstand. Alles spielt sich im Kleinen ab, in der vom bäuerlichen Leben geprägten Landschaft. Dieser Aufstand aber wird trotz der größten Geheimhaltung verraten. Joß Fritz entkommt, weil sein Freund Martin sich als Fritz ausgibt; Martin wird gefangengenommen und schließlich enthauptet, verrät aber Joß Fritz selbst unter der Folter nicht. Damit ist Reglers Roman zu Ende. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt setzt der Roman von Norbert Jacques erst ein.

Die Romane zeigen unterschiedliche Ausgestaltungen der Figur: Reglers Joß erscheint moderner, zerrissener, ein Kopfmensch, beinahe der Typus des Intellektuellen. „Alles schien ihm nur ein höhnisches Lied, ihn mehr noch zu quälen. Er verwünschte die Wiese, die selig in der Helligkeit knisterte, verwünschte des Schlehorns harmloses Blühen und der Bienen buhlerisches Taumeln von Honigkelch zu Honigkelch.“, ist über seine Gedanken zu lesen, bevor in die Innenperspektive gewechselt wird: „Das buhlt und glüht, schluckt und giert, koch im Saft und dampft vor Leben! Und liegt breit an den Wegen, liegt unter dem Himmel, macht die Beine breit und die Arme, macht die Blüten auf und wiegt sich im Halm – als gäbe es uns nicht mehr, als sei unser Sturm über das Land nur ein Mitternachtsspekulum gewesen und alles was wir Wahres gepredigt ein Lallen von Irren. Unsere Fahne Teufelsschreck, unsere Sturmglocken Höllenlärm?“

Fritz geht dort, wo er hinkommt, ob bei Stadt- oder Landvolk, aufgrund seiner stattlichen Gestalt als feiner Herr oder Ritter durch; wo er mit seinem auffälligen Pferd erscheint, hinterläßt er Eindruck. Er ist eloquent bei seinen Ansprachen, sein Vokabular ist gespickt mit Bibelworten und sein Stil wie sein Zorn ist dem der Propheten des Alten Testaments nicht unähnlich: „Trauert nicht um den Acker, den ihr verlor, klagt nicht um Weib und Kind, die ihr laßt, tausendfach wird euch das Leid vergolten werden“, so spricht er zu den Bauern, nach der Niederschlagung des Schlettstadter Aufstands, nachdem sie ihre Toten begraben haben.

Eine wichtige Funktion übernehmen in beiden Romanen auch die Gaukler und die Bettler, das fahrende Volk. Sie sind Fritz' Kundschafter wie Nachrichtenüberbringer, Boten wie Spione, auch sie säen, ganz wie Joß Fritz selbst.

In *Die Saat* werden sie distanziert betrachtet, beinahe mit dem Blick des Mitleidigen, aber bewundert für ihre Ungezwungenheit und ihre freie Lebensart. Sie gehören einer Gruppe an,

die es im 20. Jahrhundert nicht mehr gibt: unkontrolliert, fern staatlicher Beaufsichtigungswie Erziehungsmaßnahmen, zugleich ihrem Schicksal überlassen. Wenn Regler auf ihre Lebensumstände zu sprechen kommt, so moralisiert er, zwingt die Dichotomie eines Herr-Knecht-Schemas hervor und betont die Abhängigkeit der Armen und Ausgebeuteten.

Jacques hingegen kann nicht von ihnen lassen und schildert ihr erbärmliches wie freudereiches Leben ohne moralische Intentionen: „Ein hinkendes Weib warf seine Krücke, auf der es sich gerade in die Höhe geholfen hatte, auf die Decke zurück und begann auf einem langen und einem kurzen Bein zu hüpfen, und ein Mann stülpte einen runden Korb übers lange Haar und chaffierte vor der Lahmen herum. [...] Nun klang noch eine Drehleier mit in die Musik hinein. Eine Dirne mit einem hohen Busen, der mit einer tiefen Grube aus dem Brusttuch schwoll, riß Hieronimus aus der Stalltür, [...], umkrallte den sich Sträubenden und setzte mit ihm in den Trubel hinein, in dem rasch der ganze Hof johlend und fluchend durcheinanderkreiste.“

Wie überhaupt Jacques der – metaphorisch gesprochen – bessere Historienmaler ist. Er

arbeitet mehr Lokalkolorit in seinen Roman ein. Dieser ist vielschichtiger, er ist Abenteuer- und Liebesroman, erzählt die Geschichte eines idealistischen ewigen Verlierers, der seiner Idee der Bauernbefreiung treu bleibt, erfaßt die Lebensumstände der Klein- wie Großbauern, des Adels und des Klerus: Die beschriebene Welt des beginnenden 16. Jahrhunderts atmet und lebt und riecht und schmeckt.

Reglers auch schon an *Juanita* kritisierte Stil (siehe SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 82, S. 74ff.) – die nicht immer bis zum Ende ausgearbeiteten Werke wirken häufig journalistisch, nicht erzählerisch – erlaubt in *Die Saat* jedoch, daß der Leser es leichter hat, nicht in die Historie hinabzutauchen, sondern nach der Gegenwart zu fragen, nach Reglers Gegenwart der 30er Jahre nach Beginn der Naziherrschaft in Deutschland und der Frage, welche Saat ein Roman über einen gescheiterten Revolutionär aufgehen lassen konnte. (Dazu z.B. Hans Albert Walter, *Von der Freiheit eines kommunistischen Christenmenschen oder Gustav Reglers ‚Saat‘ – ein Exilroman in der Sklavensprache*, Frankfurt/M 1991.)

Herbert Temmes

Permanente Bestialitäten

Elisabeth Thalhofer, *Neue Bremm – Terrorstätte der Gestapo. Ein Erweitertes Polizeigefängnis und seine Täter 1943–1944*, Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2002, 290 S.

Das Wie des Erinnerns war in den letzten Jahren die zentrale Frage in der Diskussion um die *Neue Bremm* und die Art und Weise, wie hier eine würdige Stätte des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus gestaltet werden kann. Woran wir uns erinnern sollen, ja müssen ist das zentrale Thema der von Elisabeth Thalhofer vorgelegten Arbeit.

Schon jetzt ist klar: Von diesem Buch wird für die Diskussion um das Lager *Neue Bremm* ein wertvoller Erkenntnis Schub ausgehen. Thalhofers zentrales Forschungsinteresse ist die genaue

Einordnung der *Neuen Bremm* in das nationalsozialistische Lagersystem auf der Basis einer Phänomenologie von Täterprofilen. (siehe hierzu auch SAARBRÜCKER HEFTE Nr. 87, S. 46–55). Damit verbunden ist eine umfangreiche Erweiterung der Perspektive. Nachdem mit dem Buch von Bernard/Renger *Neue Bremm. Ein KZ in Saarbrücken* bisher Informationen vorlagen über die Opfer und deren im Lager erlittene Mißhandlungen, kann sich nun die Nachwelt ein noch genaueres Bild machen, weil in Thalhofers Werk die Gruppen derjenigen eingehender beschrieben werden, die den Menschen das unbeschreibliche Elend angetan haben.

Möglich wird diese Wissenserweiterung durch die Öffnung einer bislang nicht zugänglichen Quellengruppe. Professor Rainer Hudemann, unter dessen Anleitung die grundlegenden Arbeiten der neueren saarländischen Zeitgeschichtsschreibung entstanden sind, ist es als erstem Historiker überhaupt gelungen, eine

Sondergenehmigung des französischen Außenministeriums zu erwirken für die Bearbeitung und Auswertung von Teilen des ersten Rastatter Kriegsverbrecher-Prozesses gegen das Lagerpersonal der *Neuen Bremm*, der im Mai und Juni 1946 stattfand. Diese in den *Colmarer Archives de l'occupation Francaise en Allemagne et en Autriche* aufbewahrten personenbezogenen Akten wären normalerweise noch auf lange Zeit (bis 2046) der Forschung nicht zugänglich. Sehr informativ ist Thalhofers Beschreibung des für sie zentralen Aktenbestandes, darüber hinaus hat sie auch noch die einschlägigen Materialien des Bundes- und einiger Landesarchive benutzt.

Um die *Neue Bremm* angemessen einordnen zu können, beschreibt die Verfasserin zunächst – notwendigerweise etwas ausführlich – das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager in seinen sechs Entwicklungsphasen vom Kampf gegen politische Gegner (1933/34) bis zum systematischen, industriell betriebenen Völkermord und zu den Todesmärschen (1944/45). Die Wesensmerkmale des „Erweiterten Polizeigefängnisses“, ein Terminus, der in bewußt verschleiender Absicht den Anschein von „Rechtsstaatlichkeit“ erwecken will, sind dagegen dezentraler und multifunktionaler Art. Sie machen sie zu einer eigenständigen Säule des Terrorsystems neben den KZ und den sogenannten Arbeitserziehungslager, sowohl dem Zugriff Himmlers wie der NS-Justiz entzogen. „Die eigene Machtvollkommenheit und die jeweiligen Bedürfnisse der regionalen Repressionspolitik waren hier gleichermaßen Handlungsmaxime und Richtschnur der Gestapo.“ (S. 96)

Das ist der Schlüsselsatz zum Verständnis der Geschichte des „Erweiterten Polizeigefängnisses“, wie sie die Verfasserin nun in Erinnerung ruft von der Rekrutierung des Personals und der Lage der Baracken in unmittelbarer Nachbarschaft zum Ausflugslokal, über die Rekonstruktion des Lagergeländes bis zur Lebensmittelversorgung, eigentlich: Lebensmittelentzug. Auf der Grundlage von Zeugenaussagen informiert die Autorin anschließend über die Zusammensetzung der Gefangenen, die Situation im Frauenlager und insbesondere über die unmenschlichen Zustände im Männerlager, wo der ganze Tagesablauf als eine durchgehende Folter organisiert war, namentlich der sogenannte „Lagersport“ rund um den Löschteich.

Nunmehr treten in der Untersuchung die Täter in den Vordergrund. Von dem etwa hundert Köpfe zählenden Personal des Gefängnis-

ses kommen etwa fünfzig aus Saarbrücken und Umgebung, die anderen sind sogenannte „Volksdeutsche“; fast alle werden verpflichtet im Rahmen der Notdienstverordnung von 1938, also vom Arbeitsamt zu diesem „Dienst“ abgestellt. Die lediglich 47 Angeklagten der beiden Rastatter Prozesse haben entweder die Volksschule oder die Realschule abgeschlossen. Das Spektrum der zuvor ausgeübten Berufe ist breit, es finden sich kaufmännische Angestellte, Handwerker, Dienstleister, vor allem aber Bergleute und Hüttenarbeiter, darunter auffällig viele Frühinvaliden. Das zugängliche Prozeßmaterial ermöglicht nicht die Darstellung der jeweils „kompletten“ Biographie, indes läßt es sich zusammenstellen zu sechs Gruppen von Täterprofilen.

Während das Durchschnittsalter der 47 Angeklagten mit 45 Jahren für damalige Verhältnisse relativ hoch ist, ist das Führungspersonal im Durchschnitt erst 28 Jahre alt. Es handelt sich hier um langjährig geschulte Gestapo-Beamte, denen in der Führung der Anlage keine, wie in der Sekundärliteratur häufig verallgemeinernd angenommen wird, Verwilderung und kein Dilettantismus unterlaufen, sondern die die schockierenden Verhältnisse als die professionelle Erledigung der anfallenden Aufgaben auffassen.

Die zweite Gruppe, die der Überzeugungstäter, rekrutiert sich aus sehr frühen, zum Teil vor 1933, organisierten, „tiefgläubigen“ Nationalsozialisten, die mit ihrer jahrelangen mentalen Schulung zu „Leitwölfen“ der Aufseher-Mannschaft werden.

Bei der dritten Gruppe, den Exzeßtätern, beobachtet Thahfer einen gruppendynamischen Prozeß der Erfahrung von absoluter, unkontrollierter Machtausübung gegenüber den zur Ohnmacht verurteilten Opfern, die gekennzeichnet ist durch zunehmend sich steigernde Entgrenzung, Enthemmung und Brutalisierung. Anfangs noch wenigstens dem Schein nach orientiert an NS-Verordnungen, kennen diese Täter bald keine Regeln und Grenzen mehr. Aus heutiger Sicht beunruhigend ist der Befund der sozialen Hintergründe: Zu den Exzeßtätern gehören die pensionierten Bergleute und Hüttenarbeiter, im wohlsituierten Kleinbürgermilieu sozialisierte und verankerte Menschen, denen dieser „Dienst“ so viel bedeutet wie jeder andere auch.

Das Profil der „Helfershelfer“ läßt sich festmachen an einer Person, einem polnischen Gefangenen, der, um sein eigenes Los etwas

erträglicher zu gestalten, selber zum Täter wird, zum Beispiel als Vollstrecker der zahlreichen Prügelstrafen.

Persönliche Erfahrungen mit NS-Repression und Verfolgung erzeugen den enormen Anpassungsdruck, dem die „Mitläufer“ schließlich nachgeben – und so zu funktionierenden Rädchen im Getriebe werden. Dem auch für die eigene Person als gefährlich erkannten „Arbeitgeber“ – der Gestapo – gegenüber sich unauffällig verhalten, zu keinen Klagen Anlaß geben, heißt: alles mitmachen und so Allmacht und Effizienz der Gestapo auszuweichen und sie zugleich zu steigern.

Anders ist der Befund bei den Frauen. Die letzte Profilgruppe, die Aufseherinnen des Frauenlagers, betreibt „Dienst nach Vorschrift“, so daß unter den gleichen Rahmenbedingungen wie bei den Männern die Überlebenschancen der Insassinnen sich ganz erheblich erhöhen.

Eine exakte Zahl der in der *Neuen Bremm* ums Leben gekommenen Menschen läßt sich wohl kaum mehr ermitteln, knapp hundert Todesfälle gelten als sicher. Die Autorin vermutet eine bei weitem höhere Zahl von Menschenleben, welche die Täter auf dem Gewissen haben. Nach den permanenten Bestialitäten und dem systematischen Nahrungsentzug sind die Gefangenen derart geschwächt, daß sie bei ih-

rer Ankunft „im Osten“ nicht mehr tauglich sind für die als „Vernichtung durch Arbeit“ bezeichnete langsame Hinführung zum Tode bei maximaler Profitausschöpfung, sondern sofort den Mordkommandos überlassen werden.

Abschließend seien noch zwei Aspekte positiv hervorgehoben. Die Sprache des Textes ist weder „nur“ kühl analytisch noch emotional „undistanziert“. Gerade dadurch gelingt die eindringliche Schilderung des Lagerlebens. Wenngleich die Verfasserin sich auf den Forschungskomplex „Erweitertes Polizeigefängnis“ und die Täterprofile konzentriert und dabei die charakteristische Eigenständigkeit dieses Lager-Typus im NS-Terrorssystem herausarbeitet, verweist der Text zumindest indirekt auch auf weiterführende Fragen. Diese behandeln das folgende Problem: In welchem Zusammenhang stehen die exzeptionellen Erfahrungen des Aufseherdienstes mit dem vermeintlich „gemütlichen Bürgerleben“ außerhalb der Dienstzeit? Inwieweit ermöglicht oder determiniert der alltägliche Faschismus psychosoziale Dispositionen der Unmenschlichkeit?

Diesen Fragen auszuweichen verhindert die Arbeit von Elisabeth Thalhfer. Ob sie zukünftig behandelt werden können, ist unter anderem ein Problem der Erschließung weiterer Quellen.

Wilfried Busemann

Nahaufnahme ohne Weitsicht

Günter Scharwath, *Zwischen Westwall und Maginotlinie. Die bildende Kunst im Kreis Saarlouis 1939/41*, Staden-Verlag, Saarbrücken 2002, 95 S., zahlreiche Abb.

Angesichts der propagandistischen Möglichkeiten, die durchinszenierte Aufmärsche, Parteitage, Photographie und Film eröffnen, spielt die Bildende Kunst und insbesondere die Malerei eine untergeordnete Rolle bei der Verbreitung nationalsozialistischer Ideologie. „Neu [an der Kunst] war nur,“ schreibt der Kunsthistoriker Berthold Hinz, „daß diese Ausstellungen für ganz Deutschland und für die gesamte Kunst der Gegenwart repräsentativ in Szene gesetzt wurden, ... die Art der Inszenierung“ (zit. nach Peter Reichel, *Der schöne Schein des Dritten*

Reiches, Frankfurt/M, 2. Aufl. 1996, S. 361). Ungeachtet ihrer zweitrangigen Bedeutung, bleibt es eine für das Selbstverständnis der Kunst wichtige und für das damalige Saargebiet noch immer unbeantwortete Frage, in welches Verhältnis zum ‚Dritten Reich‘ sich die Künsterschaft gesetzt hat.

Mit *Zwischen Westwall und Maginotlinie. Die bildende Kunst im Kreis Saarlouis 1939/41* legt der Kunsthistoriker Günter Scharwath, der bereits in seiner 1996 erschienenen Studie *Die Kollektivausstellung saarländischer Künstler auf der Großen Berliner Kunstausstellung 1932* einen Blick auf das regionale Kunstschaffen im Nationalsozialismus riskierte, erneut ein Bändchen zum Thema vor. Anhand des Tagebuchs, das der Landrat des damaligen Kreises Saarlautern (Saarlouis), Franz Schmitt, geführt hat und einer von jenem initiierten Kunstaktion, versucht er, die Grenze zwischen propagandistisch instru-

mentalisierte Kunst und der durchschnittlichen Bilderproduktion im Saargebiet nachzuzeichnen.

Landrat Schmitt (1897–1945) – so charakterisiert ihn Scharwath – ist einer dieser ebenso umsichtigen wie um Korrektheit bemühten Verwaltungsbeamten. Während des Saarstatuts verbittet er sich im St. Wendeler Kreistagsplenum, wo er bis 1935 als Landrat tätig ist, jegliche prodeutsche Proklamation. Nach der Saarabstimmung jedoch bejubelt er den „so ‚herrlichen‘ Abstimmungssieg der ‚treudeutschen Bevölkerung an der Saar‘“ (S. 15). Schmitt, der während der Evakuierung und des Frankreichfeldzuges der Wehrmacht immer wieder in den Dörfern und Kampfgebieten seines Kreises nach dem Rechten sieht, läßt schöngeistiges Empfinden durchblitzen. Auf einer Fahrt durch Lothringen begeistert er sich für das Schöne im Schrecklichen: „In unmittelbarer Nähe der feuernden Geschütze ist ein Bauer bei der Heuernte und fährt den beladenen Heuwagen in ein paar Meter Entfernung von den Geschützen nach Haus ... Ein großartiges Bild!“, zitiert ihn Scharwath. (S. 23)

Im Spätsommer 1940 lädt Schmitt drei Künstler ein, die Kriegsschäden in seinem Kreis künstlerisch festzuhalten, um „die Spannung zwischen tödlicher Bedrohung und friedlicher Arbeit zu überliefern“ (S. 41): den Berliner Historienmaler Fritz Grottemeyer, der bereits 1938 zwei Gemälde für den Sitzungssaal des Saarlouiser Kreistages geliefert hat, den allgegenwärtigen Fritz Zolnhofer und Mia Münster, die Schmitt während seiner Tätigkeit in St. Wendel kennengelernt hatte. Anfang Oktober 1940 wird in Saarlouis eine Ausstellung mit den entstandenen Arbeiten eröffnet. Die Gemälde von Grottemeyer und Münster sind zum Teil erhalten oder photographisch dokumentiert: Sie schwanken zwischen Landschaftsidyllen, die erst beim zweiten Blick Kriegsschäden erkennen lassen, und klaren Schilderungen zerstörter Dörfer; Lagebesprechungen von Wehrmachtsoffizieren wechseln ab mit der Darstellung von Aufräumarbeiten. Schmitts Wunsch, die Ausstellung nach Saarbrücken weiterzureichen, scheitert an der Parallelaktion des saar-pfälzischen Gauleiters Bürckel, der Maler mit ähnlichem Auftrag in das ehemalige Kampfgebiet schickt.

Bei seinen Nachforschungen im Umfeld des Schmittschen – man würde heute sagen – Ausstellungsprojekts fördert Scharwath einige Kuriosa zutage. Da reist zum Beispiel ein Künstler aus Speyer in der unmittelbaren Vorkriegszeit

durchs Grenzgebiet und hält die Gegend in Farbzeichnungen fest, die selbst nach damaligem Kunstverständnis billigen Kitsch darstellen. (Einige der Zeichnungen befinden sich heute im Besitz der Kreissparkasse Saarlouis.) Als farbige Postkartenserie reproduziert, werden sie unter dem Titel *Der schöne Gau Saar-Pfalz* von der *Deutschen Arbeitsfront* und der *Nationalsozialistischen Gemeinschaft Kraft durch Freude* vertrieben. Nach dem Frankreichfeldzug ein Jahr später taucht dieser Maler wieder in der Gegend auf, um an gleicher Stelle jetzt die Kriegsschäden aufs lieblichste zu aquarellieren und zu einer weiteren Postkartenserie *Kriegszerstörte westmärkische Dörfer* zusammenzufassen. Die unermüdlichen Verteidiger von Johannes Kirchweg geraten wegen der erwähnten Verleihung des Westmarkpreises an diesen Dichter wieder einmal in Erklärungsnot. Und der Heimatkundler Karl Lohmeyer vertritt in einem Aufsatz für die Nazi-Kulturzeitschrift *DIE WESTMARK* die artistische These, der abwechslungsreiche Barock an Saar und Mosel sei ein „wahrer Westwall der Kunst“ (zit. nach Scharwath, S. 28) gegen den Klassizismus Frankreichs. Nebenbei wird an einige Saarlouiser Künstler erinnert, die längst dem Vergessen anheimgefallen sind. Ob allerdings die nationalsozialistischen Kulturwarte, die zwei Ausstellungen von in Öl gebackenen Materialschlachten und martialischen SA-Recken nach Saarbrücken senden, tatsächlich – wie Scharwath vermutet – die von französischem Gedankengut negativ beeinflusste saarländische Künstlerschaft eines Besseren belehren wollen, oder ob sie nur den auch in Nazi-Zeiten funktionierenden Kunstbetrieb bedienen, sei dahingestellt.

Jedoch spätestens mit Scharwaths Vergleich zwischen der bescheiden angelegten Kunstaktion von Landrat Schmitt und Bürckels aufgeblähter Propagandaschau beginnt das Buch ein Ärgernis zu werden. Jene Eigenschaft, die den Autor gewöhnlich auszeichnet – das wissenschaftliche Engagement für die regionale Kunstgeschichte –, wird ihm zum Verhängnis. Sein Bemühen um Neutralität höhlt unterschwellige Sympathie für die agierenden Künstlerpersönlichkeiten aus; die Nahaufnahme verliert den Weitblick. Und immer gerade dann, wenn man seiner (entlastenden) Argumentation anhand von Abbildungsbelegen und Quellenzitate(n) detail folgen möchte, bleibt Scharwath kurisorisch, während ansonsten Zeitdokumente ausführlich zu Wort kommen.

Im Herbst 1940, kurz nach der Besetzung

Frankreichs, läßt Gauleiter Bürckel gerade in Saarbrücken weilende „ostmärkische“ (österreichische) Künstler zusammen mit einer Handvoll saarländischer Kollegen nach Lothringen karren, um „Ostmark und Westmark in der Verpflichtung um eine Verwirklichung völkischer Haltung sowohl im Kunstschaffen wie in der Kunstpflege zusammenzuführen“ (S. 62) und um „das gewaltige Geschehen im Raum zwischen Westwall und Maginotlinie dokumentarisch festzuhalten“ (S. 63). In die Januar 1941 in Saarbrücken gezeigte Schau *Zwischen Westwall und Maginotlinie* werden auch Bilder von Mia Münster übernommen, die im Auftrag Schmitts entstanden sind. Die von Scharwath suggerierte Entlastung, hier und möglicherweise auch im Falle Zolnhofers sei unverfänglicher Kunst durch die Übernahme von Werken der einen, scheinbar unverdächtigen Ausstellung in die andere, eindeutig politisch motivierte instrumentalisiert worden, läßt sich in ihr Gegenteil verkehren und über die Bande zurückspielen. Warum sollten beide Veranstaltungen, die sich die Dokumentation von Kriegsfolgen zur Aufgabe gestellt haben, nicht demselben Geist entsprungen sein, der sich mit der Phrase Ernst Jüngers vom ‚Kampf als inneres Erlebnis‘ umschreiben läßt? Bei der Erörterung der „geschäftlich sicherlich nicht untüchtigen“ (S. 78) Person Zolnhofer – und nicht nur in diesem Punkt – ignoriert Scharwath die Erkenntnisse seiner eigenen, oben erwähnten Studie. Darin hat er nämlich aufgezeigt, wie Zolnhofer mit einigen Kollegen bereits 1933 den organisatorischen Anschluß der regionalen Künstlerschaft an das ‚Dritte Reich‘ forciert hat. Und das führt sehr wohl zu Konsequenzen bei der Interpretation seiner damals entstandenen Gemälde.

Scharwath stellt den von ihm hochverehrten Heimatforscher mit künstlerischen Ambitionen, Hermann Keuth, der sich als Begründer des Saarland Museums bleibende Verdienste erworben und an Bürckels Propaganda-Aktion mitgewirkt hat, sogar als ein Opfer nationalsozialistischer Umtriebe dar. Wegen seiner angeblich ab den 30er Jahren praktizierten abstrakten Malerei sei er 1933 aus der anschußwilligen regionalen Künstlerorganisation ausgeschlossen worden. Es bleibt schwer nachvollziehbar, daß ein Maler, der noch Mitte der 20er Jahre mit Idyllenkitsch in der Nachfolge eines falschverstandenen Philip Otto Runge oder Ludwig Richter an die Öffentlichkeit tritt und der nach seinem Anschluß in einer Art von Scharwath unterstellten

‚inneren Emigration‘ sich wieder heimattümelnden volkskundlichen Zeichnungen widmet, zwischendurch avantgardistische Ideen verfolgt. Außer einem knappen mehrdeutigen Zitat bleibt Scharwath jeden weiteren Beleg schuldig. Der blasse Hinweis, Keuth sei als über 1935 hinaus bestallter Leiter des Saarlandmuseums und späterer kommissarischer Denkmalpfleger im besetzten Lothringen in dieser Doppelfunktion „selbstredend auch Parteimitglied“ (S. 76) gewesen, wird seiner widersprüchlichen und zweifelhaften Rolle vor, während und nach der Nazi-Zeit nicht gerecht.

Wenn Scharwath, der sich meist ästhetischer Wertungen enthält, einmal zu einer kunsthistorischen Einordnung des Geschehens anhebt, irrt er gleich mehrfach und vorsätzlich: „Die neuen Richtlinien der Kunst ... zeigten keine Wirkung auf das Kunstschaffen der saarländischen Künstler ... Sie huldigten weder der ästhetischen Faszination einer jetzt noch gefragten nationalsozialistischen Kunst, noch waren sie zu einer ‚Kunst im Widerstand‘ fähig ... [Sie waren] eher deutschnational und nicht nationalsozialistisch und produzierten schon mal, wie die Westwall-Ausstellung zeigte, ‚Kunst auf Befehl‘“ (S. 75). Dies liest sich wie eine neue Variante der Mär, die Saarländer hätten 1935 das ‚Deutsche Reich‘ und nicht Hitler gewählt. Hätte er den Katalog *IndustrieMenschenBilder des Historischen Museums Saarbrücken*, den er gelegentlich zitiert, gründlich durchgesehen, hätte ihm auffallen müssen, daß zum Beispiel Zolnhofer sich der ‚Blut und Boden‘-Malerei angedient und der Bildhauer Fritz Koelle nicht im Ausnahmefall, sondern systematisch nationalsozialistisches Pathos in Bronze gegossen hat. Da hilft es nur wenig, darauf hinzuweisen, daß einige frühe Werke der beiden während der Säuberungsaktionen im Umfeld der Ausstellung *Entartete Kunst* 1936 aus der Saarbrücker Sammlung zeitgenössischer Kunst entfernt worden sind. Man hat sie – Scharwath weist darauf hin – schon vorher beziehungsweise wenig später mit dem Westmarkpreis ausgezeichnet. Nebenbei bemerkt: Die wenigen saarländischen Künstler, die anders als Keuth in wirklicher Opposition zur nationalsozialistischen Kunstpolitik gestanden haben, werden gänzlich übersehen.

Scharwaths Irrtümern liegt ein falsches Verständnis nationalsozialistischer Kunstproduktion zugrunde. „Vor allem springt ins Auge, daß wieder Inhalte und Gegenständliches, Motive und Sujets gefragt waren ... Die traditionelle

Gattungsmalerei lebte wieder auf, und mit ihr kam das Tafelbild zu neuen Ehren, wobei die NS-Ikonographie das Tier- und Landschaftsbild, die Bauern- und Handwerksbilder, die Portraits, Akte und Allegorien mehr und mehr durch ‚realistische‘ Kriegsbilder und Industriemalerei zurückdrängte, deren Inhalte alles andere als traditionalistisch sind“ (Reichel, S. 362). Das durchschnittliche nationalsozialistische Kunstwerk erschöpft sich nicht nur im pathetischen Aufmarsch- oder Führerbildnis, sondern bedient gleichermaßen auch die von völkischer Ideologie getragene Genremalerei und eben auch solche Kriegsmalerei, wie sie von Landrat Schmitt und von Gauleiter Bürckel ermöglicht worden ist. Die Tatsache, daß die meisten Künstler während der Nazi-Zeit genauso weiterarbeiten wie davor, belegt eher ihre konservative künstlerische Grundhaltung, die sie für das ‚Dritte Reich‘ kompatibel macht, als eine Unempfänglichkeit für braunes Gedankengut.

„Letztlich betrachtet,“ schließt Scharwath, „waren die Künstler von der Saar für die Zwecke nationalsozialistischer Propaganda alle zu unwichtig, als daß aus ihren Reihen ein im Parteisinne wirklicher Vertreter der NS-Kunst hätte hervorgehen oder hochstilisiert werden können“ (S. 79). Unbestritten haben rein handwerklich gesehen die aktiven saarländischen Künstler jener Zeit nicht genügt. Aber das hat sie nicht daran gehindert, im nationalsozialistischen Kunstbetrieb mitzumischen.

Scharwarths Bändchen, und das macht das Ärgernis komplett, ist ein Fragment geblieben. Aus einer scheinbaren Beschränkung auf das zeitlich eingegrenzte Geschehen im Kreisgebiet Saarlouis und aus selektiver Wahrnehmung hat er ein löchriges Muster fast ohne Wert gestrickt. Denn die meisten Fragen an die saarländische Kunst jener Zeit werden nicht beantwortet.

Uwe Loebens

A la recherche du citoyen perdu

Das Preisrätsel

Weihnachtszeit. Leise schnieselt das Reh. Nun endlich sollte alles ganz friedlich und besinnlich sein. Versonnen schaut man sich noch einmal die Erträge des Jahres an, still und stumm am Tisch herum blickt man etwa auf eierschalenfarbene Umschläge mit viel drin und sogar was drauf. 88, mhm, ja. Viele, viele Buchstaben auch, die sich wie von selbst zu einem Sinn zusammensetzen. Geist und Materie. Schön eigentlich. Viel Eierschalenfarbe. Vielleicht ... zuviel? Komisch das. Komisch auch, wie so nach und nach im Hirn, wahrscheinlich unter Beteiligung von Neuronen und Synapsen aller Art, Erinnerung und das, was gerade ist, Sein und Sollen sich wie von selbst in Beziehung setzen, Vergleiche machen, Schlüsse ziehen ... Wie sich das Bahn bricht und das sogenannte Bewußtsein jetzt bemerkt, daß was nicht stimmt, und dann schon nach kürzester Zeit, eigentlich wohl binnen Millisekunden, auch weiß, daß was nicht stimmt. Guck mal, sagt man zur Liebsten am Tisch gegenüber, guck mal genau da. Huch, kommt es zurück, ein richtiges Huch aus der

Kehle, das sich hier nicht korrekt aufschreiben läßt, und eine Art kleiner *nervous breakdown* kommt dazu. Fassungslos starrt man auch selbst. Eigentlich doch zum Lachen, oder? Aber seltsam, diese kleine eierschalenfarbene Leere schmerzt auch ein wenig, brennt in den Augen. Daß man das so vermißt, erstaunlich. – Also vielleicht doch auch wieder eine gute, verbindende Erfahrung, die man deshalb gerne mit anderen teilen wollte. Gerade damals, zur Weihnachtszeit.

Was genau es war, was hier nicht stimmte, und dies nicht nur zur Weihnachtszeit, und wo genau, also an welchem Gegenstand, eine Leere manch einen schmerzen mochte, das wollen wir von Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, dieses Mal wissen. Unter den richtigen Einsendungen, die uns bis zum 31. Juli 2003 erreichen müssen und wiederum nur aus dem Kreis der auf uns Abonnierten stammen dürfen (Sie sehen, es lohnt, sich diese Hefte zu halten), verlosen wir unter Ausschluß des Rechtsweges den schönen Band *Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken*, herausgegeben von W. Haubrichs, H.-W. Herrmann und G. Sauder, kürzlich erschienen im Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert.

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Angela Fitz, Dr., geb. 1963, Studium der Germanistik in Saarbrücken, in Stuttgart als Lektorin im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ tätig.

Achim Huber, geb. 1956, Studium der Soziologie und Philosophie, arbeitet als Sozialwissenschaftler in Saarbrücken.

Alexander Jansen, geb. 1967, Theaterarbeit seit 1988, Engagements als Dramaturg in Eisenach und Hildesheim, seit 1996 Dramaturg für Musiktheater und Konzert am Saarländischen Staatstheater, Mitwirkung bei Festivals, Ausstellungsbeteiligungen, schriftstellerische Tätigkeit für das Theater, zahlreiche Aufsätze und Rundfunksendungen.

Steffen Kolodziej, „born in the fifties“, sozialisiert mit britischem Blues und Pink Floyd; dann Zappa und Jazzrock & Deutsch-Folk und Brecht/Weill; später Wave, Reggae, NDW und Funk; erste Radiosendung ca. 1985/86; seither geschätzte zwölftausend Betriebsstunden am Mikrofon mit überwiegend musikalischen oder kabarettistischen Inhalten. Bis März 2003 auf SR 1 mit einer der letzten handgemachten Musiksendungen vertreten.

Uwe Loebens, geb. 1958 in Völklingen, bildender Künstler, journalistische Tätigkeit.

Ekkehardt Oehmichen, Dr. phil, geb. 1952, Studium der Sozialwissenschaften in Tübingen, Marburg und Frankfurt/M, seit 1984 in der Medienforschung tätig, seit 1989 beim Hessischen Rundfunk, seit 1992 Leiter der hr-Medienforschung. Zahlreiche Fachpublikationen, zuletzt *Die MedienNutzerTypologie* (Schriftenreihe *Media Perspektiven*).

Sven Rech, geb. 1965, Studium der Literaturwissenschaft in Saarbrücken, seit 1991 als Hörfunk- und Fernsehjournalist beim Saarländischen Rundfunk tätig.

Dietmar Schmitz, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Wien, Bern und Berlin, tätig als Gymnasiallehrer, in der Privatwirtschaft, im saarländischen Umweltministerium, seit 1988 in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung beschäftigt, journalistische Tätigkeit.

Christian Scholz, Prof. Dr., geb. 1952, Studium der Betriebswirtschaftslehre in Regensburg, Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Organisation, Personal- und Informationsmanagement an der Universität des Saarlandes, Saarbrücken.

Erich Später, geb. 1959, lebt in Saarbrücken und arbeitet als Geschäftsführer der Heinrich-Böll-Stiftung.

Volker Stein, Dr., geb. 1966, Studium der Betriebswirtschaftslehre in Mannheim, beschäftigt am Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre, insb. Organisation, Personal- und Informationsmanagement an der Universität des Saarlandes.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der Multiple Sklerose Gesellschaft Saarbrücken.

Ralf Thenior, siehe Seite 111.

Igor Torres, geb. 1968 in Concepción/Chile, betreibt zusammen mit Carsten Diez das Architekturbüro *urbanlaboratorium* in Saarbrücken, www.baubar.de

Rena Wandel-Hoefer, Dr., geb. 1959 in Saarbrücken, 1978-85 Architekturstudium an der TH Darmstadt, 1986 UCLA, Los Angeles, Promotions-Stipendium der DFG, 1989 Promotion über Architekturtheorie, seit 1987 im *Architekturbüro Hubertus Wandel*, ab 1992 in Partnerschaft im *Büro Wandel Hoefer Lorch*, seit 2002 Vorsitzende des *Städtebaubeirates der Landeshauptstadt* Saarbrücken.

Finger weg vom Saarländischen Rundfunk!

” Tatort gucke ich eigentlich sehr gern, von Ausnahmen abgesehen. Zum Glück ist man ja immer vorgewarnt durch den Sender. Also: Finger weg beim Saarländischen Rundfunk! Dieser Kommissar Palu – mentales Baguette, auf dem Rad durchs Grenzgebiet – und permanent ruft einer im Dudenhöffer-Dialekt: „He, Palu, hasch de Mord geklärt?“ Ganz schlimm. “

Harald Schmidt im SPIEGEL-Gespräch, Nr. 50/2002